Inv. 46.134

<36611207280011

<36611207280011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

# FRIEDRICH EBERHARD
## VON ROCHOW

*auf Rekahn &c.*

*Domkapitular zu Halberstadt*

geb. am 11. Octb. 1734.

Digitized by Google

# Patriotisches

# Archiv für Deutschland.

---

Der Gottheit — den Fürsten —
dem Vaterlande

gewidmet

von

Sam. Chr. Wagener

---

Des ersten Bandes erstes Stück.

(Mit dem Bildnisse des Domcapitulars Hrn. v. Rochow.)

---

Im Selbstverlage und auf Kosten des Herausgebers.
In Commission bey Fr. Maurer zu Berlin.
1799.

Patriotisches Archiv für Deutschl. 1,1+12 1799
79 B6
Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

# Ein vorläufiger Gedanke.

Es ist unstreitig eben so unedel als verderblich, den Großen zu schmeicheln; aber gewiß nicht weniger unedel, nicht weniger unpatriotisch, ihnen — auch nicht einmal Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und doch stimmen immer Mehrere in den unseligen Ton ein, überall nur zu tadeln, keinen Fürsten, keine Regierungsverfassung, keinen Landesstand unangefochten zu lassen, auch das Vortrefliche, so bald und so fern es von diesen kommt, kaum anzuerkennen, und an jeder alten Einrichtung der Dinge, weil sie alt ist, zu meistern, und sie urplötzlich gegen eine modischere vertauscht zu wünschen.

Kein rechtlicher deutscher Mann sollte in diesen herrschenden Ton leichtsinnig einstimmen, weil er bey einigem Nachdenken

Digitized by Google

sich überzeugen muß, daß ihm die Zeitumstände das Gegentheil dringend zur Pflicht machen.

Von reiner Vaterlandsliebe beseelt, versucht es der Herausgeber des patriotischen Archivs, jenem Unfuge steuern zu helfen, zur Wiederbelebung des entschlummerten Gemeingeistes, und des ächten Patriotismus sein Schärflein beyzutragen, den leidenschaftlichen Revolutionsfreunden die Ueberzeugungen der kühlen Vernunft vorzulegen, und so dem innern Frieden in Deutschland, von welchem die Wohlfahrt eines jeden — also aller Partheyen abhängt, das Wort zu reden.

Da der von Westen aus herrschend gewordene Geschmack einem Institute dieser Art nicht günstig seyn kann: so bedarf es, in mehr als Einer Hinsicht, der thätigen Unterstützung deutscher Vaterlandsfreunde; der Herausgeber erbittet sich diese inständigst, und rechnet darauf mit vollem Vertrauen.

---

Digitized by Google

# Plan,

## nach welchem das

## patriotische Archiv für Deutschland

## angelegt und geordnet wird.

---

### I.

**Patriotische Belehrungen.**

1. Quellen politischer Unzufriedenheit;
2. Mittel zu ihrer Verminderung:
   a. didactische;
   b. historische.

### II.

**Patriotische Vorschläge.**

### III.

**Patriotische Charakterzüge, hergenommen**

1. von regierenden Personen;
2. von Guthsherrschaften und Staatsdienern;
3. aus dem Bürger- und Bauernstande.

## IV.

Anzeige patriotischer Schriften.

## V.

Patriotische Gedichte.

## VI.

Nachrichten von patriotischen Stiftungen.

## VII.

Patriotische Sätze. (Veranlassungen zu ausführlichen Bearbeitungen.)

# Staatsdiener! Schriftsteller! Leser jedes Standes!

Nie schlummerte der Patriotismus der Deutschen sorgloser; nie vermißte man den Gemeingeist allgemeiner, und doch war nie das deutsche Reich in einer bedenklichern Lage, als gegenwärtig! Nicht etwa der Streit einer Religionsparthey gegen die andere, sondern gänzliche Auflösung der politischen Verbindung seiner einzelnen Staaten, drohet dem theuern Vaterlande; auch ist nur eine Stimme darüber, daß die Wirkung solcher Auflösung, wenn sie je erfolgte — schrecklich seyn müßte. Und daß sie erfolgen kann; wer will das leugnen? — Wer bezweifeln, daß nicht Reichskriege allein, daß, selbst nach geschlossenem Reichsfrieden, auch der Mangel an Gemeingeist und Vaterlandsliebe sie nach und nach herbey zu führen im Stande sind? —

Aber, gottlob! noch ist das uns bedrohende Gewitter nur ein unreifes Gewölk; noch schwebt es, aufblühend, nur niedrig an Deutschlands Ho-

rizonte; noch stehen uns politische Gewitter-Ableiter zu Gebote, auf deren Zuverlässigkeit dann, aber auch nur dann Verlaß ist, wenn vereinte Kräfte sie bald und ernstlich benutzen.

Einer derselben ist — ein redliches Bündniß der Staaten. — *)

Ein anderer — die Vereinigung der Redlichen im Lande zu einem Zwecke, dessen Erreichung die Umstände der Zeit zur Wohlfahrt Aller, dringend fordern und ernsthaft!

Staatenbündnisse sind die Vorwürfe und Schöpfungen der Cabinette; aber ob und in wiefern eine Vereinigung aller wahrhaftig deutschen Männer ausführbar, und in patriotische Wirksamkeit zu setzen seyn möchte — das zu untersuchen, dazu Vorschläge zu thun, darüber die Stimmen erklärter Vaterlandsfreunde zu sammeln, und der Beherzigung des Publicums vorzulegen: dieß ist die Tendenz dieser neuen Zeitschrift; und dieser auf das Gesammtwohl Deutschlands hinzielende Zweck entschuldige sie, daß sie es wagt, sich in die dichten Reihen ihrer Schwester einzudrängen.

Glücklich preisen würde ich mich, wenn mir es auch nur zum Theil gelänge, durch Anlegung

*) Siehe: das neue Licht, oder Rastadter Friedens-Congreß-Aussichten. Januar 1798.

dieſes patriotiſchen Archivs den von uns gewichenen Gemeinſinn, den in einen gefahrvollen Schlummer verſunkenen Patriotismus der Deutſchen neu zu beleben, — deutſches Volksglück in allen ſeinen Zweigen, durch den geſchärften Sinn für reine Sittlichkeit und ächte Religiöſität zu fördern — eben dadurch Zufriedenheit mit unſern Fürſten, Landesverfaſſungen und Ständen zu mehren, und da, wo Vorurtheile in Betreff ihrer uns zu Ungerechtigkeiten, oder excentriſche Erwartungen uns zu Unbilligkeiten verleiteten, ausſöhnend die Harmonie unter Allen wieder herzuſtellen.

„Alſo ein ariſtokratiſches — wohl gar royaliſtiſches Journal?!“ hör' ich bedeutungsvoll bald fragen, bald ausrufen —

Lieber kein Beywort, aus welcher Claſſe und welchem Syſteme es auch ſey; weder royaliſtiſch, noch demokratiſch, weder ariſtokratiſch, noch plebejiſch!

Der Schriftſteller, dem Wahrheit und Recht, dem Tugend und Pflicht, dem Menſchheit und Menſchlichkeit über alles heilig iſt, haſſet billig in Schriften, die dem Gemeingeiſt aller zu einem bürgerlichen Verein gekommenen, d. h. cultivirten Menſchen gelten, jegliches Beywort, das von inviduellen Verfaſſungen entlehnt iſt, und eben darum ſeiner Schrift den unvertilgbaren Charakter

des Kampfrechts, oder der Kampflust gegen Alle, die ihres politischen Glaubens nicht sind, aufdrücken würde.

So ist es, seit jene Benennungen, die, gleich den Kunstwörtern der alten und neuen Philosophieen, und den Systemssprachen der alten und neuen Theologieen, nur für die Schulen und Auditorien sich eignen, in die Sprache des Volks sich herabverirrt haben. So ist es, seit die Welt es zu vergessen scheint, daß nicht der Name der Verfassung, sondern die Verfassung selbst, schadet oder nützet; daß nicht auf der Art und Form der Regierung, sondern auf dem Gewissen der Regierenden das Wohl und Wehe der Staaten ruhet; daß nicht Die Völker glücklicher, oder unglücklicher sind, welche von Einem, oder von Fünfen, oder von Hunderten das Gesetz hören, und darüber wachen lassen, sondern Die, welche dem Gesetze, es gehe von Thronen, oder von Cammern aus, folgen — oder nicht folgen. So ist es, seit der thörichte, unselige Drang des Revolutionirens und Umstürzens bestehender Formen und Verfassungen, das weise, selige Geschäft des Reformirens und Besserns hemmt, und so manche schreibende und schreibselige Hand gedungen wird, da Saamen der Zwietracht auszustreuen, wo der Saame der Eintracht zur Reife gedeihen sollte, — da den Geist des Rai- und Deraisonirens zu wecken, wo

der Sinn der Zufriedenheit mit menschlichen Verfassungen belebt werden sollte, — da den Feuereifer der Gewaltsamkeit durch Blut und Adern zu jagen, wo die sanfte Wärme des Weisen und Guten, der Andere um sich her besser macht, weil er selbst besser wird, gleich einem neuen Lebensgeiste, Herz und Sinn durchdringen sollte!

Hinweg denn mit einem jeglichen Prädikat, das im Voraus Eine Verfassung begünstigt!

Es müssen ihrer nun einmal vielerley seyn und — so wird's bleiben; und ein Weiser der alten Zeit sagt: Alles ist gut unter der Sonne!

Alle Verfassungen — nicht Eine ausgenommen — sind menschlich, und werden's bleiben, und auch das ist gut, weil der Mensch, und sein Thun mit ihm, und jede seiner Anstalten, dann nur reifen können zur Vollkommenheit, und sich nähern der Vollendung!

Aber Allen ist auch etwas Gutes, Treffliches, Herrliches, Erhaben-menschliches eigen, weil alle von Menschen stammten, von Menschen angenommen wurden, welche Menschen, also wahrlich nicht durchaus tadelich und verdammlich waren!

Und eine jegliche Verfassung hat endlich vor den andern allen irgend etwas voraus, daß sie Dem, der es kennt und schätzt, und Dem, der daran gewöhnt ist und dadurch (vielleicht ohne es zu wissen, ohne es Wort haben zu wollen) beglückt wird, so

bald er es erkennt — theuer und werth macht, vor den übrigen Allen!

Deutsche Männer! wendet das auf Eure Verfassungen an, — auf Eure Verfassungen! Sind sie doch mannigfaltig, wie Eure Sprachmodulationen, Eure häuslichen Sitten, Eure Religionsweisen!

Hier ist weder der Ort, noch die Absicht, Regierungsformen gegen Regierungsformen zu halten, sich in Entwickelungen politischer Systeme einzulassen, politische Räthsel zu lösen, politische Träume zu träumen.

Aber Der Ort soll hier seyn, Die Absicht soll die unsrige seyn und — wenn deutsche Patrioten dazu einschlagen — ausgeführt werden:

1. dem Volke der Deutschen — nicht dem deutschen Volke, sondern dem Volke der Deutschen zu sagen, „wie Deutsche es bey ihren Verfassungen, wie sie einmal sind, so gut haben können, wenn es ein jeglicher gut haben will;“

„wie ein jeglicher das Ganze und seine Stelle im Ganzen aus dem Gesichtspunkte der Sittlichkeit und Tugend und der ächten Religion und Religiösität, die dazu hinführt, — solle betrachten lernen;“

„wie unfehlbar da, wo ein jeder seine Pflicht thut, auch eines jeglichen Rechte am ungekränktesten bleiben;“

„wie aber von keiner Verfassung auf Erden der Charakter der Menschlichkeit und Unvollkommenheit gesondert werden könne, und also jede Erwartung des Gegentheils Versündigung an der Menschheit sey, so edel und Pflichtmäßig auch der Wunsch und das Streben nach Vervollkommnung bleibt.

2. Und insonderheit

„den Führern der Deutschen, den Fürsten und Gewalthabern, den Staatsdienern und Fürstenräthen, den Volkslehrern und Volksrichtern, den Schriftstellern, Gesetzgebern und Gesetzauslegern, den höhern und gebildetern Ständen zu sagen:

„„wie bey aller Güte dessen, was da ist, das Ziel des Bessermachens und Vervollkommnens nie aus dem Auge gerückt werden dürfe.““

„„wie durch eigenes Besserwerden, und durch immer strengere, edlere, heiligere Pflichterfüllung ein jeglicher auf seinem Posten des Guten noch mehr stiften, des Bessern noch mehr wirken, das Beste noch sicherer herbeyführen könne und solle;““

und

„dem deutschen Volke, d. h. denen allen, die geführt und geleitet, regieret und beschützet, belehrt und gebildet werden sollen,

„„wie dieß bey jeglicher Verfassung möglich sey, so ferne es da mehr auf das Annehmen des Guten, als auf das Geben, mehr auf das Benützen der Anstalten, die da sind, als auf das Erbauen solcher, die noch fehlen, mehr auf die Willigkeit, zu folgen, als auf das Talent, zu führen, ankommt;““

„„wie der Höhere nicht immer der Edlere und Glücklichere, der Niedrige nicht immer der Unglücklichere und Schlechtere sey; aber wie auch dicht am Throne und auf dem Throne Weisheit und Tugend, Gerechtigkeit und Güte wohnen könne, und in den Hütten der Niedrigkeit dagegen Thorheit und Laster oft am sichersten schlummere, oder — laure;““

„„wie das Gutseyn und Recht handlen, das Seegenschaffen und Nutzenstiften, an keinen Stand und keine Klasse gebunden, sondern ein jeglicher dazu berechtigt, ein jeglicher, wes Standes und Würden er seyn mag, dazu verpflichtet sey! wie an der großen Kette des bürgerlichen Vereins kein Glied gesondert, kein Glied ungelenkig werden, oder rosten dürfe, wenn nicht die ganze Kette zerreissen, oder doch das Wohl des Ganzen, das daran hängt, in Gefahr kommen solle, herabzustürzen.““.

Nach dieſen Vorausſetzungen öffnet ſich dieſes Archiv

„dem Vorurtheile feind,
„der Schmeicheley gehäſſig.“

nur der Wahrheit und Gerechtigkeit. Die daran arbeiten, ſcheuen den denkenden und gutmütigen Gegner eben ſo wenig, als ſie den partheyſüchtigen und bösartigen fürchten. Nach dieſen Vorausſetzungen geziemt dieſer Zeitſchrift kein Beyname, der ſie Einer von allen politiſchen Secten eignete. Aber freylich, wenn Schriftſtellerleichtſinn dem Heißhunger der Leſeſüchtigen demokratiſche Schreibereyen darbietet, die nicht etwa allgemach die unvollkommene oder fehlerhafte Einrichtung der Dinge vervollkommnen und beſſern ſollen, ſondern ſtürmend und gewaltſam zu Werke gehen: ſo müſſen diejenigen, welche das durchaus nicht billigen können, auch die Erlaubniß haben, ja die Verpflichtung fühlen, dieſen ruheſtörenden Schreibereyen Meinungen entgegen zu ſtellen, welche der Ordnung und Ruhe laut und entſchloſſen das Wort reden. Und wenn man dieſe ariſtokratiſch ſchilt, ſo wird der Freund des Guten und Wahren und Rechten der Leidenſchaft nicht Leidenſchaft entgegen ſetzen, ſondern — ſchweigen und dulden und fortwirken, weil es nicht ihm, ſondern einzig ſeiner guten Sache gilt. Nenne, wer da kann, eine beſſere für den bürgerlichen

Verein, als diese: Aufrechthaltung der Ordnung — Eintracht — Zufriedenheit! Ja, wenn der Zeitgeist im übereilten und gesetzwidrigen Umändern der bestehenden, unmodischen Staatsverfassungen ꝛc. ꝛc., wie in seinem Elemente, lebet und webet: so muß der ächte Patriot ihm ungesäumt und pflichthalber gemessene Thätigkeit entgegensetzen, anspruchlos auch seine Saat auf den Boden des Vaterlandes ausstreuen, und es ruhig erwarten, ob sie je unter dem Schutze einer höhern Hand und der wärmenden Sonne der ewigen Vorsicht, gedeihen und Frucht tragen solle.

Zwar nicht gleichgültig, aber doch kummerlos wegen der mancherley Beurtheilungen, die mir die Herausgabe eines patriotischen Archivs unfehlbar zuziehen wird, erwarte ich bey dem allen mit fester Zuversicht, daß es Leser und in jeder Hinsicht gütige Theilnehmer finden werde. Schon jetzt ist es mir gelungen, so manchem dem Kopfe und Herzen nach, ehrenvoll bekannten Schriftsteller und Geschäftsmann für meinen patriotischen Zweck zu gewinnen, und mit mir zu vereinigen; und ich fordere hierdurch nicht die Schriftsteller allein, sondern die deutschen Männer jeden Standes und aller Gegenden auf, dem geistigen Bündnisse ruhe- und ordnungliebender Vaterlandsfreunde bey-

zutreten, und, auf die eine oder die andere Art, in unsern Plan einzustimmen und für unsern Plan mitzuwirken.

Möchten das Alle, die es können! Selbst jene Leichtsinnigen unter unsern Schriftstellern, die aus bloßer Unbedachtsamkeit stürmend zu Werke gingen, werden ohne alles Aufsehen gemeine Sache mit uns machen, so bald sie sich überzeugen, daß ihre leichtsinnige Sprache je einmal für die Ruhe Deutschlands traurige Folgen — auch nur haben könne.

Andere — mir schweben die Schriftsteller überhaupt vor — werden überall die Zahl der Schriften vermehren, die den Geist des ächten Patriotismus athmen, oder, wenn sie lieber wollen, den etwanigen Werth dieses Archivs *), durch Beyträge, aus ihrer Feder geflossen, erhöhen;

Noch Andere — ich meine insbesondere die Guthsherrschaften, die Civilbeamten, die Volkslehrer — möchten Sie dieß Archiv nach allen Kräften verbreiten, und durch handschriftliche Zusendungen (z. B. für das Fach der patriotischen

*) Das ich nur für den ersten Versuch ausgebe; man würde mich daher durchaus missverstehen, wenn man glauben wollte, als bescheide ich mich nicht gern, daß meine Absicht auf eine viel zweckmäßigere Art erreicht, und der Plan zu diesem Archive in jeder Hinsicht vervollkommnet werden könne.

Charakteristik) das Interesse und die Reichhaltigkeit desselben möglichst zu erhöhen und zu fördern, die patriotische Gefälligkeit haben.

Alle aber, die Glieder der höhern, wie die der untersten Stände, möchten sie sich überzeugen, und durch die That anerkennen, daß vermehrte Sittlichkeit und Religiösität der Staatsbürger die erste und sicherste Schutzwehr gegen Ereignisse sey, die den Einen, wie den Andern, ins Elend stürzen — daß man bey gehöriger Ehrfurcht für die Gesetze, selbst dann, wenn sie Spuren der menschlichen Unvollkommenheit an sich trügen, in jedem Staate politisch-glücklich seyn könne — daß der Mensch zwar zur Vervollkommnung seiner selbst und der Dinge um ihn her bestimmt, aber nie und nirgend der Vollkommenheit selbst fähig sey — daß das Gesetz der Weisheit und Gerechtigkeit, nicht Willkühr und Gewalt unser Streben nach einem vollkommenen Zustande leiten müsse — daß der ruhige Gang der Zeit, den die Vorsehung selbst vorzeichnet, und selbst in allen ihren Veränderungen nimmt, der sicherste, und für alle insgesammt, für die gegenwärtigen und künftigen Geschlechter, der wohlthätigste sey — daß hingegen Schreckensscenen aller Art, jeder gewaltsamen Umschäffung der Dinge auf den Fuß nachzufolgen pflegen — daß es jetzt mehr, als je,

die Pflicht der Staatsfreunde sey, die oft absichtlich verkannten edlen Züge aus dem Leben der höhern Stände vielmehr gerecht zu würdigen, anstatt jede hier gegebenen Blöße schonungslos aufzudecken — und endlich, daß es eben so leicht sey, dem leicht bethörten Volke Unzufriedenheit mit seiner Lage einzuflößen, als edel und seegenreich es ist, wenn die vereinten Kräfte aller Redlichen im Lande solchen menschenfeindlichen Bemühungen entgegen arbeiten.

Einige uns Alle nur Ein Wunsch — nur Eine Sehnsucht: nach Ordnung und Ruhe, nach allmähliger Verbesserung — steigender Vervollkommnung!

Einige uns dann aber auch Alle nur Ein Bestreben: für dieses Gute zu wirken und mitzuwirken, so lange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da Niemand wirken kann! —

Rathenow, im December 1798.

Der Herausgeber.

# I.

# Patriotiſche Belehrungen.

## 1)

## Wer ſind die Beförderer gewaltſamer Staatsrevolutionen in Deutſchland?

(Ein Wort des Troſtes und der Warnung.)

Die Frage: wer die Freunde und Beförderer gewaltſamer Aenderungen der Lage der Dinge in Deutſchland ſind? ſcheint freylich als ausgemacht vorauszuſetzen, daß es deren wirklich giebt. Und wer könnte dieß auch nur im Mindeſten noch bezweifeln? — Ohne mit jenen Aengſtlichen überall und bey allen Gelegenheiten Verbündete zu wittern, die förmlich darauf hinarbeiteten, den von Natur ernſten Deutſchen ganz franzöſiſch zu machen, glaube ich doch, daß man mit unverblendeten Augen überall in Deutſchland nach Ruheſtöhrern nicht lange ſuchen dürfe. Ich theile aber das unpatriotiſche Deutſchland in zwey große Haufen

I. in die Unbehutſamen, welche der guten Sache der Ordnung und Ruhe ſchaden, ohne es ſelbſt zu wollen; und

II. in die absichtlichen, mithin boshaften Ruhestöhrer. — Zu den Ersten gehören

I.

vielleicht selbst die Politisch-Kleinmüthigen, welche durch ihre ängstlichen Besorgnisse auch die Herzhaften und Unbefangenen mit ängstlich machen, und so zweckwidrige Maßregeln zur Abwendung des gefürchteten Uebels veranlassen. Sie gleichen Denen, welche, aus übertriebener Furcht vor Krankheiten, bey aller Gesundheitsfülle krank zu seyn glauben, ja durch die Gewalt der Einbildungskraft ihre eingebildeten Uebel zuletzt oft wirklich herbeyrufen. Es ist aber gewiß, daß man wirklichen Gefahren bey männlicher Ruhe und Würde besser, als bey Aengstlichkeit und Unentschlossenheit, entgehet. Nicht selten entstehen dergleichen ängstliche Besorgnisse aus Vergessenheit, oder aus Unbekanntschaft mit den Veranlassungen jener Staatsumformung, die seit wenig Jahren gleichsam unter unsern Augen geschah, und woraus man ohne Noth bange Folgerungen für das benachbarte Deutschland ziehet. Es wird daher nicht undienlich seyn, Frankreichs Revolutions-Veranlassungen, sofern diese im deutschen Reiche nicht da sind, hier kurz in Erinnerung zu bringen. Denn zuverläßig machen in ganz Deutschland, ungeachtet der Menge kleiner Fürsten, und für sich bestehender Regierungen, alle die kleinen,

theils vermeidlichen, theils unvermeidlichen Staatsübel zusammen genommen, nicht den hundertsten Theil von den ungeheuern Staatsübeln aus, welche ferner zu tragen ganz Frankreich nicht Kräfte genug hatte. In Deutschland hat bis heute noch nie eins der kleinen Reiche desselben seinem guten Fürsten Hohn gesprochen, oder seine Regierung verwünscht; in Frankreich hingegen brütete man schon längst über wichtige Staatsveränderungen; und prüfende Beobachter ahneten diese mit Friedrich dem Zweyten schon seit mehreren Jahren:

„Eine Reihe treuloser Minister und selbstsüchtiger Räthe, — sehr oft Kreaturen der begünstigten Buhlerinnen, — wütheten im Busen des Staats, und preßten der erwerbenden Volksklasse, dem armen gedrückten Landmanne, fast den letzten Blutstropfen aus; die Generalpächter verschwelgten das Mark der Provinzen, und häuften, ungestraft, Verbrechen auf Verbrechen; Kabalen und Intrigue beherrschten den durchaus verderbten Hof, und die Großen lenkten den Willen eines guten, aber betrogenen Monarchen nach Belieben, und bereicherten sich auf Kosten des unglücklichen Vaterlandes. Um dem Schimpf eines gewissen Staats-Banquerots zu entgehen, beschließt man endlich, nach unsäglichen Kabalen, die Zusammenbe-

rufung der allgemeinen Stände, der Notablen. Unter den, dieſe Verſammlung bedrohenden, wüthenden Stürmen, ſchuf ſie dennoch eine neue Regierungsform, die nach ihrem Entwurf ſo einzig, als vortrefflich war. Aber, leider ſtanden die damals noch wankenden Grundpfeiler nicht feſt; ſie ſtürzten zuſammen, und begruben unter ihren Trümmern mehrere hunderttauſend natürlich und bürgerlich Todte, einen liebenswürdigen König, und die erſten Köpfe der Nation. Die Sünden der ehemaligen Herrſcher Frankreichs, die der minder ſchuldige Ludwig XVI. büßen mußte, die chimäriſchen Ideen von Univerſalmonarchien, ausgeheckt in dem müßigen Gehirne eines Ludwigs XIV., die Maſſe von Millionen und Menſchen, die ihnen geopfert worden war, die drückende Schuldenlaſt des Landes, welche der ausgezeichnete Glanz und Luxus des Hofes vermehrte, die unerſchwinglichen, immer neuen Auflagen, die Widerſetzlichkeit der Parlamenter gegen die königl. Befehle, die Grauſamkeiten und Bedrückungen, welche Generalpächter, Adel und Geiſtlichkeit ſich erlaubten, das Recht der Edelleute, Bauern-Güter an ſich zu kaufen, dieſe dadurch frey von Abgaben zu machen, die darauf gehaftete Contribution aber den übrig gebliebenen Unterthanen bäuerlicher Herkunft aufzubürden, und andere unzählbare Gebrechen,

fast in jedem Theile der Staatsverwaltung, liessen nicht nur wichtige Reformen voraussehen, sondern machten sie sogar unvermeidlich.“

So war also die französische Staatsumwälzung offenbar eine durch den Drang der Umstände nothwendig herbeygeführte Begebenheit. Dagegen wissen wir in Deutschland nichts von einem ähnlichen vereinten Drange der Umstände. (Denn nirgend in demselben, selbst nicht in dem unglücklichsten verwahrlosetesten Winkel des deutschen Reiches, haben jemals jene französischen unerträglich schwerdrückenden Staatsübel, jene schreyende Ungerechtigkeiten, jene empörenden Tyranneyen, Statt gehabt!) Auch sind die Einwohner Deutschlands so verschiedenen Regierungen unterworfen, daß eine allgemeine Uebereinstimmung zu einer Revolution fast unmöglich ist. Wenn Eine bedrückte Provinz sich empörte, würde es die benachbarte, die unter einer mildern Regierung stehet, darum so gleich auch thun? — Vielmehr wird das Feuer des Aufruhrs erstickt seyn, ehe es sich ausbreiten kann, und kein Land ist sicherer vor dem Einfluß des französischen Regierungssystems, als das Land der Deutschen. Oder ist denn Frankreich das erste Land, das sich zur Republik erhebt? Ist sein uns gegebenes Beyspiel nicht vielmehr schon oft vorgekommen? — Rühmen sich die

Engländer nicht, schon längst die Freyheit erlangt zu haben? Aber haben die benachbarten Nationen, die von ihnen Sclaven der Könige genannt wurden, sie darum nachgeahmt? —

Dazu kommt noch der himmelweite Unterschied zwischen dem französischen und dem deutschen National-Charakter. Wer diesen nur einigermaßen kennt, wird überzeugt seyn, daß der Deutsche von gewaltsamen Aenderungen der Dinge entfernter ist, als irgend ein Volk in Europa. Seine überlegende, kaltblütige Ruhe, wenn bloß einseitiger Vortheil reizet, seine unermüdete Thätigkeit, wenn Gehorsam ruft — sein fester, eiserner Sinn, gestählt durch das Feuer der anerkannten Nothwendigkeit — sein inniges Gefühl für den Werth reiner Religion, die weder durch Voltairesche Freygeisterey, noch durch französisches Pfaffenthum zur bloßen Spielerey oder zu einem leeren Schreckbild herabgewürdiget ist — kurz, sein alter Ruhm des Bidersinns und der unwandelbarsten Treue gegen Gott und Tugend, gegen Regenten und Landesverfassung, zur Stunde möglicher Versuchung — dieß Alles sichert uns eben so, als die Weisheit und Milde vieler unserer jetzigen Regierungen!

Ja, ohne allen Zweifel ist die Furcht vor den heillosen Verwüstungen nothgedrungener Volksstür-

me da durchaus ungegründet, wo keine Ludwige, nach Art des Vierzehnten Französischen, diese Stürme Jahrhunderte lang vorbereiteten, und die Machtinhaber die Grenzen der ihnen stillschweigend übertragenen Gewalt nicht so ganz willkührlich überschritten.

Auch findet sich in der ganzen ältern und neuern Geschichte kein Beyspiel, daß in einem wohlregierten, mit Gerechtigkeit, Weisheit und Milde beherrschten Lande — welche von den verschiedenen Staatsverfassungen es auch die Seinige genannt hätte — Empörung entstanden wäre. Noch sind alle gewaltsamen Staatsumformungen entweder in der Ungerechtigkeit, oder in der Schwachheit und Thorheit der Regierung, oder in beyden Fehlern zugleich begründet gewesen.

Eine andere hoch in Anschlag gebrachte Bedenklichkeit der Politisch-Kleinmüthigen besteht darin, daß man sagt: die Lobredner des Neuen hätten die Neigungen für sich, während daß die Vertheidiger des Alten sich an die kalte Vernunft wenden müßten. Man möchte also, wie es scheint, wegen dieses allgemeinen Hanges zu Neuerungen, den Völkern auch gern einen Hang zu Regierungs-Neuerungen, und eine nur daraus entspringende politische Unzufriedenheit aufbürden. — Freylich ist der Mensch in der Regel für Abwechselung; nur muß man diese

zufällige Neigung nicht mit dem nothwendigen Triebe nach einem Besserseyn (diesem von der Natur uns eingeimpften Triebe, diesem großen Erweisgrunde unserer Fortdauer nach dem Tode) verwechseln. Dagegen finden wir bey dem Menschen einen, wenigstens eben so allgemeinen Hang zur Bequemlichkeit. Wo wir hinsehen, finden wir ihn bestätiget. Und dieser Hang in Vergleichung mit jenem, ist unstreitig der überwiegende. Wenn: Regierungsformen abändern, eine eben so leichte Sache wäre, wie man ein altes und neues Kleid ab- und anlegt, nun dann würden wir vielleicht eher Staatsumwälzungen zu befürchten haben.

Wäre aber die Erscheinung einer ungerechten Revolution auch wirklich möglich, so würde sie doch nur ein Beweis seyn, daß das Volk nicht aufgeklärt genug war, die unvermeidlichen und tausendfachen Gefahren und Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung einzusehen. In dieser Hinsicht giebt es daher für den Freund der gesetzlichen Ordnung und Ruhe, dessen Beruf es ist, in irgend einer Art, auf das Ganze einzuwirken, keine heiligere Pflicht, als die, den Unterthanen über seinen wahren Vortheil zu belehren, und ihn gehörig zu überzeugen, daß er sein und der Seinigen unbezweifeltes Bestes nicht ärger verkennen, das Gebäude seiner häuslichen und staatsbürgerlichen

Glückseligkeit nicht gefährlicher untergraben, und dasselbe auf Menschenalter hinaus nicht unfehlbarer zertrümmern könne, als wenn er, im eingebildeten Gefühle der Unerträglichkeit seiner staatsbürgerlichen Last, sein irdisches Heil in gewaltsamen Maaßregeln gegen Landesherrschaft und Landesverfassung suchen zu müssen glaubte. — Zum großen Haufen derer, welche der beglückenden Ruhe Deutschlands unabsichtlich schaden, gehöret ferner

2.

Die nicht unbedeutende Schaar der gutmüthigen Erzreformatoren, die bey jeder Gelegenheit mit jugendlichem Enthusiasmus als eifrige Schutzredner des Revolutionswesens auftreten. Sie decretiren ohne Anstand die Vereinigung Aller Staatsbürger zu Einer Republik, und lassen auch nicht Einem Fürsten des großen deutschen Reichs Gnade wiederfahren. Auf ihre Würdigung der deutschen Regierungssysteme scheint daher anwendbar zu seyn, was ein erfahrner Denker von der Freygeisterey behauptet: „Ein Bischen Philosophie, sagt er, macht den Menschen zum Atheisten; aber die Fülle derselben dringt ihm den Glauben an die Gottheit wieder auf.“ — (Ein Bißchen politische Einsicht und Regierungskunde stimmt den deutschen Staatsbürger für das

Republicaniſiren; aber gründlichere Einſichten der Art, und kühle Vernunft erwecken in ihm wieder den Sinn für wohlregierte Monarchieen.) — Wenigſtens vergeſſen unſere Brauſeköpfe, daß man in jedem Staate, worin man nur Ehrfurcht für die Geſetze hat, glücklich ſeyn kann. Und noch nie ſcheinen ſie die beherzenswerthe Wahrheit gedacht zu haben: „daß ein umſtürzender Thron einem fallenden Berge gleicht, der die Ebene zerſchmettert, und da ein tiefes, todtes Meer hinterläßt, wo ein fruchtbares Land blühen, und eine luſtige Wohnſtätte ſeyn könnte.“

Ihre Abſicht iſt in der That untadelhaft; denn ſie wollen ihr Schärflein zum Heile der Menſchheit beytragen. Aber möchte auch das Mittel, wodurch ſie der Menſchheit Heil zu bringen glauben, untadelhaft ſeyn! Ihnen iſts nicht darum zu thun, den langſamen Stufengang aller Dinge einzuſchlagen, und allgemach von Einer Verbeſſerung auf dem Wege Rechtens, zur andern fort zu ſchreiten. Nein, mit der Heftigkeit des Jugendfeuers gehen ſie zu ſtürmend zu Werke. Urplötzlich reißen ſie das alte, noch ziemlich feſte, und nothdürftig bequeme Gebäude nieder, um einen, nach Ausſage ihrer noch ungeſchwächten Einbildungskraft, unendlich ſchönern, den Zeitbedürfniſſen angemeſſenern Pal-

last wieder aufzuführen. — Ob man darüber vielleicht mehrere Menschenalter hindurch ohne Dach und Fach, allen Stürmen der Witterung ausgesetzt seyn möchte, das kümmert sie nicht. Freylich wollen sie bey ihrem gutgemeinten Verbesserungseifer die neue Pallastschöpfung eben so rasch vollenden, als rasch sie das alte Gebäude zu zertrümmern gewilligt sind; allein ihre Unerfahrenheit hat nicht berechnet, daß man, auch in politischer Hinsicht, an Einem Tage mehr niederreißen, als in vielen Jahren verbessert herstellen kann. Ueberhaupt ist das Tadeln leichter, als das Bessermachen. Auf das Niederreißen versteht sich fast ein jeder; aber auch auf das Aufbauen? — Zum Zertrümmern bedarf es nur der Hände, zum Wiederherstellen des neuen Staatsgebäudes sind außer den Händen auch Köpfe nöthig, und zwar Köpfe, die sich vortheilhaft auszeichnen.

Freylich mag mancher von diesen Erzreformatoren, bey wenig Bescheidenheit und einem übertriebenen Zutrauen zu sich selbst, das neue Staatsgebäude vortrefflich aufführen wollen, und die wohlthätigen Warnungen alter, erfahrner Staatsmänner für sehr überflüßig halten. Aber desto schlimmer für das Land und dessen Einwohner, wo dergleichen schäumende Fluthen den hie und da gekrümmten Damm bloß darum durchreißen, damit neue und zwar geradere Dämme gegen

künftige Fluthen wieder hergestellt werden mögen. — Es wäre doch in der That traurig für Deutschland, wenn sich auch hier wieder bestätigte, was Friedrich der Einzige so schön, als richtig sagt: „Die Thorheiten der Väter (des einen „Volkes) sind für die Kinder (benachbarten „Nationen) verloren; jedes Geschlecht (Volk) „will eigensinnig lieber seine eigenen Fehler theuer „bezahlen, als, wohlfeilern Kaufes, diejenigen „der Vorfahren (Nachbaren) benutzen."

Ueberhaupt dürfte das eigenliebige, selbstsüchtige Wesen der Schwärmer, von welchen hier die Rede ist, als eine reichhaltige Quelle so manches politischen Unheils anzusehen seyn. Plansüchtig wandeln sie in dem für ihren Geschmack durchaus veralteten deutschen Staatsgebäude umher, und spähen die einzelnen morschen Pfeiler desselben aus. Kaum erblicken sie einen derselben, so überfällt sie eine Angst, als ob das ganze Gebäude, in welchem sie noch Jahrhunderte lang sicher wohnen würden, so eben über sie zusammen stürzen wolle. Da dringen sie nun auf Beschleunigung des neuen Baues, und verschreyen den alten bis zum Ermüden als unbewohnbar. Anstatt einen Theil desselben nach dem andern mit gehöriger Vorsicht der bessernden Hand verständiger Baumeister zu empfehlen, ruft ihr Ungestühm ohne Noth Verlegenheiten aller Art herbey. Sie seufzen nach

ewigem Frieden, und wollen ihn durch den blutigen Kampf gegenseitig erbitterter Fürsten und Unterthanen, durch die schreckenvolle Ewigkeit eines Meinungskriegs begründen. Sie wünschen aufrichtig, der Menschheit wohlzuthun, und schlagen ihr die tiefsten, unheilbarsten Wunden.

„Aber diese Wunden, höre ich sagen, werden nicht lange bluten.“ — Nicht? — Und wäre dem auch also; wozu überhaupt verwunden, wenn man beglücken will, und — beglücken kann, ohne allen den Jammer und alle die Schreckniſse eines Bürgerkrieges voranzuschicken? — So wie die Zeit unfehlbar jeden Kummer stillet und jedes Uebel mildert, so hilft sie auch allgemag jedem Gebrechen eines Staatskörpers ab. Wie ein guter Arzt nur Handlanger der Natur ist, und seyn darf und seyn will: so sollen auch gute Staatsbürger der Vorsehung im allmähligen Fortrücken des menschlichen Geschlechts nur an die Hand gehen, nicht aber ihr vorgreifen. Allein dieß wohlthätige Handlangergeschäft ist unsern geistvollen Reformatoren zu kleinlich. Stolz und ungeduldig thun sie der Zeit, deren zwar langsamen, aber sichern Schritten sie nichts schuldig seyn wollen, Gewalt an, um die Ehre der Reformation aller Dinge — nicht mit ihr theilen zu dürfen.

Aber fürchtet nicht, ihr Freunde der Ruhe und Ordnung! daß diese unsere schwärmenden Politiker mit der Zeit zu einer für Deutschland gefahrvollen Masse anwachsen werden. Ihr Fehler gehört zu denen, die man mit jedem Jahre mehr ablegt; gutmüthige, obgleich übereilte Thätigkeit der Jugendkraft ist fast immer der Vorbote künftigen, achtungswürdigen Männersinnes. Ich habe gesehen, wie aus den leidenschaftlichsten Anhängern des Revolutionswesens, die erklärtesten und eifrigsten Vertheidiger der kalten Vernunft gebildet wurden. —

3.

Hieher scheinen drittens auch die Rechtlich-Unzufriedenen zu gehören, die man aber keinesweges mit den Niemalszufriedenen, von denen weiter unten die Rede seyn wird, verwechseln darf. Hier und da ist zum Beyspiel ein verdienstvoller Mann vernachläßiget, einem weniger brauchbaren von Stande, oder von Verbindungen, nachgesetzet, oder sonst unbillig und ungerecht behandelt worden. Dadurch wird ihm dann natürlich ein Haß gegen den gewöhnlich ganz unschuldigen, durch falsche Rathgeber zum Mißgriff, verleiteten Fürsten eingeimpft, welcher der bestehenden Staatsverfassung unter günstigen Umständen allerdings gefährlich werden kann. Aber gottlob! die Zahl solcher Unzufriedenen ist eben so gering

als selten man sich in Deutschland dergleichen Unbilligkeiten und Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen läßt. Und die Gefahr, welche durch sie für das Vaterland erwächset, wird sich in eben dem Maaße vermindern, in welchem gute Fürsten überall jene unpatriotischen Rathgeber zu verachten und von sich zu entfernen anfangen, die sie zu dergleichen, oder ähnlichen Mißgriffen verleiteten.

4.

Ich rechne viertens zu Denen, die, ich will annehmen, ohne böse Absicht, Ruhestöhrungen in Deutschland veranlassen, auch die Verketzerer. Ihre Zahl ist Legion; und wehe dem Denker, der, im warmen Gefühle für Wahrheit und Recht, nicht jeden seiner Schritte gehörig abmißt! Wie leicht ist es, von diesen Schreyern mit dem Namen eines Aufklärers im bösen Sinne des Worts, gebrandmarkt, oder (was leider jetzt fast gleichbedeutend ist) als das Mitglied einer deutschen Revolutionsgesellschaft, deren wirkliches Daseyn noch nicht einmal erwiesen ist, verhaßt gemacht zu werden. Diese politisch-literarischen Großinquisitoren bewirken von dem, was sie mit ihren ewigen Verketzerungen erzielen, nicht selten gerade das Gegentheil. Sie wollen dadurch die Ruhe Deutschlands sichern; aber — welch ein verächtliches Mittel zur Erreichung eines so edlen Zweckes! — Oder müßte

man im Ernſte Leſer und Schriftſteller, Vorgeſetzte und Untergebene, Fürſten und Unterthanen entzweyen, gegen einander aufhetzen und mißtrauiſch machen, um ſo den Landfrieden zu ſichern? — Wäre es wirklich das Gerathenſte, ſein Für und ſein Wider in der großen Angelegenheit des Tages in der Sprache der Leidenſchaft vorzutragen, ohne zu bedenken, daß dieſe Sprache gerade am wenigſten geeignet iſt, diejenigen, die anderer Meinung ſind, zu überzeugen, und für die gute Sache zu gewinnen? — Aber wie will man vollends vor dem Richterſtuhle der geſunden Vernunft jenes ungeſittete Geſchrey gegen alle Denk- und Preßfreyheit entſchuldigen? Keine Unterdrückung rächt ſich ſtärker, als die Unterdrückung des Geiſtes! „Und gewaltſame Mittel, die „eben ſo unbillig, als verhaßt ſind, beſchleunigen „in der That die fürchterliche Kataſtrophe, welcher „man dadurch vorbeugen will“ *).

Unverantwortlicher als Alles iſt daher der Ungeſtüm, womit man z. B. in einigen bekannten Zeitſchriften, die Fürſten von den ſanften, auf die Sicherung der Ruhe Deutſchlands abzweckenden Mitteln abmahnet, und zu gewaltſamen Schritten auffordert. — „Iſt es nicht ein wahres Glück, möchte man hier mit einem andern Schrift-

*) Wielands neue Göttergeſpräche. S. 268.

steller fragen, daß das verehrungswürdige Corps deutscher Fürsten und Minister viel zu weise ist, um solchen Aufhetzungen das Ohr zu leihen? Und könnte, wenn der Fall anders wäre, Ein solches Buch nicht mehr Unglück über unser Vaterland bringen, als die erklärtesten Revolutionsfreunde, und alle aufrührerischen Schriften zusammengenommen?" —

II.

So scheinen also die vier Menschenclassen, von denen bisher die Rede war, jene Besorgnisse vor stürmischen Veränderungen der Lage Deutschlands nicht zu rechtfertigen. Denn da sie bloß ohne böse Absicht, und selbst wider ihren Willen die Förderer von Volksunruhen sind, oder werden können: so darf man sie auch nur eines Bessern überzeugen, um sie unschädlich zu machen, und selbst desto eifrigere Schutzredner der guten Sache an ihnen zu gewinnen. Aber es ist begreiflich, daß unter den acht und zwanzig Millionen Einwohnern Deutschlands auch Mehrere seyn werden, die des Namens Deutscher Staatsbürger unwerth sind. Ich rechne dahin

1.

alle Deutsche Sans-Culottes, bezeichne aber damit keinesweges die achtungswürdige untere Volksclasse, deren Theil Armuth und Dürftigkeit

ist. Diese ist vielmehr, im Ganzen, bey der Reinheit ihrer Sitten, Gott und der Pflicht gewiß mit am längsten getreu. Nein, die durch eigene Schuld verarmten Taugenichtse und Tagediebe, die Glücksritter, Projectmacher und muthwilligen Bankerottierer sind es, welchen ich jenen allgemeinen Namen beylege. Diese politischen Mordbrenner legen gleichsam an allen vier Ecken des Staates Feuer an, um desto sicherer stehlen zu können, während die guten Bürger, deren Privateigenthum entweder noch fern von der Flamme ist, oder die, um das Ihrige unbekümmert, patriotisch nur das allgemeine Beste im Auge haben, mit den Löschungsanstalten beschäftiget sind. Der durch seine Schuld verarmte Taugenichts hat nicht Lust zu arbeiten, und möchte doch gerne reich werden; was kann ihm also willkommener seyn, als Anarchie und Aufruhr, da alsdann im Staate Alles buntüber geht? — Ob Tausende darüber zu Grunde gehen, das kümmert ihn nicht; genug, wenn Er Einzelner dadurch nur sein Glück macht. Oft treiben diese Menschen ihr meuterisches Wesen ganz unbefangen, indem sie, als anspruchvolle Vielschwätzer, als tadelsüchtige Raisonneur's, sich zu Demagogen des leichtbetrogenen Volkes aufwerfen, den Geist der Unzufriedenheit nähren, und überall den Samen der Zwietracht und des Mißtrau-

eus ausstreuen. Nichts ist nöthiger, als daß die Policey ein wachsames Auge auf diese Verworfenen habe, nicht eben, als ob der von ihnen ausgestreuete Same unter den Deutschen — wie der Funke im Zunder — überall Empfänglichkeit vorfände: sondern weil es gar zu leicht ist, die Unmündigen im truglosen und unbefangenen Volkshaufen zu bethören, als unschuldige Werkzeuge teuflischer Plane mißzuleiten, und ins Verderben zu stürzen.

2.

Eine andere Classe von gefährlichen Revolutionsfreunden ist die, der Niezufriedenen, der Herrsch- und Ehrsüchtigen, der Neidischen und Rachgierigen, überhaupt Aller, die ächt egoistisch von Aufopferung und Patriotismus nichts wissen wollen, und aus denen der Eigennutz spricht und handelt. Man findet sie am häufigsten unter den Gebildetern des Bürgerstandes. Auch ihnen ist die gewaltsame Umkehrung der Dinge, welche sie beabsichten, nicht Mittel zur Beglückung Aller, sondern Zweck. Sie selbst wollen durch Revolutionen, wo nicht allein, doch vorzüglich, gewinnen; gesetzt auch, es gingen Tausende darüber zu Grunde. Bey ihrem selbstsüchtigen Eigendünkel genügt ihnen nichts, daher ihre Niezufriedenheit, ihr oft unanständiges Schelten auf Fürsten und Adel und Gerichtshöfe und Geistliche, kurz auf Alles

ohne Ausnahme. Mit erheuchelter Bescheidenheit wissen sie ihren Stolz und ihre Herrschsucht, unter der schönen Larve der Vaterlandsliebe, zu verbergen; aber wehe der guten Sache, wehe dem Manne, der ihnen im Wege stehet, wenn sich eine Gelegenheit darbieten sollte, wobey sie sich zu Reichthümern und Ehrenstufen hinan zu schwingen hoffen könnten. Hier ergießt solch ein Tadelsüchtiger seine Galle, und verbreitet Unzufriedenheit mit seinem Fürsten und dessen Räthen; und warum? Vielleicht weil sie beym Beschlusse einer Regierungsmaßregel ihn nicht zu Rathe zogen, oder ihm einen Dienst verweigerten, dem er nicht gewachsen, oder dessen er nicht würdig war. Dort schimpft ein Anderer, vielleicht ein neidischer Bürgerlicher, auf Alles was zum Adel gehört. Und warum? — „Weil mir dieses drückende Ka„stenvorrecht, jener Edelmann ohne Her„zensadel nicht gefällt.“ — Ja angeblich! In der That aber hauptsächlich, weil nicht auch Du zur Kaste gehöreſt, und dieser höhere Stand für Dich dasselbe ist, was dem Fuchse in der Fabel die unerreichbare Weintraube war. — Verfiele der Staat jemals in den Irrthum, die eingebildeten Verdienste dieses Neidischen mit einem Adelsdiplome belohnen zu wollen, vielleicht würde er beyde Hände darnach ausstrecken, nun eine von der vorigen ganz verschiedene Sprache führen, und in Schutz

nehmen, was er vorhin laut tadelte. Daß Menschen dieser Art zu den Gefährlichen im unrepublicaniſchen Staate gehören, iſt einleuchtend; denn ſie ſind zu Allem fähig, und wenn ihnen kein anderer Weg übrig bleibt, ihre unlautern Wünſche zu befriedigen: ſo wandeln ſie allenfalls auch über die blutigen, dem Stolze, der Habſucht und Herrſchluſt geopferten Leichen hin, um ſo in der erſchlichenen Würde eines Volksrepräſentanten nach Herzensluſt Adelsbriefe zerreißen, und Wappen zerbrechen zu können. Möchte die Sorgfalt, welche unſere Großen dem Erziehungsweſen zu widmen anfangen, unſere Hoffnung für die Zukunft rechtfertigen, und ſo das Vaterland von dieſem politiſchen Unkraute ſchon in den nächſten Geſchlechtern ganz geſäubert haben!

3.

Verwandt mit ihnen ſind die einzeln zerſtreuten jeſuitiſchen Freunde der Finſterniß und der Tyranney, welche zur Erreichung ihrer unlautern Zwecke gern alles vernünftige Denken von der Erde vertilgen möchten. Da ſie, gedankt ſey es den Erfindern der Buchdruckerkunſt! auf dem gewöhnlichen Wege zu ihrem Ziele zu gelangen, keine Hoffnung haben, ſo ſind ſie bösartig genug, die umgekehrte Methode einzuſchlagen, indem ſie, im Geiſte Heberts, durch Beförderung des Unglaubens da Land zu gewinnen ſuchen, wo die Waffen des Aberglaubens zu ſtumpf ſind.

Man könnte sie, mit unsern deutschen Sprachforschern, Verfinsterer und Nachtverbreiter nennen; denn sie kleben ewig am Wahne und Vorurtheile, weil sie vom Wahne und Vorurtheile ihren Vortheil ziehen. Sie erschöpfen alle Künste, der Nacht, um einen undurchdringlichen Wolkenflor zu erschaffen, damit das tappende Menschengeschlecht ihre Ansprüche, ihre Schmähungen, ihre Truglist nicht auffinde, sie nicht zu Entsagungen und zur edlern Thätigkeit zwinge. Sie scheinen also das ins Werk setzen zu wollen, was sie den ehemaligen Illuminaten als Hauptzweck unterschoben. Anstatt die Gemüther zu beruhigen, ist vielmehr ihr böser Zweck: durch allgemein erregtes Mißtrauen Verwirrung und Unheil anzurichten. Sie suchen die alte Nacht wieder herbey zu führen, damit man in der Dunkelheit ihre Schleichgänge nicht sehe, und ihr Gewebe nicht zerreiße. Sie legen es darauf an, die Fürsten zu gewaltsamen Maaßregeln zu verleiten; Entsteht Murren hieraus, so schelten sie es Aufruhr, und denunciren den, der ihnen in den Weg kommt. Alsdann, hoffen sie, werden sich ihnen die Großen unbedingt in die Arme werfen, so daß sie vollen Spielraum gewinnen, um durch Preßzwang und Verfolgung aller Art jeden Widersprecher zum Schweigen zu bringen. Und da die Publicität ein Hauptstein des Anstoßes für sie ist, weil da-

durch ihre üblen Anschläge leicht und bald an den Tag kommen würden, so soll sie auf einige Zeit abgeschafft werden, und alle Welt durch das Glas ihrer Meynung sehen. So entstehen dann Lettres de Cacher, und Inquisitions-tribunale, und alles das tausendfache Unheil, welches von jeher in deren Gefolge war. Kann in unsern Tagen etwas auf geraderem Wege zu französischen Ereignissen hinführen? — —

4.

Endlich gehören hierher noch ganz besonders alle ungerechten und unwürdigen Glieder unter den verschiedenen Dienern eines Staats. Wie Mancher von ihnen ist ein wahrer Tyrann gegen seine Untergebenen, während der Fürst, ein wahrer Vater seiner Unterthanen, sich aufrichtig beeifert, Alles um sich her so zufrieden und so glücklich zu machen, als dieß in einer Welt voll Mängel und Unvollkommenheiten möglich ist. Täglich veranlassen diese treulosen, die untern Volksclassen sehr belästigenden Staatsbeamten, vorzüglich bey Städtern, die Sehnsucht, nicht sowohl nach Minderung der Abgaben, als vielmehr nach Vereinfachung derselben, und nach Erleichterung ihrer Erhebung. Jeder vernünftige Unterthan entrichtet willig die Abgabe an sich, welche ein gewissenhafter Landesherr ihm abfordern zu lassen sich gezwungen sieht; denn

er weiß nicht nur, daß man auf alle Vortheile gesellschaftlicher Verträge würde Verzicht thun müssen, wenn man sich einen Staat ohne Abgaben erträumen wollte; sondern er glaubt auch gern, daß die Forderungen seines Fürsten immer nur Bezug auf die Landeswohlfahrt haben, und den wahren Bedürfnissen des Staates eben so, wie den Kräften jedes Beytragenden, angemessen sind. Aber die Art, wie mancher Officiant, ganz wider den Willen der Vorgesetzten, diese Abgabe nun wirklich erhebt; die Chikane, womit er dem Gebenden das Contribuiren verbittert und drückend macht: das ist es, wodurch in die Gemüther der Menge nicht selten ein böser Keim der Unzufriedenheit mit der Landesverfassung gelegt; das ist die Art, wie diese kleinen Tyrannen den besten Fürsten unverantwortlich berauben, indem sie ihn um die Liebe des Volks, um die Anhänglichkeit der Unterthanen an ihre Regierungsverfassung bringen.

Eben so trägt und leistet der Landmann mit Vergnügen die Lasten und Pflichten, welche, von den Urvätern her, auf seinem Landguthe haften, und wobey der eigne Haushalt einer arbeitsamen und wohleingerichteten Familie sehr gut bestehen kann; aber diese Lasten werden ihm unerträglich, diese Verpflichtungen fangen an, ihm zweifelhaft zu werden, wenn einem harten Beamten des Guths-

herrn tausend Mittel und Wege zu Gebote stehen, den fröhnenden Arbeiter, dem er nicht wohl will, zu mißhandeln, zu drücken und auszusaugen, und in ihm, dessen Pflichten er vielmehr möglichst versüßen sollte, Erbitterung zu erwecken. Wie sehr ist der Guthsherr (er sey Fürst oder Edelmann) zu bedauern, dessen gewissenloser Beamter ihn auf diese Art um die Liebe und Ergebenheit Derer bringt, die er zu beglücken strebt, und die, befreyet von dem Drucke jenes Untertyrannen, der Treulosigkeit und Verrätherey nie fähig seyn würde.

So empört in einzelnen Ländern Deutschlands noch mancher Blutsauger von Advocaten den nicht begüterten, nach Recht und Gerechtigkeit schmachtenden Unterdrückten, und mergelt, durstig nach Golde, durch seine Hetzereyen und Vorspiegelungen den Klägern und den Beklagten zugleich aus. Und wo soll dann Achtung für die Justitzverfassung eines solchen Landes, wo Liebe zu Denen, welche Recht und Gerechtigkeit handzuhaben vorgeben, wo die nöthige Ehrfurcht für die Gesetze herkommen?

Alle diese, und ähnliche unwürdige Glieder unter den verschiedenen Dienern eines Landes gehören unstreitig zu den gefährlichsten Menschen im Staate, denn ihnen ist unter allen Unruhstiftern und Aufwieglern, als solchen, in der Regel nicht nur am schwersten beyzukommen, sondern

man hält ſie auch nicht immer der Ruhe und dem Glücke eines Landes ſo gefährlich, als ſie es wirklich ſind.

Heil und Segen daher allen guten deutſchen Fürſten, denen es, wie Friedrich Wilhelm dem Dritten, ganz vorzüglich am Herzen liegt, die in allen Zweigen der Regierung angeſtellten Officianten moraliſch zu würdigen, und Alles, was beym Sichten, als Spreu unter dem guten Korne, zu leicht erfunden wird, unſchädlich zu machen, und nach den Grundſätzen guter Staatsökonomie anderweitig zu benützen. So werden die Väter des Volkes, denen das Wohl ihrer großen Familie — der Nation — nicht minder, als ihr eigenes perſönliches Wohl, am Herzen liegt, die einzigwirklichen Gefahren, welche der Ruhe Deutſchlands drohen möchten, unfehlbar vom Throne und Staate entfernen, und unbekümmert ſeyn können, wenn auch rund um ſie her mehrere auf den geprieſenſten Grundſätzen beruhende Regierungsformen ſich erheben ſollten. Glückliche Deutſche werden weder jetzt, noch jemals ihren freyen Nacken unter das Joch der Willkühr irgend einer Macht beugen, die zudringlich eine Freyheit nach ihrem Sinne uns anbieten möchte, ohne daß wir deren, bey der längſt genoſſenen Freyheit nach unſerm Sinne, bedürfen. Genug, wenn der kaltblütige Deutſche, deſſen For-

derungen nur nicht romanhaft überspannt sind, den Kreis seiner Freunde und Bekannten, die Stadt und die Provinz seines Vaterlandes, wohin sein täglicher Blick reicht, schon jetzt glücklich weiß; und dieses Volksglück, durch das unermüdete Streben unserer Regierungen, täglich im Wachsen erblickt! — Genug, wenn alle biedre Deutsche, welchen von den Regenten Germaniens sie auch den Ihrigen nennen mögen, mit diesem zufrieden sind! und die Art und Weise, wie ihr Landesvater sein Völkchen im Volke, oder sein Volk im Reiche, regiert; und die Religion, von der sie, wie ihre Väter, im Leben und im Sterben, Freudigkeit und Trost erwarten, nur ihnen genüget! — Neu erwachter Patriotismus möge diese einzelnen Familien einer wirklich großen Nation gleichsam wieder in Eins zusammen schmelzen, und kräftig beleben, jeden Volksverführer tief zu verachten, und jeder anderweitigen Gefahr durch Deutsche Redlichkeit und Tugend, und — wenn es seyn muß — durch gemeinschaftlichen Widerstand auf immer von dem theuern Vaterlande zu entfernen!

Uebrigens wollen wir nicht vergessen, daß es doppelt thörigt sey, durch ängstliche Furcht vor der politischen Zukunft den Genuß der Gegenwart sich zu verbittern; denn man verliert so für die Ge-

genwart, ohne dadurch für die Zukunft zu gewinnen.

Der Herausgeber.

---

2.

## Wie wird wahre Vaterlandsliebe in dem Menschen geweckt und erhalten?

Vaterlandsliebe — welch ein süßes Gefühl, wenn es in unsern Adern wallt! Welch eine belebende, stärkende Kraft zur thätigsten Gemeinnützigkeit! Welch ein hohes, heiliges Motiv zu jeder Aufopferung! Wie wohl ist es dem Menschen, wenn er mit warmer Liebe dem Lande ergeben ist, das er sein Vaterland nennt? Was thut er nicht, was giebt er nicht hin, wenn das Vaterland ihn auffordert? — O ihr Menschenführer! weckt und erhaltet diesen heiligen Trieb in dem Menschen, und ihr habt die stärkste, unüberwindlichste Schutzwehr gegen Alles, was von innen oder außen die Wohlfahrt des Staats bestürmen, die Bande des bürgerlichen Vereins zerreißen könnte! —

Der erste Keim zur Vaterlandsliebe liegt schon in einer gewissen natürlichen Anhänglichkeit an den Grund und Boden, auf welchem der Mensch gebohren wurde, wo er die erste Nahrung fand, wo seine Kräfte sich entwickelten. Diese Anhänglichkeit an den Ort der Geburt ist anfänglich fast weiter nichts, als ein bloßer Instinct, den der Mensch mit den meisten Thierarten gemein hat. Selbst das wilde Thier verläßt nicht gerne den Boden, auf welchem es gebohren wurde. Dem Grönländer fällt es nicht ein, seine kalte Zone mit einem mildern Erdstrich zu vertauschen. Nur mit Gewalt kann ein Kind von dem Wohnhause seiner Eltern, und von diesen, hinweggerissen werden. Selbst die Vorstellung von einem Orte, wo es glücklicher seyn könnte, macht wenig Eindruck auf ihn, und die Ueberlistung, z. B. mit Spielsachen, pflegt doch nur auf so lange die Sehnsucht nach dem väterlichen Hause zu unterdrücken, als es dadurch in einer glücklichen Vergessenheit desselben erhalten werden kann. Die erste Entfernung vom Geburtsorte ist fast immer mit Kampf verbunden, und das Schmerzhafte desselben wird nur durch allmählige Entwöhnung gemildert.

Je mehr der Mensch menschlicher Vorstellungen und Empfindungen fähig wird, desto eher geht er von dem Instinct, und von der bloßen Gewöh-

rung zum Bewußtseyn über. Aber auch im Stande des Bewußtseyns bleibt der Ort seiner Geburt ihm werth, weil er Ursach dazu hat, oder zu haben glaubt. Da ist die Mutter, die ihn gebahr, der Vater, der ihn nährte. Hier im väterlichen Hause ist der Ort, wo er Speise und Trank erhält, wenn ihn hungert und durstet, wo er sein Lager findet, wenn er müde ist, wo er Schutz sucht, wenn ihm eine Gefahr droht. Schon diese physischen Bedürfnisse lehren den Menschen, diesen Ort allen andern vorzuziehen, aber auch Gründe edler Art, Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, ziehen ihn dahin. Mit der Entwickelung seiner Kräfte erweitert sich der Kreis seiner Wirksamkeit, und zugleich steigt der Grad seiner Anhänglichkeit. Er wagt sich über die Schwelle des elterlichen Hauses, und gewinnt nun jede Stätte lieb, wo er Freuden findet, wo der Trieb zur Thätigkeit in seiner ersten Wirksamkeit sich zeigen kann. Der Spielplatz, die Schule, der Garten, die Wiese, das Feld — jeder Ort, wo er sich freuet, wo seine Geistes- und Körperkräfte geübet werden, läßt Eindrücke zurück, die sich vielleicht nie ganz auslöschen lassen, und die ihn, wenn es die Umstände oder das Schicksal vergönnen, immer wieder dahin ziehen würden, wo er die schönen Jahre der Jugend, die, selten nur getrübt, in der Hütte, wie im Pallaste heiter und froh dahin flissen, durchlebte.

Mit dieser Vorliebe für den Ort der Geburt ist zugleich eine eben so feste Anhänglichkeit an die Menschen verbunden, mit welchen der Mensch auf demselben Boden lebt; diese giebt dem natürlichen Triebe zum gesellschaftlichen Leben eine bestimmtere Richtung, so, daß wir uns am meisten dahin gezogen fühlen, wo wir Menschen zu finden glauben, die uns am meisten zugethan sind, zu denen wir das größte Zutrauen haben. Ist es ein Wunder, daß der Mensch auch in dieser Rücksicht immer am liebsten da verweilt, sich am liebsten nach dem Orte hinsehnt, wo er die ersten Vortheile und Freuden des gesellschaftlichen Lebens genoß? Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Verwandte, Nachbarn, Gespielen — sind die ersten, die er kennen lernte, die ersten, die ihn gleich beym Eintritte in die Welt mit Liebe aufnahmen, deren Sorgfalt für sein Wohl er die Erhaltung seines Lebens verdankt, die ihm waren, was keiner auf Erden ihm ist, in deren Gesellschaft er die beglückten Jahre der Jugend durchlebte. Und wenn sie auch nicht mehr sind, so ist doch das Andenken an sie noch süß, und werth ist und bleibt ihm der Ort, wo er so viele Beweise ihrer Liebe genoß, wo er vielleicht immer noch Menschen findet, an denen er mit Liebe hängt, mit denen er durch Bande des Bluts und der Freundschaft verbunden ist.

Diese Anhänglichkeit an den Grund und Boden, auf welchem der Mensch gebohren wurde, und an die Menschen, mit welchen er auf demselben in gesellschaftlicher Verbindung lebt, ist im Grunde nichts weniger, als eigentlicher Patriotismus. Aber sie ist es, woraus er entsteht, sie ist es, die ihn unendlich verstärkt. Schon das dunkle Gefühl, der Ort der Geburt ist ein Theil des Landes, in welchem du wohnst, macht, daß man die Vorliebe für ihn auf das Land selbst überträgt, und so ungern man sich von dem Orte seiner Geburt trennt, so schwer hält es, dem Lande auf immer zu entsagen, das wir darum unser natürliches Vaterland nennen, weil wir in demselben gebohren sind. Im Grunde ist der Patriotismus der meisten Menschen, besonders unter dem uncultivirten Haufen, weiter nichts, als diese natürliche Anhänglichkeit an den Boden, auf welchem, und an das Land, in welchem sie gebohren und erzogen sind. Selten nur sind sie sich eines andern Grundes bewußt, warum sie dieß Land einem andern vorziehen. So lange sie in dem Stande der Roheit bleiben, ist dieser Grund auch größtentheils hinlänglich, sie sogar zur blinden Unterwerfung zu vermögen, so daß sie auch in Fällen, wo die reflectirende Vernunft Einwand machen könnte, den Forderungen des Staats willig nachleben. Von Jugend auf des Sclavenlebens gewohnt, murren sie nicht,

wenn sie auch unter dem Joch einer despotischen Regierung leben müßten. Für Despoten ist solch eine Unterwerfung sehr bequem und wünschenswerth. Es hat daher nie, auch in unsern Zeiten nicht, an Menschen gefehlt, die behauptet haben, man müsse das Volk, um Aufruhr und Empörung zu verhüten, in der Roheit und Unwissenheit erhalten, und alle Aufklärung und Bildung verhindern. Aber das heißt im Grunde nichts anders, als die Menschheit beschimpfen und entehren. Doch ich halte mich hier nicht damit auf, eine Behauptung, über die alle Vernünftige längst entschieden haben, zu widerlegen. Nur das bemerke ich: wenn der Patriotismus weiter nichts wäre, als eine blinde Anhänglichkeit an die Gegend und die Bewohner, welche mit uns unter einer und derselben Staatsverfassung stehen: so hat er an sich noch keinen großen Werth, und verbürgt die Sicherheit der Unterthanentreue keinesweges. Mag er auch den Menschen williger machen, das Joch zu tragen, was ihm aufgelegt wird, er trägt es doch nur so lange willig, als es nicht schwerer ist, wie dasjenige, das seine Eltern trugen, und er selbst von Jugend auf getragen hat; so lange er das Drückende desselben nicht empfindet. Er trägt es — aus Gewohnheit; aus Indolenz — wir möchten sagen: Debolenz; wahrlich nicht aus Vorliebe. — Aber wird er dahin gebracht, daß

er

er erſt unter dem Joche ſeufzt, ſo bedarf es nur irgend einer Aufforderung, und er zerbricht es, mit aller Wuth, deren nur ein Naturmenſch fähig werden kann. Wehe dann ſeinen Treibern! nichts wird ſie vor ſeiner blutdürſtigen Rache ſchützen können. Auch die Rohheit und Dummheit, in der ein Volk erhalten werden könnte, ſichert nicht vor den gewaltſamen Ausbrüchen ihrer Unzufriedenheit oder Verzweiflung. Keine Gewalt vermag es, der menſchlichen Vernunft jeden Lichtſtrahl zu verbergen. Er dringt doch einmal durch die Finſterniß hindurch. Aber wer ſteht auch dafür, daß er, ſtatt zu erleuchten, verblendet, ſtatt zu erwärmen, entflammt? Das ungewohnte, unvorbereitete, ſchnell eröffnete Auge ſieht Gegenſtände; aber die meiſten nur halb, und in einem falſchen Lichte. Der Menſch erwacht, gleichſam vom tiefen Schlafe, aber zu plötzlich, als daß er mit Bewußtſeyn handeln könnte. Verblendet und vom wilden Taumel hingeriſſen, fühlt er ſich ſtark, die Feſſeln zu zerbrechen, um ſie Andern anzulegen. Er wagt alles, fürchtet nichts, und wehe dann denen, gegen die er ſeinen Arm aufhebt! Die Geſchichte der neuern Zeit liefert uns hiervon die auffallendſten Beweiſe.

Wenn indeſſen in einem Lande Ordnung und Ruhe herrſcht, wenn Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, wenn die bürgerliche Wohlfahrt der Unterthanen nicht durch tyranniſchen Druck unter-

graben wird, kurz, wenn ihre Rechte nicht widerrechtlich gekränkt werden, so ist für den großen Haufen, wenigstens eine lange Zeit hindurch, jene Anhänglichkeit an das Vaterland ein hinlängliches Surrogat der eigentlichen Vaterlandsliebe. Und kommt noch ein gewisser Nationalstolz auf den Namen des Vaterlandes, auf die Constitution desselben, oder auf den Namen eines großen Anführers und Vorstehers dazu; so weckt sie fast in demselben Grade Ergebenheit, Treue und sogar Heroismus. Wie stolz ist der Engländer auf den Namen eines freyen Britten, wie kämpft er nicht, selbst für eine erträumte Freyheit? Der Preuße fühlt sich muthig und stark, weil er ein Preuße ist. Der Name Friederich, welche Wunder der Tapferkeit brachte er nicht während einer langen Reihe von Jahren hervor?

Bey dem allen aber dürfen wir nicht wähnen, als wenn dieser Grad von Anhänglichkeit genug sey, die Menschen auf immer vor aller Unzufriedenheit mit dem Lande, in welchem sie geboren sind, und in welchem sie leben, und mit dessen Regierungsform zu verwahren. Die Geschichte des Tages lehrt es uns zur Genüge, wie sehr sich Regenten irrten, wenn sie auf weiter nichts, als auf den Glauben an die Treue und Unterwürfigkeit der Unterthanen baueten, wenn sie bloß dar-

auf hin es wagten, veraltete oder eingeschlichene, auf Vorurtheil und Herkommen gegründete Mängel und Mißbräuche zu verhehlen und zu begünstigen, oder wenn sie gar neue Bedrückungen hinzufügten. Die Menschheit schreitet im Ganzen unaufhörlich und unaufhaltbar zur höhern Cultur fort. Und wenn gleich Irrthum und Wahrheit sich immer einander begegnen, und nur zu wechseln scheinen, so ist es doch gewiß, daß bloßes Vorurtheil, bloße Auctorität nicht immer fest stehen können, sondern sehr wankende Stützen sind. Es kommen doch einmal Zeiten, wo die Vernunft erwacht, und ihre Rechte behauptet, wo sie vorenthaltene, läng unterdrückte Wahrheiten anfänglich dunkel, bald im hellern Lichte sieht. Und einmal aufgefaßte Ideen lassen sich weder durch Beredung und Täuschung, noch mit Gewalt wieder unterdrücken, so wie es unmöglich ist, bey offnen Augen nichts sehen zu wollen, oder zu sollen. Fällt aber ein Vorurtheil, oder eine Auctorität, so stürzt auch zugleich das ganze Gebäude ein, was allein darauf gegründet war.

Man urtheile nun selbst, ob jene blinde Anhänglichkeit an den Grund und Boden, auf welchem der Mensch gebohren wurde und erwuchs, an das Land und die Verfassung, woran er einmal gewöhnt ist, an sich und auf immer Das seyn und bewirken kann, was wahre Vaterlandsliebe

ist und bewirkt? Nein, nur dann kann diese Anhänglichkeit Dauer und Festigkeit haben, wenn sie mit der Ueberzeugung verbunden ist, daß die Verfassung des Staats, in dem wir leben, diejenige sey, durch welche der Zweck aller Staatsverfassungen am wenigsten gehindert, und am sichersten befördert und erreicht werde. Hiernach besteht nun der wahre Patriotismus — in der, aus der Ueberzeugung von der Güte und Zweckmäßigkeit unserer Staatsverfassung entstehenden Anhänglichkeit an dieselbe, wodurch wir uns verbunden fühlen, alle Pflichten, die wir dem Staate schuldig sind, treu und willig zu erfüllen. Daß nur ein solcher Patriotismus diesen Namen verdiene, daß nur er fähig sey, Bürgertreue zu erwecken und zu erhalten, und sogar zur schwersten Pflichterfüllung und größten Aufopferung zu ermuntern, das bedarf wohl keines Beweises.

Aber eine andere, sehr bedeutende Schwierigkeit zeigt sich hier, nämlich die richtige Beantwortung der Frage: welches ist denn nun der Zweck aller Staatsverfassungen, und wie läßt sich hiernach beurtheilen, ob diejenige, unter der wir leben, die beste sey? Auf diese Frage kommt hier alles an, mit der Beantwortung derselben löse sich zugleich un-

sere Hauptfrage: wie wird wahrer Patriotismus im Menschen geweckt und erhalten?

Fast zu allen Zeiten, und von den meisten, die über diesen Gegenstand nachgedacht haben, ist der Endzweck aller Staatsverfassungen einzig in die Beförderung und Erhaltung des Glückstandes der Landesbewohner gesetzt worden. Ohne das Edle und Wohlwollende, das in dieser Behauptung liegt, zu verkennen, oder es zu leugnen, daß die Ueberzeugung: wir genießen in dem Staate, dessen Bewohner wir sind, den möglichsten Grad von Wohlstand — allerdings fähig ist, Vaterlandsliebe zu befördern, und zugegeben, daß auch Glückseligkeit, ja selbst Glück und Wohlstand als — untergeordneter — Zweck gedacht werden kann; so ist es doch gewiß, daß dieser Zweck nie als oberster Zweck gelten, und nicht als ein sicheres Ziel angesehen werden kann, das die Gesetzgebung und Regierung eines Landes zu erreichen sich vorsetzen darf; eben so wenig, wie jeder einzelne Unterthan vom Staate verlangen kann, ihn so glücklich zu machen, wie er es zu seyn begehrt.

Sollte Beglückung der Staatsgenossen der Endzweck der Gesetzgebung und Regierung seyn, wie schwankend würde alsdann das ganze System werden, das auf einem so unsichern Grunde errich-

tet würde? Denn an sich ist der Begriff vom Glücke so relativ (vielbeutig), daß fast jeder Mensch andere Forderungen hat, um diesen Begriff in sich und um sich her zu realisiren, und die Regierenden selbst werden nie einig seyn, was dazu wesentlich gehöre. Denn urtheilen sie nach sich, so ist es erst die Frage, ob die Unterthanen das auch für Glück halten, was sie darunter verstehen, und sie selbst würden sogar in den seltensten Fällen wollen können, daß ihr Volk dieselben Wünsche und Neigungen hätte, von denen sie geleitet werden, sie müssen vielmehr oft ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richten, dergleichen Wünsche und Neigungen im Volke zu unterdrücken. — Und gesetzt, sie bildeten sich einen Begriff von Volksglück, dessen Realisirung sie mit landesväterlicher Huld zu befördern suchen; — und Heil dem Lande, dessen Regenten von so wohlthätigen, menschenfreundlichen Gesinnungen geleitet werden! — so sind sie ja Menschen! Wie leicht irren sie in Dem, was Volksglück seyn soll. Und würden sie in solchem Fall nicht bey dem besten Willen das Glück ihrer Unterthanen untergraben, sobald sie kein sicheres Princip haben, wonach ihre Regentenpflichten bestimmt werden können? Gesetzt endlich, sie wären in der Bestimmung dessen, was zum äußern und innern Wohlseyn des Menschen gehört, einig; werden sie im Stande seyn, den

Millionen und allen einzelnen Individuen das alles zu geben? Theils vermag dieses keine menschliche Macht und Weisheit, weil das individuelle Wohlseyn der Menschen von unzähligen Ursachen abhängt, die außerhalb der Sphäre menschlicher Gewalt liegen; theils steht das Glück der Menschen unter sich selbst in einem so offenbaren Widerspruch, daß sehr oft der eine Theil von seinem Glück verlieren muß, damit der andere glücklich werden könne. Wo Glücklichmachen oder Glücklichwerden das allgemeine Ziel ist, da herrscht Eigennutz und Privatintereſſe, und der Gemeingeiſt erstirbt. Muß endlich nicht der Staat selbst zu seiner Subsistenz, Aufopferungen von seinen Bewohnern fordern, und zwar oft solche, die geradezu ihren Glücksstand zerstören?

Soll also das System der Gesetzgebung und der Staatsregierung haltbar gemacht, soll Einheit hinein gebracht, soll Mißverstand, Verwirrung und Spaltung verhindert werden; so muß demselben ein Princip zum Grunde liegen, das weniger schwankend ist, als das der Beglückung, ein Princip, dessen Allgemeinheit und Nothwendigkeit von jedem denkenden und gebildeten Menschen anerkannt werden kann und muß. Ein solches Princip ist allein in der Natur des Menschen selbst zu suchen. Der Mensch hat nämlich als Mensch gewisse natürliche

Rechte, die er nicht erst durch den Staat, oder durch gesellschaftliche Verträge bekommen hat, sondern die ihm deswegen eigenthümlich sind, weil er ein Mensch ist, die also auch nicht verletzt werden dürfen, wenn er als Mensch behandelt werden soll. Es sind Menschenrechte. Diese Rechte beruhen auf seiner Menschenwürde, die im Allgemeinen darin besteht, daß er nie als Mittel angesehen werden darf, sondern als Zweck angesehen werden muß. Der Staat selbst kann also nicht Zweck seyn, sondern er ist Mittel zum Zweck, oder mit andern Worten: die Menschen sind nicht um des Staats willen, sondern der Staat ist um der Menschen willen da. Der Zweck des Staats kann also kein anderer seyn, als der: die Menschen, die sich zu einem gemeinsamen Staatskörper vereiniget haben, bey ihren Menschenrechten zu schützen, und um dieser Ursach willen den vereinten Willen aller Staatsbürger gemeinschaftlichen Gesetzen zu unterwerfen, die diesem Zwecke angemessen sind. — Die Menschenrechte haben nun aber ihren Grund in der Natur und dem Wesen des Menschen, und zwar eben sowohl in seiner physischen, als geistigen Natur.

Die physische Natur des Menschen fordert nämlich:

1. Sicherheit und Schutz gegen alle Bedrückungen von außen. Sein Leben, sein rechtmäßiges Eigenthum darf in keiner Gefahr seyn, seine wohlerworbenen Rechte dürfen von keinem gekränkt werden;

2. Nahrung und Unterhalt. Er darf durch nichts gehindert werden, seinen ehrlichen Unterhalt zu suchen, und durch eheliche, häusliche und andere Verbindungen seinen Wohlstand zu befördern, so weit es ohne gesetzwidrige Beeinträchtigung anderer geschehen kann.

Diese Rechte müssen nothwendig von jedem Staate beschützt werden, weil sonst die physische Existenz des Menschen aufhören, oder gefährdet werden müßte, und der Staat hat das Recht, den Willen Aller durch Gesetze und Befehle, und im Fall der Uebertretung, durch Zwang und Gewalt dazu anzuhalten, daß diese Rechte respectirt werden. In der gesellschaftlichen Verbindung müssen sie also nothwendiger Weise beschränkt werden, in sofern es nämlich die Behauptung der allgemeinen Menschenrechte erfordert, folglich es der gesammte Wille der Gesellschaft ist, sie beschränken zu lassen.

Die geistige Natur des Menschen fordert überhaupt genommen vom Staate Bildung des Menschen zur Menschlichkeit, oder Erziehung der Menschen zu einem Zustande, in welchem sie, unabhängig von allen äußern Zwangs-

gesetzen, ihre eigennützigen Triebe durch das Gesetz ihrer eigenen Vernunft einschränken und regieren können. Dieser Zweck höherer Art (der Endzweck aller Staatsverfassung) fordert, daß jeder Unterthan das Recht hat,

1. frey über alles selbst zu denken;

2. frey zu glauben, was er nach seiner Ueberzeugung für wahr hält;

3. frey seine Meinung Andern mitzutheilen;

4. frey nach seiner Einsicht zu handeln, und zu thun, was er für das Beste hält.

Die beyden ersten Rechte können ihrer Natur nach nicht eingeschränkt werden, weil sie keinem äußern Gesetze unterworfen sind, die zwey letztern können und dürfen es in den gesellschaftlichen Verhältnissen, sobald sie zum Nachtheil der Moralität und zum Schaden des Ganzen geltend gemacht werden sollten. Uebrigens kann der Staat jenen höhern Zweck, weil es ein moralischer Zweck ist, nicht durch Zwang und Gewalt befördern, sondern nur dadurch, daß er die Menschen nicht am Fortschreiten zur höhern Cultur hindert, sondern Geistes- und Gewissensfreyheit schützt, und für Unterrichts- und Bildungsanstalten sorgt.

Jeder Unterthan muß nun die Freyheit haben, sich seiner Menschenrechte auf jede nicht gesetzwidrige Weise, also, so weit es mit der Frey-

heit Anderer bestehen kann, zu bedienen, ohne durch willkührlichen Druck und Zwang daran gehindert zu werden. Und alle Bürger des Staats haben hierin gleiche Rechte. Denn sie sind alle Menschen, müssen also auch unter einerley Bedingungen einerley Rechte haben. Jeder muß an den Vortheilen des Staatsvereins Antheil nehmen können, so weit er dessen fähig ist, oder er sich des Genusses derselben nicht selbst unwürdig macht.

Die Erhaltung und Beschützung dieser Menschenrechte ist also der eigentliche und wahre Zweck jedes Staats, der als Mittel zu einem höhern Zweck gedacht werden soll. Und wo dieser Zweck befördert wird, da brauchen wir nicht um die Glückseligkeit der Unterthanen bange zu seyn, oder dafür zu sorgen. Denn theils steht sie größtentheils mit dem Besitze der Menschenrechte in einer unmittelbaren und unzertrennlichen Verbindung; theils folgt sie von selbst, und zwar kann sie, wenn es nicht besondere vom Staate unabhängige Umstände hindern, oder Pflichten der Aufopferung zu erfüllen sind, einem jeden Individuo zu Theil werden, je nachdem der Mensch nicht nur seine eigene Menschenwürde ehrt, sondern auch ein treuer Unterthan ist, je nachdem er derselben selbst fähig und würdig ist.

Hiernach läßt sich nun von selbst beurtheilen, welches die beste Regierungsform sey? Die ist

es, nach welcher die Menschenrechte am meisten geehrt werden, und es kommt durchaus nicht darauf an, ob sie despotisch oder republikanisch heißt. Denn daß auch unumschränkte Monarchien geeignet sind, einen solchen Zweck anzuerkennen und zu befördern, das sehen wir ja am Preußischen Staate, wo Menschenrechte mehr geschützt werden, als es in mancher Republik, die stolz auf diesen Namen ist, z. B. in Großbritannien, geschiehet.

Wir können nun zu unserer eigentlichen Frage zurückkehren: wie entsteht Patriotismus in dem Menschen, wie wird er geweckt und erhalten? Nach jenen Voraussetzungen läßt sie sich nun leichter beantworten.

Wenn auch gleich der wahre Patriotismus nicht bey allen Menschen in der höchsten Reinheit gedenkbar ist, so ist doch in jedem, auch dem gemeinsten Menschen etwas, was ihn desselben fähig macht, ohne gerade eine blinde Unterwerfung anzunehmen. Die Natur des Menschen selbst, sowohl seine physische, als seine geistige, ist dazu geeignet, und treibt ihn sogar an, das Land zu ehren, dem er seine Existenz, und den Staat, dem er den ungestöhrten Besitz seiner Menschenrechte verdankt.

Gleichsam mit der Muttermilch wird ihm die ebe zum Vaterlande eingeflößt. Jene natürliche

Anhänglichkeit an den Grund und Boden, auf welchem er geboren wurde, sich nährte und erwuchs, fesselt ihn gleichsam auf immer an das Land, das darum sein eigentliches Vaterland heißt, weil er in demselben geboren wurde. Nur das Schicksal, oder eine unwiderstehliche Gewalt wird ihn von demselben trennen, und selbst getrennt, wird er, wenn er sonst noch menschlicher Gefühle fähig ist, immer noch mit warmer Liebe demselben ergeben seyn, und, wenn er auch weiter nichts thun kann, gute Wünsche für dasselbe nähren.

Dieser erste Keim der Vaterlandsliebe dehnt sich von da aus auf die gesellschaftliche Verbindung, mit den auf demselben Boden lebenden Menschen. Nimmer wird und kann er Die vergessen, nur ungern sich von Denen trennen, die ihn nährten und erzogen, mit denen und durch die er die ersten Freuden und Vortheile des gesellschaftlichen Lebens genoß. Und diese machen ja einen Theil des bürgerlichen Vereins aus, sie sind Mitglieder des ganzen Staatskörpers. Mit ihnen, und durch den Antheil, den sie entweder durch thätige Mitwirkung, oder durch treue Unterwerfung an der Erhaltung des Staats nehmen, ist er an ein und dasselbe Land gebunden, und er ehrt es als das gemeinschaftliche Vaterland.

Diese Anhänglichkeit an die Gegenden und Bewohner, die unter einer und derselben

Staatsverfassung stehen, darf also nur nicht mit Gewalt unterdrückt, darf nur erhalten und benutzt werden, so dehnt sie sich von selbst aus auf den Staat, zu welchem diese Gegenden und ihre Bewohner gehören. Unterdrückt wird sie im Menschen, wenn seine Menschenrechte verletzt, erhalten, und befördert wird sie, wenn diese geehrt und beschützt werden. Seine physische Natur fordert Sicherheit des Lebens, des Eigenthums und seiner wohlerworbenen Rechte; — gebt sie ihm! — fordert Nahrung und Unterhalt; — hindert ihn nicht, macht es ihm nicht zu schwer, sich diese auf erlaubten Wegen zu suchen, und seinen Wohlstand zu befördern, — und er wird zufrieden seyn mit dem Lande, in dem er Schutz, Nahrung und Gerechtigkeit findet. — Seine geistige Natur fordert eine moralische Freyheit, nach welcher die natürlichen Fähigkeiten des Geistes und dessen Wirksamkeit durch nichts beschränkt werden, nach welcher er frey denken, und dem Gesetze seiner eignen Vernunft ungehindert folgen kann. Sucht diese Freyheit nicht zu unterdrücken, sondern helft sie befördern, und er wird das Land lieben, in welchem seine Menschenwürde geehrt wird.

Je mehr nun der Mensch überzeugt, je lebhafter er es sich bewußt ist, daß er im ungestöhrten Besitze seiner Menschenrechte ist,

desto größer wird die Anhänglichkeit an sein Vaterland werden, es wird daraus eigentliche und wahre Vaterlandsliebe entstehen. Denn mehr kann, mehr wird keiner verlangen, es sey denn, daß er selbst seine Menschenwürde nicht kennt, und bey einem ungenügsamen, undankbaren Herzen keiner edlen Gefühle fähig ist. Von solchen verdorbenen und entarteten Menschen ist aber überhaupt nicht zu erwarten, daß sie nach reinern Motiven handeln und aus Patriotismus ihre Bürgerpflichten erfüllen werden; sie können nicht anders, als durch Zwang zur Beobachtung des Gesetzes gebracht werden, und werden dann natürlicherweise höchstens legale, nie moralische Menschen werden. —

Von selbst versteht es sich aber nun, daß diejenigen, die das Ruder des Staats führen, einen solchen Zweck aller Staatsverfassung anerkennen, und wollen, und bey der Gesetzgebung sowohl, als bey der ihnen anvertrauten auszuübenden Gewalt, stets vor Augen haben müssen. Selbst wenn auch ein Volk, oder ein Theil desselben, weil es noch zu uncultivirt ist, noch nicht des eignen freyen Gebrauchs jener Menschenrechte fähig wäre, so muß doch die Würde in jedem Menschen geehrt, und darauf hingearbeitet werden, daß er des freyen Gebrauchs der darauf gegründeten Menschenrechte fähig wer-

de. Denn wenn gleich die Idee von einer Staatsverfassung, in welcher die größte menschliche Freyheit nach Gesetzen statt findet, für jetzt nicht ausführbar seyn, und die gänzliche Ausführung derselben in menschlichen Verfassungen vielleicht nie realisirt werden möchte; so ist das doch kein Grund, sie zu verwerfen und zu vernachlässigen. Sie ist bey jeder Staatsverfassung das nothwendige Ziel, dem wir uns, ohne es je ganz zu erreichen (denn der höchste Grad der Vollkommenheit, auf welchem die Menschheit stehen bleiben müßte, läßt sich bey dem ihm eigenthümlichen Charakter der Perfectibilität, der jede angegebene Grenze überschreitet, nie bestimmen) in steten Fortschritten unaufhörlich nähern müssen. Je mehr aber die Gesetzgeber und Machthaber des Staats zu diesem Ziele streben, desto fester und unauflöslicher wird das Band werden, das den Bewohner des Landes an den Staat anknüpft. Denn je mehr das Gefühl der Menschenwürde in den Unterthanen erwacht, je weniger sie in dem Genuß ihrer Menschenrechte beschränkt sind, um so treuer werden sie dem Staate ergeben seyn, der ihre Menschenwürde ehrt. Und wäre es möglich, daß alle Diener des Staats, alle, die gesetzt sind, die Gesetze des Landes in Achtung zu brin-

gen, und auf deren Beobachtung zu halten, als moraliſche Menſchen ſelbſt die Würde der Menſchheit zu achten wüßten, ſo würden ſie nie, wie das ſo oft geſchieht, durch willkührliche Auslegung oder Anwendung dem Geſetze eine von dem Zwecke deſſelben abweichende Deutung geben, und eben dadurch Mißtrauen und Unzufriedenheit erwecken. Denn wenn der Menſch auch ſelbſt keinen deutlichen Begriff von dem Rechte hat, was ihm als Menſch und Bürger zukommt, ſo fühlt er es doch, fühlt es oft ſchmerzhaft, wenn ihm, unter welchem Scheine oder Vorwande es auch ſey, unrecht geſchieht, und mit jeder neuen Kränkung des Rechts wächſt ſein Unwille gegen den Staat, deſſen mangelhafter Verfaſſung er dieſelbe zuſchreibt, und ſein Patriotismus erſtirbt.

Dieß voraus geſetzt, kommt zur Erweckung und Belebung der wahren Vaterlandsliebe nun alles darauf an, daß jeder Unterthan zu einer wirklichen Einſicht deſſen, was er dem Staate zu verdanken hat, und was er ihm dafür ſchuldig iſt, gebracht werde. Dieß geſchieht durch Bildung und Aufklärung. Je mehr wahre Moralität befördert wird, oder je beſſer die Menſchen werden, deſto mehr werden ſie zum Gefühl ihrer Menſchenwürde kommen, deſto übereinſtimmender werden ſie aber auch den Zweck des Staats, der kein anderer iſt,

als der, den sie selbst wollen, befördern helfen, desto glücklicher werden sie sich fühlen, desto dankbarer werden sie es zu schätzen wissen, wenn diese ihre Menschenwürde geehrt wird, um so williger werden sie sich aber auch allen Gesetzen des Staats unterwerfen, weil sie wissen, daß sie auf die Erhaltung derselben abzwecken. Gerade diese Stimmung des Gemüths ist es aber, die den wahren Patriotismus ausmacht. Und nur wenn der Patriotismus das ist, kann er zu einem reinen Tugendtriebe erhöhet werden. Wer von ihm beseelt wird, der wird aus Achtung gegen sich selbst, so wie aus Achtung gegen die Menschheit überhaupt, aus Liebe zum Guten, und ohne Hinsicht auf Privatinteresse dem Gesetze unterthan seyn, freywillig wird er demselben gehorchen, weil es das Gesetz seiner eignen Vernunft ist.

Auch die Aufklärung ist der Vaterlandsliebe nicht hinderlich, vielmehr förderlich. Je größer überhaupt die Summe deutlicher Vorstellungen und Begriffe in dem Menschen ist, desto weniger ist zu befürchten, daß er sich von Leidenschaft und Eigennutz werde leiten lassen, er wird dann um so mehr nach Vernunftgründen handeln, und um so williger sich den Gesetzen des Staats unterwerfen. Laßt es dann ins

besondere die Unterthanen auch wissen, daß sie als Menschen und Bürger Rechte haben, so werden sie es auch um so deutlicher einsehen, daß ihnen Pflichten obliegen, die zur Behauptung und Erhaltung jener Rechte beobachtet werden müssen. Und wenn sie es wissen, daß es der Zweck des Staats sey, sie bey diesen Rechten zu schützen, so kennen sie das richtige Verhältniß, das zwischen ihnen und dem Staate obwaltet, und sie werden seinen Anordnungen willig und zutrauungsvoll Gehorsam leisten. Mit der Achtung für das Gesetz wird zugleich die Achtung für die Gesetzgeber und Machthaber, für Obrigkeiten und Staatsdiener unzertrennlich verbunden seyn; um so mehr, wenn diese selbst dem Gesetze sich unterwerfen, und nie durch willkührliche Handlungen, durch eigennützige, herrschsüchtige Absichten Mißtrauen gegen sich, oder das Gesetz erwecken, vielmehr durch ihre Weisheit und Gerechtigkeit zeigen, daß sie des ehrenvollen Platzes würdig sind, den sie in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen. Wenn es denn auch nie zu erwarten ist, daß alle und jede Mitglieder des Staats zu einer deutlichen Einsicht von der Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit einzelner Gesetze und gesetzlicher Anordnungen gelangen, so sind doch schon dergleichen allgemeine Begriffe vermögend, Zutrauen

gegen den Staat hervorzubringen, und einen solchen Grad von Vaterlandsliebe zu erwecken, und mit derselben solche Grundsätze einzuflößen, die fähig sind, die Unterthanen zu ruhigen, treuen, friedlichen, mithin auch zu zufriedenen und glücklichen Bürgern zu machen.

Bey dieser innern Harmonie des Staats und der Staatsverwaltung, der Regierer und der Regierten, wie fest und unauflösbar muß da das Band seyn, das den ganzen Körper vereinigt, und alle einzelne Mitglieder mit demselben und unter einander verbindet! Da kann nur ein Zweck, und also auch nur ein Wille statt finden. Wer fühlt sich dann nicht glücklich, wem schlägt nicht das Herz bey dem süßen Namen: Vaterland, sobald er sich darunter das Land denken kann, in welchem er nicht nur geboren und erzogen ist, sondern in dessen Schooß er auch sicher und in ungestörter Ruhe leben kann, in welchem er Schutz vor jeder Ungerechtigkeit findet, in welchem seine Menschenwürde geehrt, und seine moralische Freyheit nicht beschränkt wird.

Parisius.

## 3.

## Ueber die Gewalt patriotischer Beyspiele.

Von je her stand die Classe der Menschen, die eigentlich den Namen des Volks führt, unter der Vormundschaft der höheren und gebildeteren Stände. Wenn zu den Höheren und Glücklicheren diejenigen gezählt werden, welche durch gewisse, zum Theil angeborne Vorrechte des Standes, oder durch auszeichnende Ehrenstellen und Staatsbedienungen, oder durch Güterbesitz und Reichthum über die Andern hinaus gehoben sind: so gehören in die Classe der Gebildeten nicht etwa Diejenigen, welche durch Klugheit und Gesittetheit, oder durch gefällige Sitten, durch höhere Cultur und Verfeinerung der Gefühle, der Sprache, der Bedürfnisse, der Sinnlichkeit, des Anstandes, der Umgangsweise u. s. w. sich von andern unterscheiden, sondern nur Diejenigen, welche an wahrer Weisheit und Sittlichkeit über die gewöhnlichen Menschen hervorragen. Weiser und besser, verständiger und edler seyn, als Andere, das ist

Adel der Menschheit, den kein Decret einer Regierung oder Volksversammlung, kein Beschluß — er komme von einem Throne herab, oder aus einem Clubb herauf — je niederdrücken kann. Und das Recht an den Erwerb dieses Adels, und an den Genuß der Vorrechte desselben ist geradehin das unveräußerlichste und unverlierbarste unter den Rechten — — nicht der Menschen, aber der Menschheit, also Der Menschen, welche Menschen in dem ganz erhabenen Sinne des Worts sind, oder werden wollen, der Menschen, die in dem vollen und freyen Gebrauch ihrer Vernunft stehen, dieser die Sinnlichkeit, die sie freylich behalten, und die Umstände und Zustände, die von ihnen freylich nicht abhängen, unterordnen, und ihre Bestimmung nicht im Glücklichwerden, sondern im Glücklichmachen, nicht im Genießen, sondern im Handeln, nicht im Feiner- und Klüger- sondern im Besser- und Weiserwerden suchen und finden. Schon aus dieser nähern Angabe des Charakters der Menschen-Classe, die ich die gebildete nenne, erhellet, daß dieselbe weder von den höhern, reichern, cultivirtern Ständen unter den Menschen abgegränzt und ausgeschlossen sey, noch mit denselben verwechselt werden dürfe. Aeußerliche Cultur und innere Bildung, verfeinertes Gefühl und veredelte Empfindung, weltliche Klug-

heit und himmlische Weisheit, Anständigkeit oder ein gesittetes Wesen, und Tugend oder eine sittliche Verfassung des Gemüths und Verhaltens, sind so sehr verschiedene und einander entgegengesetzte Dinge, daß man die letzten durchaus nicht da voraussetzen, oder vermuthen darf, wo sich die ersten finden, ob jene jedoch neben diesen, oder diese neben jenen gar wohl bestehen können, und Gesittetheit neben der Sittlichkeit, Klugheit neben der Weisheit, Cultur neben der Bildung gerade an ihrem rechten Platze, d. h. da stehen, wo sie gebraucht, nicht gemißbraucht werden. Aber leider ist nun der gesittete, nicht immer zugleich der sittlichere, der cultivirte nicht immer der gebildetere, der adeliche nicht immer der edlere, der geld- und güterreiche nicht immer der weisheit- und tugendreiche Mensch. So sollte es, so könnte es seyn; und wäre dem also, so bedürfte es keiner Klage, daß sich die höheren Stände, das Recht der Vormundschaft über die niedern ausschließlich anmaßen, ein Recht, das von Gott und Rechts wegen eigentlich nur den gebildeteren vorbehalten bleiben, nur dann also dem höheren Menschen zugesprochen werden sollte, wenn sie den Charakter der Gebildetheit und Sittlichkeit mit dem Charakter der Hoheit, des Reichthums, der Ehre, der feinern Sitten u. s. w. in sich vereinigen. Das läßt sich nun aber einmal unter dem Monde eben so wenig er-

warten, als bewirken. Ist doch nicht einmal der Gelehrte, der Philosoph, der Tugendlehrer immer der Gebildeteste, der Weiseste, der Tugendhafteste, obgleich jene Classen zu dem Reiche der Weisheit und Sittlichkeit die Schlüssel in der Hand tragen. Denn Erkennen und Anwenden, Wissen und Thun, Lehren und Ueben — bleibt ewig zweyerley. — Da ist nun den niedern Ständen, die das Volk, welches geleitet, gebildet, erzogen werden soll, ausmachen, übel gerathen, in den obern Menschen-Classen Vormünder zu haben und anzuerkennen, die zur Führung dieser Curatel nichts weniger, als geschickt und würdig sind, wenn und sofern sie nicht immer die Erfordernisse haben, die den Mustern und Vorbildern, den Führern und Leitern, den Erziehern und Geschäftsträgern des großen Haufens eigen seyn sollten.

Wie ist dem abzuhelfen? Gehemmt kann die Einwürkung der höhern Stände auf die niedern nicht werden. Der Einfluß, den das Beyspiel, die Lebensart, die Umgangsweise, die Sittenverstimmung, die Modensucht, der über alle Bedürfnisse des Lebens ausgedehnte Luxus jener Stände auf diese hat und äußert, wird bleiben, so lange die Welt steht, und wird nun auch neben dem Guten, was er wirkt, immer fort und gewiß mehr Böses stiften, als Gutes. Der Mensch aus den niedrigen Ständen blickt nun ein-

mal immer zu den Vornehmeren, Wohlhabenderen, Reicheren, Geehrteren hinauf; nimmt sich nun einmal, besonders seine Vorgesetzten, die obrigkeitlichen Personen seines Kreises, seine Lehrer an Kirchen und Schulen — zu Mustern, und benutzt nun einmal — wo nicht ihre Tugenden und löblichen Eigenschaften zur Nacheiferung und Nachahmung — doch wenigstens ihre Fehler und Verwöhnungen, ihre Uebereilungen und Vergehungen zu Deckmänteln für seine Untugenden, Bosheiten, Laster. Und unsere Zeit insbesondere liefert traurigere Beyspiele, als je eine Zeit geliefert haben mag, von der Sucht der Kleinern, es den Großen nachzuthun, von dem Nachahmen des Luxus und der Moden, die den höhern Classen eigen sind, von dem Hinaufstreben und Hineindrängen in die höheren Ordnungen. Alles will sich verfeinern, um aufgeklärt, alles groß thun, um reich, alles gesitteter in der Welt auftreten, um vornehm zu scheinen, alles in Putz und Pracht und Modeaufwand dem Begüterten nacheifern, um ihnen gleich geachtet zu werden. Aufwand und Luxus in mittleren und niederen Ständen, diese Gräber der häuslichen und bürgerlichen Glückseeligkeit, diese schleichende Pest, die in der Gesellschaft nach und nach Glied auf Glied ansteckt — ist durchaus nur die Folge

des blinden Nachahmungs- und Nacheiferungstriebes, der nun einmal da ist, und — nicht ausgerottet werden kann. Daher ist nun auch der Einfluß, den die feineren und gebildeteren Menschen-Classen auf die Rohen und Ungebildeten haben, nicht zu vermeiden; aber — allerdings wäre er besser zu leiten!

Wie dieß geschehen könnte? — Ich glaube nur durch ein sehr nahes und festes Aneinanderschließen der eigentlichen Gebildeten, Guten, Edlen aus allen Ständen der über das Volk erhöheten Menschenwelt, und durch das fortwährende, weise und kluge Einwürken dieser Auserwählten in die in ihrer Mitte lebenden Familien und Kreise der Vornehmen, Bemittelten, Reichen, Angesehenen, die nicht zugleich in die Gemeinschaft der Weisen und Sittlichguten gehören.

Vielleicht gehört es mit zu den Zeichen unserer Zeit, ist vielleicht auch ein Merkmal des erstorbenen Patriotismus, daß selbst die Besseren nur für sich gut sind, und an die Pflicht, es auch für Andere, auch zu Anderer Besserung zu seyn, nicht genugsam denken.

Schließet Euch denn fest an einander, ihr wahrhaft Aufgeklärten, Einsichtsvollen, Weisen — und was nun mehr sagt, als das: ihr wirklich Guten, Tugendhaften, Edlen, wirket

gemeinsam, was gewirket werden muß, wenn nach und nach Alles gewonnen werden soll. — Auch an dem kleinsten Orte sind ja doch wohl wenigstens Drey, wären es auch nur Zwey Familien, deren Väter und Mütter für ächte Sittlichkeit Sinn haben. Und wenn auch nur diese Zwey oder Drey Eins werden, und Eins bleiben, nur um den Andern ein nachahmenswerthes Beyspiel der Häuslichkeit und Eingezogenheit, der vernünftigen Kindererziehung, der Herzens- und Lebensreligiosität, der unbestechlich und unwandelbar treuen Pflichterfüllung, der Mäßigung in allen Dingen, die zum Luxus und zur Mode gehören, der Frugalität bey freundschaftlichen Mahlen, der nützlichen Unterhaltung im geselligen Umgange, zu geben: so kann es bey denen und für die, welche zu ihrer Bekanntschaft gehören, und auch bey denen und für die, welche auf sie sehen, unmöglich ohne allen Einfluß bleiben. Verbannen auch nur erst etliche Wenige, in einer kleinen Stadt jenes steife Ceremoniel, welches die Sitte will, und das Sittengesetz so oft — wenigstens mißbilligt; jene sklavische Furcht, verlacht zu werden, wenn nicht jede Modethorheit mitgemacht wird, und jenen noch knechtischern Stolz, alles Neue zuerst zu haben, zu tragen, oder doch sogleich nachzuäffen; setzen sich nur unter Wenigen erst Einige über Dinge hinweg, die nicht in das Kapitel

von Pflicht und Recht gehören, und halten und bringen in ihren kleinen Kreisen um so ernster und strenger auf das, was Recht und Pflicht ist: so muß das einen Ton angeben, der nach und nach in weitern Kreisen sich fortträgt, und wenigstens hier und da gehört, aufgefaßt, lieb gewonnen und nachgeahmt wird. Denn die Grundsätze, Meinungen, Handlungsweisen anerkannt verständiger und guter Menschen werden in der Welt, gottlob! noch immer respectirt — wenigstens gefürchtet. Und schon das letzte ist für die gute Sache Gewinn, zumal wenn diese Grundsätze, diese Meinungen, diese Handlungsweisen nicht in Einem Kopf und Herzen, nicht in Einem Hause, wie eingekerkert, da sind, sondern schon zu einem Fideicommiß mehrerer Familien geworden sind. Das Beyspiel Mehrerer wirkt ja immer lebendiger und schneller. Ein Beyspiel wird übersehen oder berandglosset, belächelt oder belacht, bemitleidet oder verketzert. Aber — schließt Euch aneinander an, und ihr bauet dem Strome, dem reißenden Strome, der von der versinnlichten, vereitelten großen Welt in die größere kleine Welt ausgeht, wenigstens im Verborgenen einen Damm entgegen, der steigen und haltbar werden wird, ehe man es meint. — Haben diese so Verbundenen nur einiges Gewicht und Ansehen in dem Kreise, worin sie leben und wirken, so fehlt es

ihnen dann auch nicht an Mitteln, von ihrem Geiste Denen mitzutheilen, die ihnen am nächsten stehen, die Amts- oder Standes halber mit ihnen in gewissen Verhältnissen, sey es auch nur — Umgangs-Verhältnissen, leben. Nur einige Opfer und Selbstüberwindungen, nur einige feste und entschlossene Erklärungen und — man wird Ihrer nicht lachen, nicht sie aus den gesellschaftlichen Kreisen ausschließen, sondern, sey es auch anfangs nur aus Schonung oder zum Schein, in einigen Fällen nachgeben, in andern das Bessere nachahmen u. s. w. Doch — ich muß mich näher erklären. Wir wollen aus dem Reiche der Dinge, wodurch die höhern Stände, für die nachahmenden geringeren, so verführerisch werden, nur zwey zu Beyspielen herausheben: Modesucht, und Aufwand bey Gastgeboten. —

Auch der strengere Moralist kann und wird nie wollen, daß man hinter allem, was die Mode will, zurückbleibe, durch altväterische Tracht sich auszeichne, und immer erst der Letzte sey, der sich zu allgemein angenommenen geschmackvolleren Formen und Verzierungen im Anzuge oder Hausrathe bequeme. Aber wer wird es nun auch je gutheißen, wenn so Mancher und Manche etwas darin setzt, dazu den Ersten Schritt zu thun, oder wenn man in allen Stücken, sie seyen so kostspielig, so albern, so geschmacklos, als es immer

wolle, dem Modenwechsel sich unterwirft; oder endlich, wenn man auch da seiner Tyranney fröhnet, wo man sich und seinen Kindern Ersparnisse schuldig ist, und wo der unverantwortlichste Leichtsinn und die gedankenloseste Verschwendung, Nützlichkeit und Nothdurft aus der Acht läßt, um nur eine neue Mode mitzumachen, und durch Dinge zu glänzen, deren Geschmacklosigkeit nur durch die Neuheit, deren Thorheit nur durch den köstlichen Preis, bedeckt werden soll. Daß es überall, selbst unter den Besseren und Edleren, Menschen giebt, die an dieser Krankheit leiden, und die aus tausenderley Gründen dieser Eitelkeit und Vereitelung das Wort sprechen, weil sie es dann sich selbst sprechen, liegt am Tage. Ueberwänden sich da nur — etliche angesehene Hausfrauen, nur einige verständige Mädchen, hierin über sich selbst zu wachen, nur Thörinnen die Erste seyn zu lassen, nur ihnen das elende Vorrecht zu gönnen, Moden aus der Fremde auf den einheimischen Boden zu verpflanzen; vereinigten sie sich wenigstens dazu: nicht alles, weil es neu ist, nicht jede Mode, weil sie irgendwo sich blicken ließ, sondern nur das, was ihnen gut steht, und die Mode, die ihrem Körperbau, ihrem Stande, ihrem Vermögen angemessen ist, aufzunehmen, und durchaus jeglicher Mode, die auch nur von fern der Sittlichkeit, Anständigkeit und Ge-

sundheit gefährlich, oder schädlich werden könnte, den Krieg anzukündigen, und alles Zuredens und Beyspiels ungeachtet, sich nicht zu derselben zu erniedrigen: so würde diese kleine Aufopferung nothwendig den Nutzen stiften, daß erstens nie eine jegliche Mode ganz allgemein würde, daß zweytens das jämmerliche, kleinstädtische Vorurtheil: Keine dürfe der Andern etwas vorauslassen, alle müßten in allen Kleinigkeiten, Nebendingen gleichförmig erscheinen, nach und nach verschwände; daß drittens Moden nicht mehr so allgemein, wie jetzt, für die Hauptsache, für das Wichtigste, Erste, Unentbehrlichste in gesellschaftlichen Kreisen gehalten, besprochen, und dadurch Herz und Geist auf eine unmerkliche Art, aber um so sicherer, vergiftet würden; daß viertens nach und nach Natur und Einfalt, und wahre Schönheit über Künsteleyen und Ueberladungen, über Alfanzereyen und Lächerlichkeiten, über ungesunde und unmoralische Empfindungen der Thoren, den Sieg davon trügen; daß fünftens auch die niedern Volksclassen, (besonders das Gesinde, das jetzt durch Modenluxus sein Jahrlohn aufzehrt, anstatt es aufzusparen, und seine Herrschaft betrügt, statt ihr treulich zu dienen) lernten: es sey allerdings rühmlicher und ehrenvoller, sich den Modesüchtigen nicht in allen Dingen gleich zu stellen, als sich von dem Strome der Eitelkeit unwillkührlich mit fortreißen zu lassen.

Eine andere Art verderblichen Beyspiels giebt die vornehmere Classe durch die sklavische Nachahmung eines eingerissenen, oder wohl gar eben erst aufgekommenen luxurieusen Tons bey freundschaftlichen Zusammenkünften. Fast sind unsere gesellschaftlichen Vereinigungen von Seiten des Wirths und der Wirthinn nichts mehr, als Schauspiele des Luxus und jener Eitelkeit, jenes Stolzes, wonach man etwas darin sucht und setzt, es Andern in der Zahl und Art der Schüsseln, der Teller, der Getränke u. s. w., wo nicht zuvor, doch gewiß gleich zu thun; und von Seiten der Gäste — nichts anders, als Schauspiele jener lange Weile, die durch das leidige Spiel getödtet seyn, und jener Modesucht, die durch Auszeichnungen und Neuigkeiten glänzen, übertreffen, beschämen, die Augen auf sich ziehen und den Stoff der wichtigsten Unterhaltung vermehren will. Und dieser Ton geht von oben herab durch alle Stufen der Stände und Classen; dieses Nacheifern und Zuvorthunwollen, dieses Zeittödten und Fadewerden, dieser Luxus und Spiel- und Modengeist steckt die ganze gesellschaftliche Welt in ihren kleinsten und ärmsten Cirkeln an. Ein wahres schleichendes Gift, das schon manche Haushaltung gelähmt, und manches Herz verderbt, und manche ächte Freude getödtet hat. Gelänge es da nur einigen besseren Häusern, sich von der grundlosen Alternative loszumachen:

chen: „man müsse entweder aller Geselligkeit entsagen, und nie Gäste bey sich sehen, oder wenn man jenes nun einmal nicht füglich könne, und dieses nicht wolle, sich der Sitte unterwerfen, und es denen, mit welchen man umgeht, gleichthun.“ Als könnte man nicht, ohne alle Verletzung der Sittlichkeit und Wohlanständigkeit, seinen Freunden, sey es auch, daß sie nach ihrem Vermögen, oder ihrem Herzen uns nicht anders, als mit sechs Schüsseln, davon lassen, denselben nur zwey, oder drey geben, und bey dieser größeren Einfalt und Frugalität, dennoch mit ihnen fröhlich seyn. Als wäre es unschicklich, oder unsittlich, denen die uns, selbst wenn es kaltes Abendbrod heißt, mit mancherley Sorten von Fleischwerk, Braten, und Kuchen und Wein, vielleicht zur Nacht bewirthen, — nach unserem Vermögen, oder unserer Ueberzeugung zu unserm Butterbrod nur Einerley Braten und Fleischwerk, und dabey weder Wein, noch Kuchen vorzusetzen. Was würde daraus erfolgen? Doch höchstens einige schale Anmerkungen derer, die uns das für Geiz oder Eigenheit auslegen; einige bittere Ausfälle, wenn in fremden Häusern die Rede auf das gesellschaftliche Tischvergnügen käme; allenfalls die Bemerkung, bey uns befände sich der Gaumen bey weitem nicht so wohl, als bey Herr — — und Madam — —; auch wohl gar das Unglück, daß man bey

einer abermaligen Einladung zu einem frugalen und einfachen Mahle, unsere Bitte abschlüge? — Das alles, so leicht es auch dem Weisen zu tragen und zu ertragen seyn dürfte, würden wir von wahren, ächten Freunden nicht einmal zu befürchten haben, würden selbst der feineren, was Geschmack und Genüsse betrifft, gebildeten Welt wenig Ein- und Widerredens mehr übrig lassen, wenn man nur in unseren Häusern, neben der Einfalt und Nüchternheit der leiblichen Genießbarkeiten, desto mehr Unterhaltung für Verstand und Herz fände, wenn ächter Witz und gefällige Laune und sittliches Bestreben, die Freunde froh zu machen, und ihre Langeweile zu verscheuchen, dem Geladenen entgegen käme, und die Stunden des Beysammenseyns, die bey vollbesetzten Tafeln in gewöhnlichen Cirkeln den Schneckengang schleichen — in Viertelstunden verwandelte. Und nun, wie nützlich wird solch ein Beyspiel werden! Wenn nur Wohlthätigkeit und Milde am rechten Ort geübt, wenn nur das Daseyn dessen, was noth und — wenn es seyn kann, auch dessen, was nützlich ist, zugesichert bleibt bey allem Vermeiden und aller Entsagung dessen, was nur Luxus ist, und was den Vorwurf des Geizes und des Geizens rechtfertiget: so kann diese Mäßigung auf alle die, welche mit uns im Umgange stehen, keinen andern, als einen wohlthätigen Einfluß äußern. Man muß,

wenn man es auch nicht nachahmet, das Rechtliche und Sittliche dieser Zurückziehung, wenigstens fühlen und anerkennen, und nach reiflicher Ueberlegung rühmen und empfehlen. Aber freylich sind, ehe wir es zu dieser Entäußerung, dieser Vereinfachung, dieser Umgehung der gemeinen Sitte bringen werden, manche Feinde zu bekämpfen. Der Frage: „was werden die Leute sagen?“ den Urtheilen: „man wird uns für geizig ausschreyen; wir müssen uns ja vor unsern Freunden schämen,“ weiß die Eitelkeit, der Stolz, die Ehrsucht oft eine so blendende Einkleidung zu geben, daß — zumal das weibliche Geschlecht, bey aller übrigen Güte der Gesinnungen und Grundsätze, nicht zu widerstehen vermag, und lieber immerhin sich von dem Strome mit fortreißen läßt, und lieber, wenn zumal das Vermögen und die Einnahme mit solch einem Aufwande in keinem Verhältnisse steht, sich es willig, selbst von Denen, die mitgenießen, und bey der Vereinfachung unserer Mahle mitlästern würden, nachreden läßt: „daß man doch wirklich nach seiner Lage zu viel thue.“ — Vielleicht gewinnt die letzte Bemerkung, die ganz aus der Erfahrung geschöpft ist, meinem Wunsche Einen und den Andern noch leichter und sicherer, als der erste, aber — doch manchmal zu weit in der Entfernung gehaltene Gedanke an die Pflicht! Doch müssen und werden hier vor allen und

am meisten und kräftigsten Die wirken, welche den Gedanken an die Pflicht in seiner ganzen Größe und Stärke kennen und ehren. Für solche sind diese Zeilen zunächst und recht eigentlich geschrieben. Ist doch auch bey ihnen der Verfasser gewiß, daß man seine Vorschläge weder lächerlich und fade, noch unzeitig und überflüßig finde, ihm auch nicht den Vorwurf machen werde, als gehören Vorschläge, welche die Hemmung des unsittlich werdenden Luxus unter Hohen und Niedrigen betreffen, nicht in ein patriotisches Archiv. Ist es doch gewiß ganz vorzüglich das Beyspielgeben und Beyspielnehmen, welches den ächten, moralischen Patriotismus, je nachdem es nun gegeben und genommen wird, eben so mächtig beleben, als ertödten kann; und bleibt doch gewiß unwidersprechlich wahr, daß der Patriotismus unter seine ärgsten Feinde — den Luxus zählt.

G. A. L. Hanstein.

## 4.

## Ueber die Evdämonistik in Lehrbüchern für die Jugend.

Wenn die ältern Beobachter den Wunsch nach Wohlseyn, schon im zartesten Kinde bemerkten, so scheint uns diese Bemerkung ein Recht zu geben, davon auf einen ursprünglichen Trieb der gemeinen Menschen-Natur zu schließen.

Woran also besser, als an diesen vorgefundenen Faden, ließe sich wohl das neue Gewebe des Unterrichts der Jugend, anknüpfen?

Man gesteht ja gern zu, daß es

a. in der menschlichen Erkenntniß ein Wachsthum und Grade — höhere Stufen — giebt;

b. daß dem Kinde solche Speise gebührt, deren der Jüngling und Mann nicht mehr bedarf;

c. daß so, wie das junge Reitpferd zuerst lernen muß, Sattel, Zaum und Reuter zu tragen, so auch das Kind zuförderst, lehrempfänglich, lernwillig, und sodann lernbegierig gemacht werden müßte, bevor man vom Unterrichte zweckmäßige Folgen erwarten darf.

Dieses alles aber scheint der Unterrichts-Anfang, nach eudämonistischem Systeme, und zwar ausschließend, erwarten zu lassen.

Sinnlichkeit ist ja doch der Charakter aller Kinder.

Der Satz: „Auf daß Dir jetzt und künftig wohl sey," wirkt demnach kräftiger auf das Gemüth des Kindes, als jeder höhere — ja wenn man will — edlere Antrieb, dergleichen die Kantische Maxime, wie nicht weniger der kategorische Imperatif, etwa wäre. Denn wie verbindend, dem schon nachdenkenden Gemüth des Erwachsenen und Geübten, die in dieser Lehrart dargebotenen Beweggründe, je auch werden können, wie wollte man es wohl anfangen, dem kleinen Schüler, der jungen Schülerinn irgend ein Interesse dafür abzugewinnen?

Hier, wenn jemals, träte der Fall ein, wo das Auswendiglernen der Formeln in spem futurae u. s. w. dienen müßte — wo nicht zu nützen, doch wenigstens zu lehren.

Kommt der Lehrling je so weit, welches doch in den dienenden Volks-Classen *) schwer-

*) Man setze den Fall, daß von einem allgemeinen Landes-Lehrbuch oder Katechismus, etwa die Frage sey. v. R.

Dieser Wink wird für diejenigen hoffentlich hinreichen, welchen der innige Zusammenhang dieses und des folgenden Aufsatzes eines höchst verehrungswürdigen

lich seyn wird, daß er nöthig hat, zu seiner Beruhigung oder Bestimmung im Handeln, auf höhere Grundsätze, wie z. B. die Kantischen ꝛc. zurück zu gehen, so bleibt ihm unbenommen, in reifern Jahren in das Innere des Tempels dieser Weisheit zu treten. So scheint es auch Paulus gemeint zu haben, wenn er von sich sagt: „Als ich ein Mann ward, da thät ich das Gängelband der Kindheit ab.“

Meine Meynung, die ich als ein Schärflein ohne alle Prätension hier opfere, ist daher folgende: Man lasse in jedem Lehrbuche für kleine Kinder die Eudämonistik vorwalten, und spare für das Bedürfniß derer, die damit nicht auslangen, das Studium der Kantischen Philosophie. Daß und wie das vorgeschlagene erste Lehrsystem nach eudämonistischen Grundsätzen, sich, in der Folge, den Kantischen For-

Staats- und Kinderfreundes mit dem Zwecke dieses Archivs bey einer flüchtigen Ansicht nicht gleich ins Auge springen möchte; denn was kann wohl einem Staate wichtiger seyn, als ein ganz zweckmäßiges, religiöses Lehrbuch für seine Jugend? Wer vermag den schlummernden Patriotismus besser zu erwecken, als Jugendlehrer, die mit Herzen voll patriotischer Wärme ihre Anhänglichkeit an den Staat, und ihre Liebe zum Fürsten und zur Landesverfassung auch denen einflößen, in welchem der künftige Staat aufkeimet? — Der Herausg.

men anknüpfen lasse, davon in einer folgenden Abhandlung.

Berlin, den 7ten Nov. 1798.

von Rochow
auf Reckahn.

---

## 5.

## Wo und wie schließt sich an das evdämonistische, das Kantische Lehrsystem an?

Daß der Hauptgrundsatz: „Handle so, daß die jetzt und künftig wohl sey“ — ganz in das evdämonistische Lehrsystem gehöre, wird keiner in Abrede seyn.

Auf ihn kann ich fast alle positive sowohl, als negative Pflichten gründen, und aus ihm herleiten. Ich kann sogar bey dem Kinde dessen Erfahrung in das Spiel ziehen, ja diese Erfahrung selbst vorbereiten, wenn ich Erzieher bin. Sehr brauchbar also, wenn gleich auf evdämonistische Grundsätze (auf die Selbstliebe) gegründet, ist dieses Motiv.

Die Achtsamen meiner Leser werden gewiß schon, ohne mein Erinnern, bemerkt haben, daß die Brauchbarkeit dieses Grundsatzes in der Ver-

bindung der Worte: „jetzt und künftig,“ liege.

Ohne diese würden Epikuräer gebildet werden. Auch könnte man die schmerzliche Nachempfindung verübter Thorheit, Reue genannt, nicht als moralische Hölle benutzen. Lange, (für einige Menschen, sonderlich Frauenzimmer, vielleicht das ganze Leben hindurch!) wird also das eudämonistische System ausreichen.

Wenn nun bey wenigen doch der Fall einträte, daß sogenannte collidirende Pflichten die Wahl schwer machten, so ist der Zeitpunct vorhanden, wo, wenn mich das Gängelband meiner Jugend verläßt, der Kantische Grundsatz in seiner ernsten Majestät erscheint, um meine Wahl zu leiten. Und er heißt, wie bekannt: „Handle so, daß das, was dich bestimmt, würdig wäre, das bestimmende Princip aller vernünftigen Geister zu seyn.“

Aber es sey mir erlaubt, zu fragen: welches sind denn eigentlich collidirende Pflichten? Die Pflichten an sich können wohl eigentlich nicht collidiren: Weil zwey sich widersprechende Behauptungen in einer Sache, nicht, gleich gegründet, sich denken lassen.

Also werden diese Pflichten wohl nur scheinbar collidiren — oder die Wage des von dieser vermeinten Collision betroffenen, ist nicht richtig —

ohne Bild — er sieht die Sache nicht in ihrem wahren Lichte. Zur Erläuterung ein Gleichniß: Ein beerbter Vater und Mutter trennen sich. Die Söhne folgen nach dem Costume dem Vater, die Töchter der Mutter. In erwachsenern Jahren wollen die Kinder wissen, welcher Grund bey der Ehescheidung vorgewaltet, wer von beyden Theilen Unrecht hat. Ist dieses Neugier, oder Wißbegierde?

Wenn sie nun den beträchtlichen Schaden empfinden, der für sie aus dieser Trennung erwuchs, können sie getadelt werden, wenn in ihrem Herzen Unwillen gegen diejenige Person ihrer Eltern entsteht, die daran vielleicht muthwillig schuld war?

Dennoch aber soll man seine Eltern lieben und ehren. Wenn nun nach keinem von beyden Systemen die Liebe ihre Natur verändert, noch, als eine Wirkung der Liebenswürdigkeit, auch ohne diese, zur Pflicht werden kann, so ist es klar, daß es keine Pflicht zu lieben giebt.

Und wenn die Ehre in Erweisung gewisser conventionellen Gebräuche besteht, (Hochachtung ist etwas anders) so kann deren Erweisung nicht eben schwer fallen.

Der Kantische Grundsatz thut also in diesem Falle nicht mehr, als das bekannte: „Einem jeden das Seine," und: „Vervollkommne dich selbst." Seine Kraft liegt in dem kategorischen Imperativ: „Handle so, daß" ꝛc.

Aber ein sehr geübter Verstand gehört dazu, um auszumitteln, welche von den vielfachen Handlungsweisen er also wählen müsse.

Ihn auf das gemeine gewöhnliche Leben anwenden wollen, hieße demnach: mit goldnen Flintenläufen Sperlinge schießen.

Wo dieser Kantische Grundsatz aber, und wie er an das Eudämonistische zu knüpfen sey, davon noch wenige Worte. Im letztern heißt es: „Handle so, damit dir jetzt und künftig wohl sey!“ Und wenn der Lehrling nun fragt: Wie soll ich denn handeln? Was soll ich thun? ꝛc. ꝛc. — so zeige ihm der Lehrer, daß er sich selbst ein Gesetz, und in vielen wichtigen Fällen sein eigener Gesetzgeber seyn müsse. Diese Autocratie aber führt zum Forschen nach Wahrheit, diese zur Gewissenhaftigkeit und Achtung für den innern Richterspruch der Vernunft. Und so steht man an der Grenze des Gebietes der reinen Vernunft, in welchem Harmonie aus innern Gründen die Königinn ist. Nur von ihren Unterthanen gilt freylich ganz die Strophe:

Der Weis' ist immer mit sich eins —
Haßt kein Geschöpf, und fürchtet keins.

Berlin, den 19ten Nov. 1798.

von Rochow
auf Reckahn.

## 6.

## Ueber Belebung des Patriotismus bey der Jugend.

Die republikanischen Staaten hatten bisher einen Vorzug vor den monarchischen, der diesen in unseren Zeiten nicht länger mehr fehlen sollte; den Vorzug, Anstalten und Einrichtungen zu besitzen, durch welche die Liebe zum Vaterlande geweckt und belebt wurde. Die frohen Aussichten, welche die angefangene Regierung den preußischen Unterthanen eröffnet, die Thätigkeit und der Eifer, womit der neue Monarch jede Anstalt befördert, unterstützt und ermuntert, welche gemeinnützig ist, muß uns nicht bloß unsere Verfassung, sondern auch unser Vaterland theuer und werth machen, und macht es auch wirklich einem jeden werth, der gewohnt ist, ohne Vorurtheil und ohne Leidenschaft zu prüfen, und der sich nicht blindlings von dem Zeitgeiste fortreißen läßt. Schade nur, daß der Zeitgeist bereits so viele fortgerissen hat, und daß auch jetzt noch die Menschen nicht zu den seltenen, sondern zu den sehr gewöhnlichen Erscheinungen gehören, welche vorsätzlich ihre Augen vor allem dem fest verschließen, was sie mit

der Verfassung ihres Vaterlandes, die ihnen, nicht aus Gründen, sondern weil es herrschender Ton war, verhaßt geworden ist, wieder aussöhnen könnte, und dagegen desto begieriger Augen und Ohren solchen Anstalten, Begebenheiten und Gerüchten öffnen, welche ihrer leidenschaftlichen Abneigung gegen Alles, was vom Throne herkommt, Nahrung und Vorwand giebt. Wenn das nicht die Denkungs- und Handlungsart sehr vieler unter unseren Mitbürgern wäre; so würde es unerklärbar seyn, wie gewisse Anecdoten von willkührlichen Verurtheilungen, despotischen Maßregeln und Bedrückungen, wie gehässige Vorherverkündigungen von neuen Einrichtungen, welche die Beschränkung der Denk- und Sprechfreyheit zur Absicht hätten, wie so manche handgreifliche Uebertreibungen wirklicher Mißgriffe der Regierung in Umlauf kommen, und von so vielen, selbst unbefangenen Gemüthern, fest geglaubt werden konnten. Aber es bestätigt sich auch hier wieder der freylich nicht tröstliche Erfahrungssatz, daß der gewöhnliche Mensch so geneigt ist, von einem Extreme zum andern überzugehen. Denn so gewiß jene Leichtgläubigkeit und jenes Mißtrauen gegen Alles, was vom Throne herab verfügt wird, jener blinde Argwohn, der bey allen neuen Einrichtungen, selbst wenn sie ganz offenbar das gemeine Beste zur Absicht haben, einen geheimen, dieser

Absicht gerade entgegenstehenden Zweck wittert; so gewiß diese Denkungsart zu den Extremen gehört; so gewiß gehören auch die ausschweifenden Lobpreisungen und lobrednerischen Aussichten in die Zukunft dazu, mit welchen unsere alten und neuen Zeitschriften in den ersten Monathen der vorigen Regierung *) angefüllt waren. Sie konnten keine andere, als eine sehr widrige Wirkung, selbst auf diejenigen haben, welche geneigt waren, die besten Hoffnungen von dem neuen Regenten und seiner Regierung zu fassen, und sie gaben denen, welche aus den schönsten Blumen Gift zu saugen wissen, treffliche Waffen in die Hände, um die der neuen Regierung günstige öffentliche Meinung zu bestreiten. Dem Himmel sey Dank, daß die Zeit sich mit starken Schritten nähert, in der man ohne Leidenschaft über Monarchen und monarchische Verfassung urtheilen, und den Königen Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird. Möchte doch, um ihre Erscheinung schneller herbey zu führen, ein jeder nicht allein mit unbefangener Seele bemerken und prüfen, was um ihn her vorgeht, sondern auch aus den Geschichtsbüchern lernen, was unser Land von jeher seinen Regenten und der treuen Anhänglichkeit ihrer Diener verdankte. Zwar ist es mehr als jemals Sitte

*) Der Verfasser hat das Glück, ein Unterthan Friedrich Wilhelms des Dritten zu seyn. A. d. H.

unter uns geworden, zu einem ausgebildeten Geiſte auch die Bekanntſchaft mit den großen Weltbegebenheiten der Vorzeit zu rechnen; aber die unerhörten Revolutionen großer Staaten, welche in einem kurzen Zeitraum unter unſeren Augen vorgingen, haben unſeren Blick ganz von dem abgezogen, was uns zunächſt angeht. Die vaterländiſche Geſchichte wird noch zu wenig unter uns geſchätzt und ſtudirt, und die edlen Brandenburger, deren Patriotismus nicht bloß ihre Zeitgenoſſen, ſondern auch ihre ſpäteſten Nachkommen ſo viel verdanken, ſind noch zu wenig unter uns gekannt, und werden am allerwenigſten dem heranwachſenden Geſchlechte zur Nacheiferung vorgeſtellt. Es iſt der Zweck dieſes Aufſatzes, ein Mittel vorzuſchlagen, wie dieß mit glücklichem Erfolge geſchehen könnte. Der Verfaſſer lernte dieß Mittel in der bis dahin ſo glücklichen Schweitz kennen. Er fand in Zürich mehrere geſchloſſene Geſellſchaften, deren Zweck neben den geſelligen Freuden die Wirkung und Belebung edler Vaterlandsliebe und rühmlicher Nacheiferung großer Vorfahren iſt. Der Jahreswechſel und einige Feſttage wurden von dieſen Geſellſchaften ſehr glücklich benutzt, um einige Blätter unter die Jugend auszuſtreuen, welche mit Kraft und Nachdruck, aber in gedrängter Kürze, das Leben eines großen Mannes der Vorzeit, irgend eine patriotiſ-

sche That eines Zeitgenossen oder Vorfahren, oder das Nachahmungswürdige aus den einfachen Sitten der Vorwelt darstellten. Um diesen Darstellungen die größte Lebhaftigkeit zu verschaffen, und sie desto anziehender für die Jugend zu machen, sind sie mit einem Kupferstich von der Hand eines guten Künstlers begleitet. — Ist nun gleich unsere Geschichte nicht so reich an Zügen edler Vaterlandsliebe, wie die Geschichte jenes kraftvollen und braven Volkes, weil der Gang der Begebenheiten in unserem Vaterlande von jeher nicht so viel Veranlassung zur Entwickelung des Patriotismus darbot; so findet sich doch selbst bey der flüchtigsten Uebersicht unserer vaterländischen Geschichte Stoff genug zu solchen Darstellungen für das Volk und für die Jugend. Wie interessant und wie lehrreich zugleich würde z. B. eine Parallele zwischen der Ordnung, Ruhe und Sicherheit, welche jetzt in unserm Lande und in allen Theilen desselben herrscht, und der Unordnung, der Anarchie und Unsicherheit seyn, welche im funfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in der Mark herrschte! Welch' eine vortreffliche Empfehlung der Gerechtigkeit bietet das edle Betragen Joachim's des Ersten dar gegen den unglücklichen Kaufmann, der von dem Straßenräuber von Lindenberg ausgeplündert worden war. Lindenberg muß sterben, ob er gleich der Liebling des jungen Regenten

ist;

ist; denn er hat die öffentliche Ruhe und Sicherheit schändlich verletzt. — An eben dieses Joachims Hofe giebt es einen Astrologen, und dieser Astrologe gehört mit zu der churfürstlichen Dienerschaft. Wir sehen jetzt keine Astrologen mehr an den Höfen unserer Fürsten, aber die Sterndeuterey und die Furcht vor Cometen hat doch in unseren aufgeklärten Zeiten noch nicht ganz aufgehört. Ueberaus rührend und lehrreich ist die Uneigennützigkeit und standhafte Treue, mit welcher Thomas Matthias seinem Herrn, dem Churfürsten Joachim dem Zweyten diente. — Die grausame Verfolgung der Juden unter Johann George im sechzehnten Jahrhundert setzt die Vorzüge der Zeit, in welcher wir leben, sehr schön ins Licht, und giebt Anlaß zur Erörterung der lehrreichen Frage: ob in unseren Zeiten diesem Volke alle Menschenrechte zugestanden sind, oder ob auch unsere Zeit noch der Vorwurf der Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit gegen diese Unglücklichen trifft? — Die menschenfreundliche Aufnahme der unglücklichen Niederländer, welche Alba's Grausamkeit und Blutdurst aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, söhnt wieder mit jenem Zeitalter aus, und giebt Veranlassung zu einer Uebersicht der großen Vortheile, welche unser Vaterland den eingewanderten Fremden verdankt, die sich von Zeit zu Zeit darin

niederließen. — Friedrich der Einzige legte während seiner Regierung 600 neue Dörfer an, und Colonisten waren größtentheils die Bewohner dieser Dörfer. — Der Aufruhr, den der Prediger Stuhler 1615 in Berlin erregte, ist eine treffliche Veranlassung, den blinden Sectengeist in seiner ganzen Verabscheuungswürdigkeit darzustellen, und auf das Gute aufmerksam zu machen, das wir der in unseren Zeiten allgemein herrschenden Toleranz und Gewissensfreyheit verdanken. Welch ein Unterschied zwischen dem Geiste, der die damalige Geistlichkeit beseelte, und dem, der sie jetzt beseelt! Unerhört sind jetzt unter uns dergleichen Religionszwiste und Spaltungen! — Die Aufnahme von 20000 Franzosen unter Friedrich Wilhelm dem Großen, und der Einfluß, den diese arbeitsamen und geschickten Flüchtlinge auf Gewerbe, Fabriken und Manufakturen hatten, erhält dadurch für uns das größte Interesse, daß die Nachkommen dieser Flüchtlinge noch jetzt unter uns als ein durch Sprache und kirchliche Einrichtungen abgesondertes Völkchen leben, und sich eben so sehr, wie ihre Voreltern, durch Fleiß und Geschicklichkeit auszeichnen. — Der räuberische Einfall der Schweden in unser Land im December 1674. und die muthvolle Gegenwehr der Bauern; die wunderbare Rettung des unglücklichen Landes durch

den tapfern Friedrich Wilhelm, der mit unglaublicher Schnelligkeit seinen bedrängten Unterthanen zu Hülfe eilt, und in sieben Tagen sein ganzes Land von diesen unsauberen Gästen befreyet, nebst der Bemerkung, die sich dabey aufdringt, daß es bey der jetzigen Verfassung unseres Landes, und bey den Anstalten, welche zur Vertheidigung desselben getroffen sind, nicht mehr möglich seyn würde, daß ein feindliches Heer sieben Monathe ungehindert darin rauben und morden könnte — wie viel Stoff zu lehrreichen und anziehenden historischen Darstellungen für das Volk und für die Jugend; wie so ganz geeignet zur Weckung und Belebung des Patriotismus und der Zufriedenheit mit der jetzigen Verfassung und dem jetzigen Zeitalter überhaupt! Und selbst die schwache Regierung des ersten Königs von Preußen, wie reich ist sie an guten Einrichtungen! Auch er nahm, menschenfreundlich und klug, Pfälzer, Franzosen und Schweizer in sein Land auf. Wie manche Wüste würde durch diese Fremdlings in ein wirthbares Land umgeschaffen; wie manche neue Nahrungsquelle eröffnet, wie viel Wohlstand verbreitet! — Und wie anziehend müßte eine populäre Darstellung der Verdienste eines Thomasius, dieses Retters der Matronen, eines Hermann Franke, dieses Vaters der Waisen, eines Schlüter und Leibnitz werden!

Dieß sind nur die vorzüglichsten Gegenstände, welche sich bey dem Ueberblick über die Geschichte unseres Vaterlandes zur Bearbeitung für das Volk und die Jugend darbieten; der sorgfältige Forscher wird deren noch eine große Menge entdecken. Es bleibt nun noch die Frage zu beantworten übrig, wie solche Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte auf die beste Art der Jugend und dem Volke in die Hände gebracht werden könnten, und hierüber will ich noch meine Gedanken mittheilen. Wir haben jetzt so ziemlich in jeder Provinzialstadt von einiger Größe geschlossene Gesellschaften, oder Ressourcen. Das gesellige Vergnügen wird in diesen Gesellschaften meistens theuer genug erkauft, und da Erholung von den Arbeiten des Tages Hauptzweck derselben ist, so würde das nicht zu tadeln seyn, wenn er nur wirklich durch Aufwand erreicht werden könnte. Allein die Erfahrung lehrt, daß die meisten Ressourcen, eben wegen des Aufwandes, den ihre Einrichtung herbeyführt, mehr Pflegerinnen des Luxus, als der geselligen Freuden sind, und daß höchstens der Stolz, die Eitelkeit und die Ueppigkeit, vorzüglich aber die Spielsucht bey der Theilnahme an solchen Gesellschaften ihre Rechnung findet. Das würde nicht der Fall seyn, wenn man, anstatt hoch zu spielen, und üppige Gastmahle anzustellen, edle Zwecke zu erreichen suchte,

wenn ſich die Reſſourcen in patriotiſche Geſellſchaften verwandelten. Wie viel Gutes, das ſonſt vielleicht ewig frommer Wunſch bleibt, kann durch die Vereinigung Vieler, oder auch nur durch das Beyſpiel, welches eine zahlreiche Geſellſchaft giebt, durchgeſetzt werden! Wurde nicht z. B. in vielen Städten unſeres Landes auf dieſe Art die unſelige Sitte der tiefen Trauerkleidungen abgeſchafft? Entſtanden nicht in andern die wohlthätigen, und ſo lange vergeblich gewünſchten Leichenhäuſer? Und wie leicht könnte alſo auch auf dieſem Wege das Beförderungsmittel des Patriotismus, deſſen Empfehlung der Zweck dieſes Aufſatzes iſt, in Gang gebracht werden. Wie manche Reſſource brächte ſchon beträchtliche Summen zuſammen, um an dem Geburtstage des Königs, oder der Königinn, oder eines einzelnen geſchätzten Mitgliedes ſich in ihrem Glanze zu zeigen, und die Bewunderung der Menge auf ſich zu ziehen. Wie viel läßt ſich's eine jede Reſſource koſten, um am letzten Tage eines Jahres aus dem alten in das neue Jahr hinüber zu taumeln, nicht etwa im Rauſche der Freude, ſondern wirklich im Rauſche des Weines; wie viel laſſen ſich's die mehreſten koſten, um Journale und Zeitungen aller Art anzuſchaffen, die gar nicht geleſen, oder doch ſo geleſen werden, daß der Nutzen, den ſie ſtiften, für nichtsbedeutend gelten kann. Wenn nun eine

jede Ressource das Gesetz machte, daß Ein Tag, oder einige Tage im Jahre der Jugend geweiht seyn, und daß die Summe, welche sonst zusammen gebracht wurde, um sechs oder acht Schüsseln zu haben, jetzt nur zur Hälfte für die so leicht befriedigten Bedürfnisse des Magens, die andere aber zum Druck einer kleinen Schrift für die Jugend und eines dazu passenden Kupferstichs verwendet werden solle; welch ein großes Verdienst könnte sich dadurch solch eine Gesellschaft um die Jugend einer ganzen Stadt, vielleicht einer ganzen Provinz erwerben. Und gewiß fände sich unter den Mitgliedern mancher Ressource ein Dichter, der irgend eine denkwürdige Begebenheit der Vorzeit, oder eine edle That eines Brandenburgers in Versen der Jugend schilderte, und ein Künstler, der aus Eifer für die gute Sache den Kupferstich dazu besorgte, oder ein Componist, der das Gedicht in Musik setzte, damit es zum Volksliede werden könnte. — Das sind viel fromme Wünsche auf einmal! werden viele unter meinen Lesern sagen. Aber sie haben wenigstens, möchte ich darauf antworten, die Eigenschaft der gewöhnlichen frommen Wünsche nicht, daß sie unausführbar sind. Oder sollte es wirklich Gesellschaften von 50 und 60 und 80 Personen geben können, in welchen nicht die Mehrheit aus Männern bestünde, die jedes gemeinnützige Unternehmen mit Bereitwilligkeit, und

eigener Aufopferung sogar, unterstützten und beförderten? Sollte es Erholungs-Gesellschaften geben, in welchen ausschließungsweise nur Vorschläge zu neuen Festivitäten, neuen Ausschmückungen der Säle und Zimmer, neuen Kartenspielen und neuen Verwahrungsmitteln gegen den Durst Gehör fänden? Mein Glaube an den Patriotismus der Brandenburger und an den Geist unserer Zeit (der, wenigstens in Rücksicht auf solche Unternehmungen, sich als ein guter Geist zeigt) ist so groß, daß ich diesen Aufsatz in der frohen Hoffnung schließe, es werde mir gelingen, die schöne Sitte des Schweizerlandes in unser Vaterland zu verpflanzen, und der Ueppigkeit das zu entreißen, was dem gemeinen Besten gehört. Ein Bogen, auf Kosten einer patriotischen Gesellschaft gedruckt, und unentgeldlich in den Volksschulen ausgetheilt, würde ein guter Saame werden, der unendlich viel herrliche Früchte trüge!

Wilmsen.

---

Wie wenn der patriotische Verfasser dieses Aufsatzes, der nach seinen Uebungen und Schriften das Talent dazu hat, den patriotischen Entschluß faßte, für's Erste eine kleine Anzahl sol-

ther Bogen auszuarbeiten, und sie in diesem Archive beyzulegen, damit es dann Gesellschaften, die keine Dichter, oder Erzähler, oder willige Schriftsteller in ihrer Mitte haben, um so leichter würde, ihre zusammengebrachten Druckkosten nützlich anzulegen, dem Volke und der Jugend ihres Orts lesbare und lesenswerthe Erinnerungen an die Zeit ihrer Väter in die Hände zu geben? — Ich sage dem Volke und der Jugend. Denn solche Blättchen — (wie schön wär's, wenn es auch nur für jeden Monath im Jahre Zwey Blättchen seyn könnten!) hätten auch auf der Werkstatt des Handwerksmanns, und in den Gesindestuben der sogenannten Honoratioren Platz, und erwürben dann, wenn Eins auch nur Drey Pfennige kostete, der Anstalt selber, die sie besorgte, einen kleinen Fond, nächst dem Drucke, auch dann und wann einen Kupferstich zu bestreiten.

Noch interessanter müßten diese Volksblätter öffenbar dann werden, und eben deshalb mehr Leser und Liebhaber gewinnen, wenn den Anekdoten aus der Landeschronik jedesmal ein Bruchstück aus der Ortschronik vorangesetzt oder angehängt würde. Ich rathe zum Voransetzen; weil z. B. dem Rathenower und Brandenburger sein Rathenow und sein Brandenburg doch noch näher liegt, als die Mark, und so überall in Deutschland in gleichem Verhältnisse.

Das wäre das einzige leichte Mittel, nach und nach die Chroniken der Oerter und Länder in die Hände der Eingebornen zu bringen. Denn auf Einmal giebt, und kann kein Bürger Einen oder mehrere Thaler für ein ganzes Geschichtsbuch geben.

Des nämlichen schicklichen Vehikels könnten thätige Vaterlandsfreunde sich auch bedienen, um ohne Zwang heilsame öffentliche Verbesserungen einzuführen, gemeinschädliche Irrthümer unvermerkt auszurotten, und unrühmlichen Volksgebräuchen mit Erfolg entgegen zu arbeiten. Auch wäre es der Mühe werth, Blätter dieser Art auf Kosten der Gemeinde-Cassen, oder der Kirchenärarien anzuschaffen, und auf dem Lande durch die an Kirche und Schule angestellten Religionslehrer — in den Städten durch die Gemeinden- oder Vierthelsvorsteher zur Kenntniß des großen Haufens zu bringen.

Der Herausg.

## 7.

## Vergleichung der Vorzeit mit der Gegenwart in sittlicher und policeylicher Hinsicht.

Ob in Deutschland die Zeiten schlimmer, oder besser werden, ob unsere obrigkeitlichen und moralischen Bemühungen uns rückwärts, oder vorwärts geführet haben, ob wir die Gegenwart, in Vergleichung mit der Vergangenheit segnen können, oder vielmehr, mit Recht unzufrieden, die Tage unserer Urväter zurück wünschen sollten: darüber, Ihr Betagten! Ihr Unzufriedenen! die Ihr der Welt absterbet, und nur der Tadelsucht lebt, darüber wollen wir nicht streiten, sondern die Erfahrung entscheiden lassen, und Thatsachen vergleichen. Ich mache den Anfang hiermit, indem ich aus meiner handschriftlichen historisch-topographischen Beschreibung der Stadt Rathenow einzelne ausgezeichnete Wirkungen der Unordnung und Völlerey, der Zank- und Mordsucht, der Rache und des Jähzorns der im vorigen Jahrhunderte lebenden Rathenower aushebe, und in dieser Hinsicht die gegenwärtige Moralität darneben halte.

In den Jahren von 1599 bis 1625 sind zu Rathenow, laut Kirchenbuchs von diesem Zeitraume, (die kriegerisch um's Leben gekommenen, und die gerichtlich zum Tode verurtheilten nicht mitgerechnet) nicht weniger, als dreyzehen gewaltsam Ermordete beerdiget worden, nämlich:

„Am 25sten October 1599.

Peter Berger, ein Theerbrenner, von einem seiner Gesellen mit der Axt ins Haupt geschlagen, daß er davon hat des Todes seyn müssen."

„Am 8ten Januar 1600.

Andr. Bruncow, ein Kesselführer von Magdeburg, welcher in der Stadt von Michel Ebeln ist erschossen worden."

„Am 6ten November 1600.

Jacob Linemanns Sohn, von Lippold von Bredow erschossen."

„Am 30sten April 1603.

Jochim Rosin, von Greg. Dammen erstochen."

„Am 30sten März 1607.

Fritz von Barlebens unehelicher Sohn, welchen die Hure erwürgt."

„Am 24sten October 1610.

Ein frembder Kramer von Havelberg, welcher in Merten Köppens Hause von Mathias Katzenelbogen, dem Scharfrichter am Haupt tödtlich verwundet, vnd bald darauf gestorben."

„Am 6ten December 1612.

Barbara Heviker s, Jochim Brand des Eltern seligen, nachgelassene Widwe, ist umb 10 Schlege umb die Mittagsstunde in ihrem Hause auf der voterſten Treppen des Kellers tott gefunden, da man ezliche tödtliche Wunden in ihrem Häupte, vnd ihre Kaſten von geltt vnd ſilberwerck beraubett gefunden. — Der Theter ſolcher grauſamen mordtatt iſt den 11ten Januar 1613 betroffen worden, Hans Blockshagen, ein Maurer vnd Bürger hier zu Rathenow, welcher folgends Jhares den 22ſten Januar ſeiner miſſethatt halber geredert worden iſt.“

„Am 1ten April 1613.

Ein Büttelknecht, welcher von einem andern Büttelknechte geſtochen worden, daß er alsbaltt auf die ſtette Tott geblieben.“

„Am 9ten October 1614.

Ein Ackerknecht von Semmelin, welcher daſelbſt von Thewes Rütenick, einem Kozer, mit einem Meſſer geſtochen, vnd allhie bey Paul Mageln, den Balbierern, gelegen vnd von ſolcher wunden geſtorben.“

„Am 14ten Jun. 1615.

Hans Blume, der Sackführer, welcher von V. Giſen, des Pfarhern zu Kriell Ackerknecht mit einer Rungen den 12ten hujus alſo ins Heüptt geſchlagen, daß er folgenden Tags davon geſtorben.“

„Am 10ten April 1616.

Ein Kindlein, welches auf dem Stadthofe vnter einem Dornbusche Tott gefunden, dem das genicke zerbrochen gewesen. — Die Theterin solches Kindermorts ist betroffen, des Krügers zu Stöllen, Kasper Jerichows Tochter, welch daselbst zu Stöllen den 17ten May gerechtfertigett worden.“

„Am 17ten July 1620.

Merten Steller, ein Fischer, welcher von Borchett Menzen, auch einem Fischer, den 14ten huj. mitt einem messer also gestochen, das er den 16ten huj. des Todes davon hatt sein müssen. Der Theter ist entlauffen.“

„Am 23sten April 1625.

Christoph Hans Curts, des Schusters, Sohn, welcher in einem abentlichen Lermen zwischen etzlichen Acker- vnd Schuheknechten von einem Ackerknechte mitt einer Rungen den 19ten huj. also ins Heüptt geschlagen, daß er folgendes Tages vmb 9 Vhr verschieden.“

Wenn man bedenkt, daß Rathenow damals fast nur halb so groß und bevölkert war, als es jetzt ist, daß in jenem Zeitraume die Zahl der jährlich Gebohrnen — nach der Durchschnittsberechnung die Zahl $80\frac{1}{2}$ nicht überstieg, und daß (mit Ausnahme des Pestjahrs 1613, wo hier allein 767 Menschen hingerafft wurden) im Durchschnitt jährlich nur $74\frac{7}{8}$ Menschen starben: so

müßte man doch in der That gar nicht rechnen können, oder ganz vom Vorurtheile verblendet seyn, wenn man einen Zeitraum glücklich preisen wollte, worin ungefähr der 15oste Sterbende ein gewaltsam Ermordeter war.

Jetzt sehen wir unser Hochgericht, das gottlob seit einem Jahrhunderte nicht gebraucht ist, vom Zahne der Zeit benagt, einstürzen. Der Schutzgeist Rathenows gebe, daß unsere Cämmerey nicht nöthig haben mag, dieß Denkmal verleugneter Menschheit und beeinträchtigter Menschenwürde jemals wieder herzustellen!

Uebrigens wollen wir den Vorzügen unserer Zeiten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und mit zufriedenem Herzen Gott danken, daß unsere Landesväter schon längst nicht mehr nöthig hatten, auf dem Sterbebette ihrem Thronerben jene merkwürdigen Worte zuzurufen, die einst Churfürst Johann, als er am 9ten Januar 1499 im Schlosse zu Arneburg starb, seinen Söhnen Joachim I. und Albrecht zu beherzigen gab:

„Ich hinterlasse Euch, meine Söhne, ein großes Land, allein es giebt kein Fürstenthum, in welchem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange geht, als in unserer Mark. Wehret solchem Unwesen, und schaffet, daß Eure Unterthanen liebreich, und sanftmüthig bey einander wohnen mögen!“

Der Herausgeber.

# II.

# Patriotiſche Vorſchläge.

„Im Allgemeinen patriotiſche Vorſchläge zu „machen, iſt leicht; ihre Ausführbarkeit durch pünkt„liche Erörterung aller Umſtände, die dabey zuſam„menlaufen, zu zeigen, iſt ſchwerer; ſie wirklich „und glücklich auszuführen, iſt das wahre Werk „politiſcher Weisheit. Dieſe Betrachtung darf je„doch Niemanden abhalten, ſeine Meinung über „gemeinnützige Materien, wenn er ſie durchdacht „hat, mitzutheilen. Er hat dabey das Verdienſt, „die Unterſuchung anderer Männer, die mehr Ein„ſicht und Erfahrung haben, auf die nämlichen „Vorwürfe zu leiten.“

Garve.

## Erſter Vorſchlag.

## Zur Abhelfung eines dringenden Volksbedürfniſſes.

Zwey Büchlein für das Volk — für Junge und Alte im Volke — ſind ein wichtiges Bedürfniß:

1. Das Eine fasse in sich: einen Religions-Katechismus — Gesundheits-Katechismus — Erziehungs-Katechismus — patriotischen Katechismus — und einen Katechismus der gesunden Vernunft. Dieser letzte wäre am schicklichsten der Erste.
2. Das Andere: einen Auszug aus der Bibel — ein Gesangbuch — eine Gebetsammlung.

Jenes müßte nicht über einen, dieses nicht mehr als drey, oder höchstens vier Groschen kosten. Aber dazu müßte ein Luther und ein Canstein wieder geboren werden. Jener, um in Luthers Kraft und Geist, in seiner Kürze und Gedrängtheit, in seiner Einfalt und Popularität Vieles mit Wenigem zu sagen; Dieser, um ein Capital zu stehenbleibenden Lettern herzugeben, damit dieß kleine große Werk nicht Spekulation für Verfasser und Verleger, sondern Spekulation für das Beste des Volks werde! —

---

## 2.

## Zur Vermeidung ungerechter Vergleiche mittelst der Friedensrichter.

Es giebt kein unfehlbareres Mittel, den Landmann durch die Gerechtigkeitspflege verdrossen zu machen,

machen, und zum Verarmen zu bringen, als wenn die Gerichte seine Processe nicht möglichst abkürzen, nicht, wenn es seyn kann und darf, Vergleiche stiften. Der Bauer kauft seine kostbare Zeit gern aus, vorzüglich in den Tagen der Saat und der Ernte. Ein einziger hier versäumter Tag hat schädliche Folgen für das ganze Jahr. Dazu kommt, daß der Landmann während des Processes unruhig ist, und seine Arbeit verdrossen und daher schlecht thut.

So unverkennbar richtig diese Bemerkung ist; so hör' ich doch dagegen die wohl gegründete Frage aufwerfen: „ob nicht jeder Vergleich mit einer Art von Ungerechtigkeit verbunden sey?“ — Wenn das Recht auf Einer Seite da ist, sey es auch, daß es nicht sogleich klar da liege — da dürfte dieß freylich der Fall seyn: Auch giebt es allerdings Richter, die aus Arbeitsscheu, zumal wenn es Armen gilt, und die Streitsache nicht gewinnreich für die Rechtsgelehrten ist, augenblicklich auf Vergleiche dringen und sich dessen berühmen, daß sie beynahe Alles vergleichen. Wie oft dringt die Auctorität der Ortsobrigkeit, wie oft dringen Ueberredungen, Drohungen, harte Worte, Zurückweisungen der Einen oder der Andern Parthey die Zustimmung zu einem Vergleichsvorschlage ab, der ihr offenbar Unrecht thut, und nun doch durch das glänzende Wort: Vergleich zu Rechte ge-

ſtempelt wird. Sollte dieß gewiſſenloſe Vergleichen der Partheyen nicht mehr als eine nachtheilige Folge ſelbſt für die Moralität der Staatsbürger nach ſich ziehen? Sollte dieſen Vergleichen nicht von oben herab geſteuert werden? —

Ein anders wäre, wenn Friedensrichter eine erſte Inſtanz wären, die, aus der Mitte der Bürger gewählt, erſt zum Frieden riethen, wenn ihr geſunder Sinn den Frieden für anrathenswürdig erklärte. Vor dieſem Gerichte erſchienen dann die Partheyen in der Vorausſetzung und Erwartung, daß hier nicht die Gerechtigkeit, ſondern die Billigkeit zu Rathe ſitze. Vor der Ortsobrigkeit, an der eigentlichen Gerichtsſtelle, erwartet und ſucht man Gerechtigkeit! — Selbſt wenn dieſe das Recht geſprochen hätten, dürfte es dem Friedensgerichte nicht unterſaget ſeyn, die Parthey, der das Recht zugeſprochen war, zu einer Milderung des Strafurtheils über den Gegenpart zu vermögen. Nur daß durch alles dieß die Sache nicht in die Länge gezogen werde! Das Billigkeitsgericht ſpricht und handelt. Acten gehören nur in die Gerichtsſtuben der Gerechtigkeit! —

Daß durch dergleichen, oder durch ähnliche Einrichtungen viel, ſehr viel Gutes geſtiftet werden kann, hat auch die Erfahrung ſchon beſtätiget. Wie manche glückliche Ausſöhnung bringt z. B. die

Friedens-Commission im Dänischen zustande! Und wie manchen, in der Folge nicht selten bis zur höchsten Erbitterung fortgesetzten, gerichtlichen Streit würden deutsche Friedensrichter entweder ganz verhindern, oder doch in der Geburt ersticken!

Hanstein.

---

## 3.

## Zur Verbesserung des Gesindewesens.

Ein ungenannter Freund der bürgerlichen Ruhe und häuslichen Glückseligkeit, ein achtungswürdiger Patriot, ruft allen gemeinnützlichen Gesellschaften Deutschlands und allen denkenden Hausvätern und Vaterlandsfreunden mit v. Göthe (in Hermann und Dorothee) zu:

— „Ihr habt gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde,
„Bald durch Leichtsinn, und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
„Immer sie nöthigt zu wechseln, und Fehler um Fehler zu tauschen" —

und legt ihrer Prüfung und Beherzigung in seiner Ankündigungsschrift: Das Deutsche Gesin-

dewesen, sowohl im Allgemeinen, als Besondern zu verbessern. (Leipzig, 1798. bey Heinr. Gräff) zwey wohl durchdachte und leicht ausführbare Vorschläge vor, wodurch er unsere dienenden Mitmenschen zu bessern, und die Summe häuslicher Glückseligkeit zu mehren, gerechte Hoffnung hat. Er geht dabey von dem Gesichtspunct aus: die Gesinde-Sache muß als Gesellschafts-Angelegenheit betrachtet werden. Ein gesellschaftliches Uebel kann nur durch gesellschaftliche Bemühungen und vereinigte Kräfte gehoben werden. Hierzu schlägt er 1) vor, daß sich eine Gesellschaft zu Verhandlungen über die Verbesserung des deutschen Gesinde-Wesens, und zur endlichen Erlangung einer richtigen Theorie desselben in einer besonders dazu herauszugebenden Zeitschrift vereinige, wozu der Verf. den Plan mit geschickter Hand vorzeichnet, und auszuführen bereit ist. 2) Daß durch gesellschaftliche Verbindungen in Städten Gesinde-Comtoirs errichtet werden, um den Gesindestand unter speciellere Aufsicht zu ziehen, und seine sittliche Verbesserung dadurch zu erleichtern. Auch zu einer solchen Anstalt, die gewiß reich an guten Folgen seyn würde, ist hier der Grundriß angegeben. „Wer Sinn für Mäßigkeit und Sittlichkeit hat; wer lebhaft von der großen Wahrheit durchdrungen ist: daß alle

erlangte politische Freyheit, ohne verinehrte Sittlichkeit, das schädlichste Werkzeug in der Hand der Unmündigen unter den Völkern sey; wer das gesellschaftliche und häusliche Leben noch unendlicher Verschönerungen fähig hält, und daran glaubt, daß nur durch eine Vervollkommnung desselben jener Frohsinn in die trauernden Familien wieder zurückkehren werde, den wir jetzt überall vermissen, und dem die letzten, blutriefenden, vom politischen Sectengeiste beseelten Jahre so tiefe Wunden geschlagen haben; wer der Wohlthäter künftiger Generationen werden, und die Stützen der bürgerlichen Ruhe und Glückseligkeit vermehren helfen will: der trete näher und reiche dem Verfasser seine deutsche Hand zu einer sittlichen Verbesserung des Gesindewesens im Vaterlande.

Die Meinungen sachkundiger Männer über diese wichtige Gesellschafts-Angelegenheit erbittet sich der Verfasser dieser lesenswerthen Schrift unter der äußern Addresse des Hrn. Verlegers derselben. Oeffentlich ist dieß gleichsam bereits geschehen durch eines Ungenannten Patriotischen Aufruf und herzliche Bitte um baldige Errichtung einer zweckmäßigen und höchst nöthigen Gesinde-Policey. (Helmstädt, 1798.) Der Inhalt dieser kleinen Schrift ist zu wichtig, und betrifft ein zu dringen-

des Zeitbedürfniß, als daß er auszugsweise hier nicht einen Platz verdienen sollte:

## Abschn. I. Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer Aufsicht des Staates auf den Gesindestand.

1. Wegen der Unentbehrlichkeit dieses Standes; 2. wegen der großen Anzahl Menschen, die diesen Stand ausmachen; 3. wegen des großen Einflusses auf die Wohlfahrt der Familien. (Unersetzlicher Schaden und unsäglicher Verdruß, den das Gesinde stiften kann; besonders für den Hausfrieden, der für die besseren Menschen nicht selten am empfindlichsten gestöret wird.)

## Abschn. II. Beschwerden über das Gesinde.

1. Relativer Mangel am Gesinde, und dessen Ursachen; 2. große Willkührlichkeit, Unbeständigkeit oder Widersetzlichkeit des Gesindes in Erfüllung seiner Verträge. (Die Dienstherrschaft allein ist gebunden. Unzulänglichkeit der bisher bestehenden Gesetze dagegen.) 3. Irriger Ehrdünkel des Gesindes. (Es gelüstet gern nach dem Dienste in vornehmeren, d. h. solchen Häusern, wo ihnen mehr Freyheit und Luxus gestattet wird. Es läßt sich von einer falschen Nacheiferung hinreißen, sich über seinen Stand zu kleiden. Es schämt sich vieler ihm zukommenden Arbeiten.) 4. Arbeitsscheu, Gemächlichkeit und Hang zu eigenmächtigen Zer-

ſtreuungen. 5. Ungenügſamkeit, in Abſicht des Lohnens, der Geſchenke, der Verköſtigung. 6. Hang zur Lüderlichkeit und Wolluſt. 7. Allzugroße Empfindlichkeit, Rechthaberey und Widerſpenſtigkeit. 8. Ein gewiſſer Zunftgeiſt.

## Abſchn. III. Urſachen dieſer Erſcheinungen.

Ob in der niedrigen Herkunft die Urſach zu ſuchen ſey? oder in der Erziehung? oder in dem Schul-Unterrichte? oder in den Herrſchaften insgemein? oder in den Hausfrauen insbeſondere? — Die allgemeinen Urſachen der Corruption:

1. Raffinirtere Sinnlichkeit und Luxus des Zeitalters, und dadurch gereizte Habſucht.

2. Eine von gewiſſen Seiten größere Unſittlichkeit des Zeitalters. (Inbeſondere Unkeuſchheit, Gleichgültigkeit gegen Treue und Glauben.)

3. Geſunkene Achtung und Ausübung der Religioſität. (Wie es ſonſt war, und was das fruchtete. Wie es jetzt iſt, und was das ſchadet.)

4. Geſetzgebung, (deren Geſetze zum Theil ſchon vergeſſen und unbekannt ſind; zum Theil gar nicht vollſtreckt werden.)

## Abſchn. IV. Nothwendige Gegenmittel gegen dieſe beſchwerlichen Erſcheinungen.

Es iſt nicht genug, die älteren Verordnungen zu erneuern; ſelbſt der Unſittlichkeit und Irreligioſität können Einzelne nur wenig ſteuern — Schu-

len, und insbesondere Industrie-Schulen — kirchliche Anstalten — policeyliche Institute — mit Gesetzen verbundene Gesinde-Inspection an jedem Orte. Nöthige Gesetze für die Inscription. Gültigmachung des Mieths-Contractes. Gesetze wegen der Pflichten und Rechte beyder Theile, und wegen der daraüber entstehenden Klagen oder Beeinträchtigungen. Was in Absicht des Austrittes aus dem Dienste und der Dienst-Abschiede zu beobachten, und über die vacirenden Domestiken und ledigen, dienstfähigen Personen zu verfügen ist. — Gesinde-Casse. Straf- und Unterstützungs-Casse. Vorschlag zu einer Depositen- oder Spar-Casse für das Gesinde, und zu einem jährlichen Gesinde-Feste. — Wie auch den Herrschaften Humanität gegen das Gesinde zu empfehlen sey.

In der Vorrede äußert der Verfasser, der Fürsorge für Bürgerglück und Familienwohl als den Charakter und als die stärkste Schutzmauer jeder guten Verfassung betrachtet, den sehnlichen Wunsch, daß seine Schrift, oder wenigstens sein verhandeltes Anliegen, Zugang zu dem Cabinette der mit diesen Hindernissen des Volkswohls wahrscheinlich ganz unbekannten Regenten finden, und die Gesetzgebung beschäftigen möge. Und auch am Schlusse sagt er wieder: „Ich möchte gern allen Regenten

und ihren Räthen, allen Obrigkeiten, allen Vorstehern und Freunden bürgerlicher Ordnung und Wohlfahrt bis zur Ueberzeugung anschaulich machen: daß die Beachtung und Regulirung des Gesinde-Wesens eine Sache von groſser Wichtigkeit sey, wegen der erheblichen Folgen, die, wenn jenes vernachläſsiget wird, die Sittlichkeit eines zahlreichen Volksstandes, die innere häusliche Ruhe der Familien, und folglich die ganze bürgerliche Glückseligkeit beeinträchtigen; — daß die Corruption des Gesinde-Standes im Ganzen genommen, nach überall vernommenen Klagen, jetzt schon zu einer fast unerträglichen Höhe zu steigen beginne, und, kömmt man nicht wirksam von Seiten der Staats-Policey, und bald zu Hülfe, noch immer in beunruhigender Progression zu steigen drohe; — daß alle ältere Gesinde-Verordnungen dagegen nichts wirken, weil sie entweder gar nicht beobachtet worden sind, oder bald wieder auſser Observanz kamen; — daß auch weder die wiederholte Bekanntmachung dieser älteren Verordnungen, noch die Entwerfung ganz neuer Verordnungen (oder ich müßte mich durchaus irren) dem Uebel im mindesten abhelfen werden, wenn man nicht mit den Gesetzen auch zweckmäßige Institute zur Empfehlung und Vollstreckung dieser Gesetze, als da sind die Gesinde-Inspection, die Catastra, die Gesinde-Cassen, zu verbinden

ſich entſchließen kann; — daß alsdann freylich vieles auf den perſönlichen Charakter des Geſinde-Inſpectors in jeder Commüne auf deſſen Geradheit, Feſtigkeit, Menſchenkenntniß und unverdroßnen guten Willen ankommen wird, und daß mithin außerordentlich viel daran liegt, dazu einen ſolchen Mann auszuwählen, der das Vertrauen ſeiner Mitbürger zu verdienen, und zu behaupten weiß, ob er es gleich nie dahin bringen wird, es allen recht machen zu können; und daß ein ſolcher Mann, der ſich des Vertrauens nicht unwerth macht, auch alle Unterſtützung und Vollmacht binnen den Schranken ſeines Auftrags, alle Entſchädigung und aufmunternde Achtung dafür genießen müſſe. Mag man nun die Vorſchläge prüfen, wie man will; mag man ſie modificiren, genauer beſtimmen, oder andere dafür erfinden; genug, wenn nur etwas, und das bald gethan wird; und zwar etwas, was auch wirklich zu den guten Zwecken ausreicht, den Schaden mindert, und das Gute kräftig befördert. Ein jeder gute Bürger und Hausvater wird dankbar den Staat segnen, der ſich ſeiner häuslichen Verhältniſſe annimmt, und wird um ſo zufriedener und anhänglicher für ſeine Staatsverfaſſung und ſeinen Fürſten ſeyn, wenn ihn kein häuslicher Unmuth drückt. Will man aber gar nichts dazu thun, oder nur unkräf-

tige Palliative ergreifen, oder damit warten, bis etwa in ganz Europa gar nichts mehr von Krieg und Frieden zu verhandeln seyn wird: nun, so mag man künftig auch nur unter die lange Liste erbärmlicher Krankheiten, nach welchen die Verstorbenen jedes Jahres jetzt classificirt zu werden pflegen, eine neue einschieben, die man einstweilen die Dulopathie nennen kann."

Man kann sich nicht enthalten, Alle, die für diese Sache und in derselben wirken können und wollen und dürfen, noch ganz besonders darauf aufmerksam zu machen, daß das Gesindewesen durchaus Policeysache werden, aber dann auch als solche behandelt werden müsse, d. h. daß der Staat theils selbst und unaufgefordert thätig dafür zu sorgen, Aufsicht zu führen, Unordnungen zu steuern u. s. w. bemühet und unverdrossen sey, theils den Hausvätern und Hausmüttern es möglichst erschwere, die, auch von ihrer Seite zu haltenden Gesetze zu umgehen. Eins ist so sehr, wie das Andere Versündigung am allgemeinen Wohle. Aber es liegt durchaus in den, zur Gründung, Erhaltung und Beschützung desselben angelegten, Instituten, wenn jenen Versündigungen nicht möglichst vorgebauet und vorgebeuget wird. — Zwey große Gebrechen, worunter die gesellschaftliche und bürgerliche Wohlfahrt sehr leidet, sind noch

immer nicht geheilt: Einmal, daß der einzelne Bürger schweigt, sich ruhig hält, zufrieden ist, es gehen läßt, wie es geht, so lange es für ihn selbst nur irgend erträglich ist, die Unordnungen, die er bemerkt, mögen noch so groß seyn; und dann, daß die Policey nur höchstens hört, immer nur erst auf Anklagen und Anzeigen wartet, aber selten, selten selbst sieht, fragt, aus eigenem Pflichtgefühl untersucht und steuert, wo etwas zu untersuchen und zu steuern ist. Daher denn, von Seiten der Hausväter und Bürger die ewige Antwort: „Ja ich mag nicht klagen, ich mag mich nicht darein mengen; mich geht es nichts an; mir soll es allenfalls recht seyn; ich will mir keine Feinde machen.“ — Und von Seiten der Policey die immerwährenden Entschuldigungen: „Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter; Spione sind wir nicht; warum kommt und klagt niemand; es ist immer schon so gewesen; vollkommen kann nichts seyn.“ — Dem müßte abgeholfen werden und tausenderley Unordnungen in Städten und Dörfern würden — verschwinden! —

Als ein moralisches Hülfsmittel zur Besserung des Gesindes ist das Buch für männliche und weibliche Dienstboten, betitelt: Der rechtschaffene Dienstbote (Berlin, 1798. 6 Gr.) allen Dienenden zum Beherzigen, und allen Herr-

schaften, zum Ankauf und Verschenken, zu empfehlen.

---

## 4.

## Zu einer deutschen Sprachberichtigung.

Deutsche! laßt uns aufhören, die Franzosen Franken und Neufranken zu nennen! Mehrere Schriftsteller, namentlich Herr Reichsgraf Julius von Soden, haben das Unschickliche dieser Benennung längst gezeigt. In den neuern Schriften über den grausenvollen Einfall der Franzosen in Franken vom Jahre 1796 fällt diese Benennung desto mehr auf, und verursacht sogar Verwirrung, wenn man von Franken lieset, und dabey, durch andere Bücher verwöhnt, nicht an die Bewohner des fränkischen Kreises, sondern an Frankreichs Republikaner denkt. Auch giebt es bidere Franken, die über diese Synonymie unwillig sind. Und der Deutsche ist seinem deutschen Bruder in Franken gewiß die Achtung schuldig, welche das patriotische Zartgefühl desselben erheischt. Die Franken mögen keine Namensvetter von den Franzosen seyn, seitdem

diese sie im Jahre 1796 so unwetterlich und barbarisch gemißhandelt haben.

---

## 5.

## Zur Errichtung eines Institutes für Handwerkslehrlinge.

Es ist unstreitig eine erfreuliche Erscheinung, wenn hier und da patriotische Fragen und Gegenstände zur Sprache gebracht und beleuchtet werden, die für das gesellschaftliche Leben in mehr als einer Hinsicht von entschiedener Wichtigkeit sind. Dahin gehören unter andern die Fragen: Wie entfernt man am sichersten und besten vom Zunftgeiste deutscher Handwerker, ohne gewaltsame, gänzliche Ausrottung desselben, die Nachtheile und Gefahren, welche in seinem Gefolge sind? — Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerks-Gesellen möglich sind, befördert, und die dabey vorkommenden Nachtheile verhütet werden? — Wie soll man Handwerker dahin bringen, daß sie diejenigen Verbesserungen ihrer Gewerbe benutzen, deren Zuverlässigkeit durch die Erfahrung der Ausländer, oder aus andern Gründen erwiesen ist? —

Verwandt mit diesen Fragen ist die vielleicht noch wichtigere: Wie ließe sich ein Institut für Handwerkslehrlinge errichten, welches diese für ihre besondere künftige Bestimmung zweckmäßiger, als gewöhnlich geschiehet, vorbereitete, und, unter andern auch durch eine den Zeitumständen angemessenere Bildung, vollendete? — Nichts ist begreiflicher, als daß ein solches Institut für die bürgerliche Gesellschaft von der äußersten Wichtigkeit, von dem größesten Nutzen seyn müßte. Den jungen Gewerksbürger, mit den in sein Handwerk eingreifenden Wissenschaften ausgerüstet, würde dasselbe in den Stand setzen, ausgezeichnete gute Arbeiten zu liefern. Die Staatseinkünfte müßten dadurch in der Folge nothwendig zusehens vermehrt werden; denn warum theure Waaren aus England holen, wenn das Inland sie eben so gut, und (da der hohe Impost, der auf jene steht, wegfiele,) noch wohlfeiler lieferte? Die Landespolicey würde an den Zöglingen des Instituts, die von Zunftuntugenden unangesteckt blieben, ruhige, rechtliche Glieder der Gesellschaft besitzen, durch welche selbst die roheren Gesellen nach und nach gebildet würden; die Moralität gewönne in den untern Volksclassen gutdenkende, gesittete und edle Menschen; und, was das Wichtigste ist,

Hausväter, selbst aus den gebildetern Ständen, die jetzt verlegen darüber sind, was sie mit ihren heranwachsenden Söhnen beginnen, und für welchen Stand sie sie bestimmen sollen, werden ohne Bedenken zu diesem Institute ihre Zuflucht nehmen, ihre Söhne den Künsten und Gewerben widmen und — Freude an ihnen erleben.

Aus mehrern triftigen Gründen, deren Aufzählung und Auseinandersetzung nicht hieher gehört, kann und mag so mancher Gelehrter, so mancher Kaufmann, so mancher Vater aus andern Ständen (der entweder in seiner Jugend eine gute Erziehung genossen, oder durch seinen Umgang, und durch die Verhältnisse, in die er kam, sich ausgebildet hat) seine Söhne nicht studiren lassen. Viele Hausväter sind vielmehr ganz der Meinung des Herrn Ignatz Schwarz zu Chemnitz, und des festen Entschlusses, ihre Söhne lieber ein Handwerk lernen zu lassen, und einen Theil desjenigen, was ihre Bildung zu Gelehrten kosten würde, ihnen zu einer Anlage für ihr erlerntes Hand- oder Kunstwerk aufzusparen. Der Vortheil für Kinder und Eltern *) liegt da-

*) und für den Staat; denn überall stehen sich die sogenannten Gelehrten im Wege; überall würde dieser Ueberfluß an Männern, die von des Staates erwerbenden Volksclassen erhalten werden müssen, durch eine vermehrte Zahl geschickter und gebildeter Hand-

bey vor Augen. Hat der Bursche seine Lehrjahre überstanden, so kann er sich selbst ernähren und fällt seinen Eltern nicht mehr zur Last. In den Jahren, in welchen der junge Gelehrte die Universität verläßt, und nun die schönsten Jahre des angehenden Mannsalters mit der Hoffnung, und nicht selten mit erniedrigendem Bemühen um ein Aemtchen, das *) noch nicht einmal kümmerlich nährt, verstreichen lassen muß, kann der junge Handwerker sich schon häuslich niederlassen, seines Lebens als sein eigener Herr genießen; und hat er seine Profession gut gelernt, weiß er sie vortheilhaft zu treiben, hat er nur einiges Glück, das doch von ihm selbst immer mehr, als bey dem jungen Gelehrten, abhängt: so kann er, wenn seine Eltern ihn bey seinem Etablissement nur mit einer mäßigen Anlage unterstützen, in den Jahren, in denen der arme Gelehrte ein Aemtchen von geringem Einkommen erhält, wenn auch kein reicher, doch gewiß schon ein Mann seyn, der sein gutes Auskommen hat, und der nicht, wie jener bey Titel und Rang, die zu seinem Unglück auch ein

Handwerker und Künstler (denn nur der ungeschickten giebt es schon genug) wohlthätig abgeleitet werden.

*) Verhältnißmäßig oder in Vergleichung mit dem Brodte des geschickten und fleißigen Handwerkers, der keinen Beruf und keine Veranlassung findet, die Bedürfnisse und den Aufwand des Gelehrten zu fühlen und zu machen.

glänzendes Aeußerliches erfordern, mit täglichen Nahrungssorgen zu kämpfen hat. *)

Und welcher vortheilhafte Unterschied ist nicht zwischen der Wittwe und den Kindern eines Handwerksmanns und eines armen Gelehrten! Stirbt der Gelehrte, und hinterläßt kein Vermögen, das er freylich äußerst selten erwirbt, sondern meistentheils ererbt, oder durch seine Frau erlangt hat: so sind die hinterlassene Frau und Kinder dem Mangel und dem Elende Preis gegeben. Die Einnahme hört auf, und der Staat — bekümmert sich nicht mehr um ihr Fortkommen, denn nur sehr wenig Dienste sind mit Pensionen für die Wittwe verbunden **). Stirbt dagegen ein

*) Wer erinnert sich hier nicht an das Sprichwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden," und an jenen Rademacher, den ein Magister der sieben freyen Künste um einen Zehrpfennig ansprach, und der nicht begriff, wie so viele Künste nicht einen Mann ernähren könnten. „Ey was, sagte er, ich lebe von einem „Handwerk, und gottlob! mir fehlt es nicht: Er aber „geher bey sieben Professionen fechten? — Entweder „er ist in allen ein grosser Pfuscher und flunkert mir „was vor, oder dies müssen sieben brodlose Künste „seyn."

**) Zwar sichern die allgemeinen Wittwencassen, in welche Gelehrte, oder auf mäßiges Tractament gesetzte Staatsdiener ihre Frauen auf ihren Sterbefall einzukaufen pflegen, der Wittwe das nothdürftige Auskommen; aber sind diese an sich unbeschreiblich wohlthätigen öffentlichen Einrichtungen nicht gleichsam nur ein nothgedrungenes Pal-

Handwerker, und seine Frau hat sich nur einigermaßen um seine Profession bekümmert, so treibt sie diese durch Gesellen fort, und ist vor Hunger und Mangel gesichert *). Ja so viel Schädliches auch die Zünfte haben mögen, so haben sie doch in diesem Falle den schätzbaren Vorzug, daß es der ganzen Innung und jedes einzelnen Innungsverwandten Pflicht und Schuldigkeit ist, der Wittwe und den Kindern ihres verstorbenen Zunftgenossen auf alle Art fortzuhelfen.

Unterdessen, so augenscheinlich auch diese Vorzüge des Handwerksmanns vor dem Gelehrten sind, so fest auch dieserwegen schon mancher Vater den Vorsatz gefaßt hat, seinen Sohn nicht zum Gelehrten zu bestimmen, sondern ein Handwerk lernen zu lassen; so treten doch, wenn es zur Ausführung kommt, so manche wichtige Gründe ein,

liativ gegen das Verhungern? Gaben nicht gerade sie den anschaulichsten Beweis ab, daß die Zahl der zehrenden Staatsdiener und deren Einnahme mit der Zahl der ernährenden Bürger in keinem richtigen Verhältnisse stehet? Und wenn auch diese beyläufige Betrachtung nur zum Theil hier hergehörte — immer veranlaßt sie doch den Ausruf: Heil der Wittwe aus dem Nährstande, die nicht nöthig hat, von einer Pension zu leben? —

*) Hat auch, wenn sie nicht zu sehr veraltet ist, noch immer die Hoffnung, von einem andern Manne wieder gesucht zu werden, oder ihrem Sohne, oder einer Tochter Handthierung und Wirthschaft, wie sie ist, übergeben und sich in eine anständige Ruhe zurückziehen zu können.

die ihn in seinem Vorsatze wieder schwankend machen.

Einem Vatet, der seinem Kinde eine gute Erziehung giebt, kann es unmöglich gleichgültig seyn, daß alle weitere Ausbildung seines Verstandes und eines guten Anstandes mit dem dreyzehnten Jahre, in welchem er dasselbe doch zur Erlernung eines Handwerks in die Lehre geben müßte, aufhören, und daß er dabey der Gefahr ausgesetzt seyn soll, daß sein Kind, statt in seiner Bildung immer mehr vorwärts zu kommen, mit Aberglauben und Vorurtheilen *) angesteckt wird.

Ich ehre den Handwerksmann, und zum Ruhme so mancher einzelnen muß ich es sagen, daß ich sehr gebildete, richtig **) denkende Männer unter ihnen gefunden habe, die viele Gelehrte beschämten. Allein der größte Theil der deutschen Handwerker ist doch immer ohne Cultur. Niemand wird dieses dem Professionisten zum Vorwurfe machen; denn was kann dieser dafür, daß seine Eltern nicht so gebildet waren, um ihm eine gute Erziehung geben zu können, und daß in ganz Deutschland, nur einige wenige Orte ausgenommen, die Schulanstalten das nicht ersetzen, was die Eltern nicht leisten können. Dem Vater, der

*) Und allen daraus entspringende Thorheiten, Fehlern und Lastern.

**) und wirklich edel.

sein Kind gern ein Handwerk lernen ließe, ist aber dieses das größte Hinderniß, seinen Vorsatz auszuführen.

Das Alter vom vierzehnten bis in das achtzehnte Jahr ist gerade dasjenige, wo für Ausbildung des Menschen, für die gute Richtung, die sein moralischer Charakter nehmen soll, am meisten gesorgt werden muß; es ist dasjenige, wo die mächtigen Feinde, die Jünglings-Leidenschaften, unter so mancher Gestalt erwachen; in welchem sein noch unbefangenes Herz jedem guten und schlechten Eindrucke offen steht; in dem er der Verführung am meisten ausgesetzt ist; und in dem er sich oft zu Lastern, zu einem unanständigen Betragen hinreißen läßt, weil er es von seinen älteren Kameraden gethan, und von andern belacht, und für etwas großes, das einen Werth giebt und von Bravour zeigt, gehalten sieht.

Kommt nun in diesem Alter der angehende Jüngling auf die Lehrjahre; kommt er zu einem Meister, der mit Aberglauben, mit dummen Religionsbegriffen, mit Vorurtheilen aller Art, so zu sagen, vollgepfropft ist; der von allen Dingen, außer seinem Handwerke, wenig oder keine Kenntnisse hat; der für seine Handwerks-Mißbräuche, wie für Heiligthümer und Glaubenslehren eingenommen ist; der eben deswegen, weil er das nämliche als Lehrling thun müssen, die erniedrigendsten

und zu dem Handwerke gar nicht gehörenden Arbeiten von seinem Lehrlinge verlangt; der ihn despotisch entweder selbst behandelt, oder, weil es Handwerksitte ist, daß der Lehrling dieses von dem Gesellen dulden muß, doch zugiebt, daß er von diesem so behandelt wird; bey dem die gewöhnlichen Unterhaltungen entweder in pöbelhaften Zoten bestehen, welchen stets ein allgemeines Beyfalllachen nachfolgt, oder in Verunglimpfungen Anderer, in Ausdrücken des Neides oder der Rachsucht gegen den, der ihm zuwider ist; der in seinem äußeren Betragen so schlecht gebildet ist, daß er mit cultivirten Menschen nicht umzugehen weiß: welche Bildung, welche Cultur ist dann von dem Lehrlinge zu erwarten, der drey bis vier Jahre unter solcher Gesellschaft und Aufsicht sich befindet? Und ist es einem Vater zu verargen, wenn er bey allen Vortheilen, die sein Sohn als Handwerksmann haben könnte, und bey allem Nachtheile, den er als Gelehrter haben wird, doch ihn lieber noch zum letzteren bestimmt, alle Gefahren, denen er über das Wohl- oder Uebelgerathen ausgesetzt ist, riskirt, weil er doch als Gelehrter an Geist und Anstand eher cultivirt wird, und eine Verwahrlosung von beyden hier nicht so nahe vor Augen liegt *).

*) Ohne die Gefahren, denen der Handwerkslehrling ausgesetzt ist, als nicht vorhanden anzusehen, oder sie auch

Sollte denn dieses Hinderniß — fährt Herr Schwarz fort — nicht aus dem Wege zu räumen seyn? Ich glaube gewiß! Man hat jetzt überall Erziehungs-Institute errichtet; man hat Institute, um Kaufleute und Forstmänner zu bilden; und eben so gut muß man auch Handwerks-Lehrlings-Institute, um brauchbare Handwerker heran zu ziehen, errichten können.

Freylich würde die Ausführung mit so mancher Schwierigkeit verbunden seyn; allein wo wird etwas unternommen, dem sich nicht Hindernisse entgegen stellen? Und ist der Unternehmer nur ein Mann, der mit Gefühl für allgemeines und besonderes Menschenwohl beseelt ist, so werden auch die größten Hindernisse überwunden.

Die Handwerkszünfte würden solch einem Institute vielleicht entgegen arbeiten; allein diesem

nur gering zu achten: fallen doch guten Vätern bey dieser Stelle noch weit schwerer diejenigen Gefahren auf das Herz, welche die bekannte, Leib und Seel zerrüttende Pest vielleicht aller öffentlichen Schulanstalten, und die mancherley Zügellosigkeiten des Studentenlebens für den unfolgsamen, die elterlichen Ermahnungen verachtenden Jüngling mit sich führen. Tritt aber der junge Mensch wohlerzogen und unverdorben, folgsam und schon einigermaßen gesetzt in die Lehrjahre: so wird sein Herz hier wenigstens nicht mehr Empfänglichkeit für Verführungen zeigen, als er dort Sinn für die Laster wüster Mitschüler und Studenten geäußert haben würde.

dürfte am leichtesten zu begegnen seyn *). Man bequeme sich nach ihrer Handwerkssitte und mache ihre Ceremonien mit. Der Entrepreneur eines solchen Instituts kaufe sich als Meister in die Innungen ein, für welche er Lehrlinge bilden will, und lasse diese, nach Handwerks-Gebrauch, aufdingen und lossprechen. Gebildete Handwerker, die in diesem Institute Unterricht geben **), würden unter der großen Menge auch zu finden seyn; und ist der Entrepreneur ein verständiger und gebildeter Mann, so werden auch diese sich artig und wohl gezogen aufführen, da sie in seinem Lohn und Brodte und unter seiner Aufsicht stehen. Wenigstens habe ich Beyspiele gesehen, daß Fabrik-Arbeiter, deren ganzen Orden man insgemein für rohe Menschen hält, sich in Fabriken, deren Herren gebildete Leute waren, artig und mit Anstande betrugen ***).

Mein Vorschlag zu Errichtung eines Handwerks-Lehrlings-Instituts, den ich nur für die

*) Besonders wenn man sie gleich anfangs überzeugt, und bey der ersten Einrichtung schon solche Maaßregeln trifft, daß die Vorrechte der Meister in Bezug auf Lehrlinge nicht beeinträchtiget werden.

**) und besoldet werden müßten, damit sie, indem sie ihrem Brodte nachgehen, nicht versäumen, allen ihren Fleiß auf die Ausbildung und Vervollkommnung der Lehrlinge zu wenden.

***) wenigstens betragen lernten.

erste Idee ausgebe, und der weiteren Prüfung und Bearbeitung einsichtsvoller Menschen unterwerfe, wäre denn folgender: Man errichte ein dergleichen Institut nicht für Ein Handwerk allein, sondern stets für mehrere, die mit einander in einiger Verbindung stehen. Dem Lehrlinge steht es nun frey, entweder eine Profession von diesen allein zu lernen, oder, wenn er in der einen unterrichtet ist, auch noch eine zweyte und dritte *).

Zu dem Institute wähle man, um der leichtern Errichtung und Ausführung willen, solche Handwerke, deren Waare nicht allein auf Bestellung, sondern zum freyen Verkaufe und für den Handel zum weiteren Vertriebe gefertiget wird. Auf diese Art würde ein Institut eingerichtet für Holzarbeiter, als für Tischler und Drechsler; ein

*) Dieß möchte wohl, wenn es nicht dem unsteten Wesen und der Veränderungssucht manches Lehrlings freyen Spielraum geben sollte, dahin zu bestimmen seyn, daß der Lehrling schlechterdings verpflichtet seyn müsse, das von ihm erwählte eine Handwerk erst gründlich und ununterbrochen zu erlernen; und dann erst, einzig zur Vervollkommnung und höhern Ausbildung seiner Gewerksgeschicklichkeit, die Erlaubniß habe, auch mit den in sein Fach (Brodtstudium) eingreifenden Professionen sich bekannt zu machen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die jetzt ohnehin so allgemein werdende Vernachlässigung des Brodtstudiums bey Lehrlingen aller Art und aller Stände, unsäglichen Nachtheil für den Staat hat.

anderes für Eisenarbeiter, als für Schlosser, Sporer, Zirkel-, Messer-, Sägen-Schmiede; wieder ein anderes für Weberey, als zum Beyspiel Eins für Leinen- und Baumwoll-Weberey; und Eins für Schafwoll-Weberey, als für Tuch- und Zeugmacher, Tuchscheerer und Tuchbereiter. Mit beyden könnte Druckerey und Färberey, und mit jenen auch noch die Bleiche verbunden werden *). Dabey erhielten denn die Lehrlinge Unterricht in Geographie, Schön- und Rechtschreiben, in reiner Mathematik, die jedem Handwerksmanne von sehr großem Nutzen ist, in Naturgeschichte, Naturlehre und Geschichte, ferner in Kaufmannswissenschaften, in so weit als diese dem Handwerks-

*) Sollte statt dieser künstlichen Zusammensetzung der Lehranstalt nicht vielmehr das möglichgrößte Vereinfachen der Sache anzurathen seyn? — Das Einfache in einem an sich guten Plan erleichtert bekanntlich die Realisirung des letzten eben so sehr, als groß die Schwierigkeiten zu seyn pflegen, die jede erkünstelte Zusammensetzung des Mannigfaltigen und Verschiedenartigen in ihrem Gefolge zu haben pflegt. In der Voraussetzung also, daß es mit dieser allgemeinen Bemerkung auch in der Anwendung auf den gegenwärtigen Fall seine Richtigkeit hat, sähen wir die beabsichteten Institute für Handwerkslehrlinge vielleicht am geschwindesten entstehen, wenn es dem Staate gefiele, dergleichen für jedes einzelne Gewerk zu errichten, sie alle aber mit den schon vorhandenen Industrie-Lehranstalten (wie wir deren z. B. in Berlin, Ruppin ꝛc. haben] zu verbinden.

manne unentbehrlich sind, nämlich im Briefschreiben und Buch- und Rechnungsführen *).

Ich glaube nicht, daß man mir einwenden wird: wenn auch der Jüngling als Lehrling in guter Aufsicht gewesen, und diese Zeit hindurch ihm eine gute Bildung gegeben worden ist, so muß er doch als Geselle wandern, kommt auf seiner Wanderschaft unter rohe und ungebildete Kameraden, und die Eltern sind dabey immer der Gefahr ausgesetzt, einen rohen Menschen aus der Fremde zurück zu bekommen? Allein diese Einwendung scheint mir von geringer Erheblichkeit. In dem achtzehnten Jahre ist der gut erzogene Jüngling schon ein ausgebildeter Mensch, der mit eigener Ueberlegung handelt. Rohheiten, Unsittlichkeiten, die er von seinen Kameraden sieht, werden ihm als abscheulich auffallen, und ihr unsittliches Betragen wird

*) Besonders aber darf das Nothwendigste von allem hiergenannten und nicht genannten: der Unterricht im Zeichnen, nicht vergessen werden. Vorläufig ist in den größern Städten der preußischen Lande diesem dringenden Bedürfnisse, durch Anlegung der Kunst- und Zeichenschulen schon jetzt vortrefflich abgeholfen. Auch in Hamburg ist die schöne Idee des Herrn Schwarz zum Theil schon 1791 in Erfüllung gegangen, indem die dortige Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe daselbst eine unentgeltliche Lehranstalt für junge Künstler, Professionisten und Fabrikanten errichtete, woran auch fremde Handwerksbursche Theil nehmen können.

nicht auf ihn, wohl aber sein artiges und gesittetes Betragen auf jene wirken *).

*) Dazu kommt, daß das Wandern auch nicht einmal mehr überall unumgänglich nöthig, obgleich in mancher Hinsicht höchst nützlich ist. Im Preußischen z. B. kann jetzt der Handwerksgesell unter gewissen Umständen ohne Widerrede das Meisterrecht gewinnen, indem ihm, wenn er bey dem Generaldirectorio um Freysprechung von den Wanderjahren einkommt, diese nie abgeschlagen wird, so fern er nur das Seinige aus dem Grunde gelernt hat. — Dagegen tritt hier scheinbar eine andere Bedenklichkeit ein: „Des Gelehrten Söhne, sagt man, sind nicht cantonpflichtig; die des Handwerkers hingegen müssen die Muskete tragen." Das ist wahr und unrichtig zugleich: Nicht, sofern der Sohn des Gelehrten eine Universität besucht hat, sondern sofern er daselbst auch ein brauchbares Glied der Gesellschaft geworden ist, soll er dem Staate nicht als Soldat dienen: und wenn die glückliche Idee zu einem Institute für Handwerkslehrlinge — Gott gebe, bald! — realisirt wird, und uns nur recht viele ausgezeichnet gesittete, vorurtheilfreye und gründlich geschickte Handwerker liefert: so werden sie, die dem Staate nicht nur als solche, sondern auch noch durch ihren wohlthätigen Einfluß auf die Bildung des rohen Theils der Handwerksburschen nützen, unstreitig einiger Auszeichnungen und Vorrechte in Hinsicht auf das Cantonwesen werth gefunden werden. Indessen gestehe ich gern, daß dieß noch ein Problem für den Staatsmann — bleibt, indem es allerdings nicht gleichgültig seyn möchte, in einer und derselben Kaste von Staatsbürgern durch Ausnahmen einzelner Individuen von den Pflichtleistungen der übrigen, Neid und Mißgunst, Streit und Vorwürfe zu erregen. Und bestimmt der Staat solche Ausnahme für die Söhne der bisher — wenigstens stillschweigend eximirt gewesenen,

Unter den noch mehreren Widersprüchen, die man der Ausführung und Nutzbarkeit solcher Institute machen könnte, will ich nur noch einen beantworten, weil alle übrige die Widerlegung gleich selbst in die Hände geben werden. Man wird einwenden, dergleichen Lehrlinge werden unbrauchbare Gesellen werden. Sie werden — was die gemeine ungebildete Menschenclasse zu vornehm nennt — erzogen *), werden daher mit der Kost, Behandlung und häuslichen Einrichtung eines Handwerksmeisters nicht zufrieden seyn. Unterdessen auch dieser Einwand ist nur scheinbar. In dem Institute gewöhne man die Zöglinge an eine gute Hausmannskost **). Bey der Arbeit, die

im Fall ihres Wohlverhaltens, nicht: so scheitert wieder jener patriotische Wunsch, daß Mehrere aus den gebildeten Ständen, statt der Universität, die Handwerksinstitute beziehen möchten.

*) Dieß müßte durchaus nicht geschehen, weil der Zögling des Instituts sonst unfehlbar die für ihn nachtheilige und folgenreiche Scheelsucht der andern Gesellen rege machen würde. Dieß wird aber auch nicht geschehen, sobald der Unternehmer ein zwar in jeder Hinsicht gebildeter, übrigens aber gewöhnlicher Meister ist. Alles, wodurch der Institutszögling vor den übrigen Gesellen sich auszeichnen darf, bestehe in feinern Sitten, und ausgebreitetern Kenntnissen, in größerer Gewerksgeschicklichkeit, und in einem musterhaftern Lebenswandel.

**) Diese und die tägliche, regelmäßige Bewegung, welche wenigstens mit den Beschäftigungen der mehresten Handwerker verknüpft ist, wird ihnen die Aussicht auf ein ge-

sie hier haben, wird ihnen diese gewiß besser schmecken, als einem Andern seine sechs künstlich zusammen gesetzten Gerichte, und keines braven Meisters Tisch wird ihnen dann zu schlecht seyn. Kommt er auf der Wanderschaft in eine Werkstatt, wo der Meister ein ungesitteter Mann und sein Hauswesen liederlich und schmutzig eingerichtet ist, so ist er nicht gezwungen, da in Arbeit zu bleiben, sondern er kann in den ersten acht Tagen wieder Feyerabend machen. Findet aber auch der gut erzogene Geselle auf der Wanderschaft nicht gar zu viel aufgeklärte Meister, so wird er dafür desto mehr brave und rechtschaffene Meister antreffen,

sundes und langes Leben eröffnen, während daß die Gelehrten und andere Geschäftsmänner, welche von Berufswegen ihre Lebenstage am Studiertische oder Schreibpulte zubringen müssen, mit Hypochondrie und tausend anderen Uebeln zu kämpfen haben, die den Körper oft auf immer zerrütten, und den Geist nicht selten für allen wahren Lebensgenuß verstimmen, und unbrauchbar machen. Und während, nach dem jetzigen Lauf der Dinge, der gewöhnliche, gemeine Handwerksgeselle, bey dem wüsten und wilden Leben, das er im Kreise seiner Mitgesellen führt, nicht nur sein verdientes Wochenlohn geradehin an dem Einen blauen Montage und am Sonntage verschwendet, sodann auch Ehre und Gesundheit und Leben auf die schmählichste und unverantwortlichste Art auf das Spiel setzt; so daß es in manchen Gilden ein Wunder ist, wenn ein neuangenommener Meister auch nur etliche Jahre ohne Siechthum, und ohne Nahrungssorgen sein Leben hinschleppt.

die ihn als einen gebildeten Menschen und guten und brauchbaren Arbeiter lieben und in Ehren halten, und sich gewiß mehr nach ihm, als er nach jenen, richten werden; denn einem rechtschaffenen Meister, der, wie allgemein bekannt ist, den Gesellen, wegen ihrer für die Meister schon oft fürchterlichen Verbindung, vieles nach- und manche Ungezogenheit übersehen muß, wird es gewiß wohlthun, wenn er einen verständigen und gebildeten Menschen in seiner Arbeit hat, und er wird, um ihn zu behalten, auf alle Art gegen ihn gefällig seyn.

Von dem Nutzen, welchen die Einrichtung solcher Handwerks-Lehrlings-Institute bringen würde, glaube ich nicht nöthig zu haben, viel zu sagen, denn er liegt vor Augen.

Eltern, die jetzt über die künftige Bestimmung ihrer Söhne in der größten Verlegenheit sind, die sich nicht entschließen können, ihre Kinder studiren zu lassen, aber, so vortheilhaft auch die Erlernung eines Handwerks für sie wäre, doch wegen der Art und Weise, wie sie jetzt erlernt werden, und wegen des auf die ganze Lebenszeit des Lehrlings hieraus zu besorgenden Nachtheils, von der Ausführung ihres Vorsatzes wieder abstehen, wären mit Einem Male aus aller Verlegenheit gerissen.

Der Staat, der jetzt, wegen der zu großen und überflüßigen Menge derer, die sich dem Studiren widmen, mit Menschen, die nicht erwerben, sondern von den Erwerbenden zehren, überschwemmt ist, würde nach und nach von den vielen Gelehrten befreyet, und erhielte dafür mehr arbeitende Menschen.

Handwerke, Fabriken und Manufakturen müßten nothwendiger Weise gewinnen. Der auf diese Art erzogene Handwerker klebte nicht sklavisch an der hergebrachten Weise, diese oder jene Sache nun auf die einmal gewöhnliche Art zu arbeiten. Seine Ausbildung ließe nichts anders erwarten, als daß er Verbesserungen, die hier und da bey seinem Handwerke schon bekannt wären, oder von diesem oder jenem sachkundigen Manne in Vorschlag gebracht würden, annehmen und gleichfalls anwenden würde. Ja der Handwerksstand würde geehrter und angesehener werden, und die Scheidewand zwischen ihm und Menschen von Cultur, die nicht bloß im Stände-Stolz besteht, sondern in der geringen Cultur des jetzigen Professionisten seinen Grund hat, eben so bald, wie die beschimpfenden Ausdrücke in unserer Sprache; ein handwerksburschenmäßiges Betragen u. a. m., von selbst verschwinden *). Denn lernten

*) Alles richtig! aber wie, wenn alle, die ein Handwerk erlernen wollen, lieber einem vortrefflichen Institute, als der

auch nicht alle, ja nur der geringste Theil, ein Handwerk in einem Institute, wo auf Geistes- und Körperbildung hauptsächlich mit Rücksicht genommen wird, so würde doch dieser ihr anständiges und kultivirtes Betragen auch auf ihre übrigen Handwerksgenossen Einfluß haben, weil die Erfahrung bestätiget, was Wieland in seinem Oberon sagt: macht Ein Narr zehen andere, so macht Ein kluger Mensch oft hundert Kluge.

Freuen wird es mich, — so schließt der oft genannte Vaterlandsfreund — wenn einsichtsvolle Männer diesen Vorschlag einer weiteren Bearbeitung würdigen sollten, und glücklich würde ich die Stunde preisen, in der mir der erste Gedanke hierzu in den Sinn kam, wenn ich in der Folge der Zeit Handwerks-Lehrlings-Institute entstehen

der Werkstatt eines gewöhnlichen Lehrmeisters, zueileten? Würden dann die letztern, denen das Recht Lehrlinge auslernen zu können, eine große Einhülfe ist, nicht unbillig beeinträchtiget werden? Ich antworte: Lehrlinge, welche in dergleichen Instituten, die ohnehin gewiß nur in größern Städten aufkommen, die Kosten des Unterrichts anwenden können, dürften an Zahl diejenigen aus den höhern Ständen schwerlich übertreffen, welche nur auf Veranlassung der errichteten Institute ein Handwerk erlernten; mithin geschähe den übrigen Meistern kein Abbruch. Auch könnten und müßten in Städten, wo ein Institut wäre, die ärmeren Lehrlinge der verschiedenen einzelnen Meister vorher eine kürzere ihren Lehrjahren anzurechnende Zeit über unentgeltlich an dem Unterrichte des Instituts Theil nehmen.

sähe, die ich selbst mit einer Zahl Lehrlingen bevölkern könnte."

Eines sehr wichtigen Vortheils für das gesammte Publicum hat der würdige Verfasser noch nicht einmal Erwähnung gethan. Es ist dieser: Wohlerzogene, und (wie ich dieß bey einem Institute jener Art voraussetze) sittlich gebildete zur Ordnung, Sparsamkeit, Wirthlichkeit gewöhnte Lehrlinge werden in ihren Wanderjahren und auf ihren Wanderungen nicht, wie bisher, dem Lande als herumstreifende Bettler zur Last liegen. Dem elenden sogenannten Fechten, das da, wo das Straßenbetteln verboten ist, und in kleinen Orten, wo in gewissen Gilden kein Geschenk gegeben wird, oder einzelne Zünfte zu klein sind, um es aufzubringen, die Armen-Cassen oft theuer genug büßen müssen, — würde durch anständige Erziehung der handwerktreibenden Jugend auf das sicherste Einhalt gethan.

Daß aber in solchen Instituten ganz — ganz vorzüglich auf die moralische und ächt religiöse Bildung der Jugend hingearbeitet werden muß, wird billig, und wenn all jener Nutzen entspringen soll, nothwendig vorausgesetzt. Dem Verfasser dieser Bemerkung schwebten bey dem ganzen Project immer die Chor-Institute der Brüdergemeinde vor Augen, die es so eigen verstehen, die feinste Cultur der Industrie, mit einer anstän-

digen äußerlichen Zucht und einer, freylich nur ihren Glaubenssätzen gemäßen, religiösen Bildung und Gewöhnung der Gemüther in die glücklichste Harmonie zu bringen. Ihre Chöre der ledigen Brüder sind in vieler Hinsicht Muster zu diesem Vorschlage, und wären es in aller Hinsicht, wenn die praktischen Belehrungen mit theoretischen, die Anleitungen zu Gewerken und Künsten mit anderweitigen wissenschaftlichen Unterweisungen vereiniget würden.

---

# III.

# Patriotiſche Charakterzüge *).

„Gute Thaten ohne das ihnen gebührende be„ſcheidene Lob undankbar überſehen und in Verge„ſſenheit gerathen laſſen, heißt ihre Kinder in der „Geburt erſticken. — Wie? — verdiente Lobſprüche „wären unheilige, des Menſchen unwürdige Motive „zum Handeln? — Ja, in einer Welt voller En„gel vielleicht! — Erdebewohner! laſſet im„merhin gerechtes Lob eine Quelle irdiſcher Tu„gend ſeyn! Denn wo iſt hiernieden eine Tu„gend ganz ungemiſcht und rein?“ —

## I.

## Der gutmüthige Reichel bey Schweidnitz.

Um das Jahr 1732 wohnte auf dem adelichen Gute Wilkdorf, ohnweit Schweidnitz der

*) Die nach dem Plane dieſes Archivs beabſichtete Ordnung, in welcher die Theile dieſes Hauptabſchnitts nach dem Range ihrer Gegenſtände auf einander folgen ſollten, wird nicht beybehalten, weil ſie unter andern

Eltervater des jetzigen Herrn Besitzers desselben. In dem damaligen allgemeinen Geldmangel kam er einmal plötzlich in eine unvorhergesehene, sehr dringende Verlegenheit, aus welcher er anfangs sich nicht zu reißen wußte. Sorgenvoll sann er hin und her; und wenn er sich gleich nicht von allen Mitteln und Wegen, den Drang der Umstände zu besiegen, entblößt sah, so gefielen sie ihm doch nicht. Unschlüssig mit sich selbst, saß er in dieser Lage einst unter der großen Linde seines Hofes, und unterstützte das sorgenschwere Haupt mit der Hand. Vergebens bemühete er sich, etwas zu ergründen, wie das ihn belästigende obwaltende Bedürfniß ganz nach seinen Wünschen zu beseitigen seyn möchte.

Von ungefähr erblickt ihn in dieser Lage der bidere Dorfschulze. Sein Name — Reichel — verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Der alte gute Reichel wohnte dem Hofe gegenüber, und war an seinem Herrn von B. nur eine mit sich und der Welt zufriedene heitere Miene gewohnt. Die gegenwärtige an dem Manne unter der Linde ließ ihn daher etwas Außerordentliches ahnen.

auch die Schwierigkeit hat, daß in mehreren einzelnen Geschichtchen edle Charakterzüge aus verschiedenen Ständen vorkommen. D. H.

R. Aber warum so traurig, gestrenger Herr? *) dieß sind Sie ja sonst nicht.

v. B. Reichel! unser einer hat auch sein Päckchen zu tragen.

R. Sie haben also Kummer! das thut mir sehr leid, ein Herr, wie Sie, sollte den nicht haben. Möcht' ich ihn lindern können!

v. B. Ich danke Euch, guter Alter, für Eure Theilnahme und Euern guten Willen! und nehme den letzten für die That.

R. Nehmen Sie nicht ungnädig, darf ich Ihren Kummer wissen?

v. B. Ein Geheimniß ist meine Verlegenheit zwar nicht; aber Ihr könnt mir nicht helfen. Ich brauche 2000 Thaler und bin zu eigensinnig, als daß ich mich entschließen könnte, sie zu jüdischen Zinsen aufzunehmen.

R. Aber wie, wenn ich nun reicher, als Sie wissen und glauben, wäre? Ja, ich schätze mich glücklich, Ihnen dienen zu können. Wann brauchen Sie das Geld?

v. B. (der zwey große Augen macht.) Morgen!

Ohne weiter ein Wort zu antworten, eilte der alte Reichel nach Hause. Kaum war eine Stunde vergangen, so trat er, an der Hand ein Päckchen, und mit einer Miene, aus welcher

*) Eine damals gewöhnliche Redensart, genau so viel, als unser jetziges: Gnädiger Herr!

menschenfreundliches Wohlwollen und edler Dienſteifer ſprach, in die Stube ſeines gnädigen Herrn. — „Hier ſind die 2000 Thaler in Golde, ſagte er, welche Sie gebrauchen; in Ihren Händen ſind ſie mir wenigſtens eben ſo ſicher, als in eigener Verwahrung.

Herr von B. wollte, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, dem dienſtfertigen Dorfſchulzen eine Obligation über das angenommene Darlehn ausfertigen; allein dieſer weigerte ſich ſtandhaft, eine „papierne Verſchreibung der Art“ von ihm anzunehmen. — „Sie ſind ein wackerer Herr, der weder ſpielt noch ſonſt liederlich iſt“ — meinte er treuherzig und ziemlich naiv — „Ihnen iſt, wie mir, ein Wort ein Mann, und Ihr Handſchlag iſt mir mehr werth, wie jenes Papier. Wenn man überhaupt einem Herrn, wie Sie ſind, nicht mehr trauen ſoll: dann gute Nacht Treu und Glauben.“

Die Zuverläſſigkeit dieſes Zuges von altdeutſcher Treue verbürgt der ehrwürdige alte Hauptmann, Herr von Sommerfeld auf Rothkirſchdorf bey Schweidnitz, der ſie mir für das patr. Archiv gütig zugeſandt hat.

D. H.

2.

## Der westphälische Bauer Spönemann.

Als kurz vor dem Abschlusse des Separatfriedens Preußens mit der Republik Frankreich im Jahre 1795 die Franzosen Miene machten, tiefer in Westphalen einzudringen, gab es, wie überall, so auch hier, einzelne ihres Vaterlandes unwürdige Deutsche, die sich von der nach ihrer Meinung nahe bevorstehenden Annäherung und baldigen Gegenwart des Feindes erträumten Segen, erträumtes Glück versprachen. Um diese Zeit war es, als der Bauer Spönemann zu Hubern bey Hartum, ohnweit pr. Minden, nach dieser Stadt das von ihm jährlich zu entrichtende Capitelskorn brachte. Nach geschehener Ablieferung dieses Zinskorns ging Spönemann in den Schnappsladen des Kaufmanns T., der ohne Zweifel kein Vaterlandsfeind, aber scherz- und schwatzhaft ist, wie man im offenen Laden, um Käufer an sich zu ziehen und zu unterhalten, zu seyn pflegt. Er hörte von dem Bauer, daß er Capitelskorn nach der Stadt gebracht habe, und war so unvorsichtig, lächelnd zu Spönemann zu sagen: „Nun, ich denke, diese Art

von Kornabgabe sollet Ihr dieses Jahr auch zum letztenmal herein gebracht haben, denn unfehlbar werden wir die Franzmänner nächstens bey uns sehen.“

Spönemann, ein Vaterlandsfreund in Worten und Handlungen, wie alle Deutsche seyn sollten, hatte diese Worte, während daß er sein erstes Gläschen leerte, kaum vernommen: so gab er dem vor ihm stehenden T. für den unpatriotischen Scherz mit der einen Hand einen derben Backenstreich, schmiß mit der andern das leere Glas auf den Fußboden, daß die Stücken davon flogen, und sagte in seiner plattdeutschen Mundart mit Ernst und Würde: „das thu ich für meinen allergnädigsten Landespater!“

Er bezahlte hierauf seine Zeche, warf den Schadenersatz für das aus Liebe zu seinem Könige zerschmissene Glas auf den Ladentisch, und ging unwillig und brummend zum Hause hinaus.

Man würde die Absicht des gütigen Einsenders dieser Anecdote sehr verkennen, wenn man glauben wollte, als billige er dergleichen revolutionaire und eigenmächtige Bestrafung jenes unpatriotischen und höchst leichtsinnigen, aber hoffentlich nicht böse gemeinten Scherzes. Diese Thatsache soll vielmehr nichts, als ein vernehmlicher Wink für diejenigen seyn, welche irriger Weise immer die große achtungswürdige Classe der Land-

leute in den unverdienten Ruf der Unzufriedenheit mit Pflichten, Lasten und Staatsverhältnissen bringen. Im Gegentheil herrscht im Ganzen gewiß nirgend eine größere Ausdauer in der Unterthanentreue, als eben hier. Und wenn jemals Bauergemeinden in Deutschland sich gegen Gesetz und Ordnung auflehnen sollten: so würde man in der Regel voraussetzen müssen, daß gesetz- und ordnungswidriger Muthwille sie gereizt, oaß arge Ungerechtigkeit ihrer Richter und Vorgesetzten sie in Harnisch gebracht habe.

Einzelne Züge der reinen Vaterlandsliebe und treuen Anhänglichkeit des Landmanns an seine staatsbürgerliche Lage haben zwar immer nur wenig Beweiskraft; ich hoffe aber zu den Mitarbeitern dieser Zeitschrift überhaupt, und zur Gefälligkeit der Herren Landprediger, welchen sie zu Gesichte kommt, insbesondere, daß man nach und nach eine genügende Anzahl hierher gehöriger patriotischer Charakterzüge in dieß Archiv ächtdeutschen Biedersinnes und reinpatriotischer Treue niederzulegen, die Güte haben wird.

D. H.

## 3.

## Visbeck, der Menschenretter.

Herr Probst Visbeck zu Wersabe im Herzogthum Bremen und Verden entwarf im Jahre 1796 eine faßliche, durchaus zweckmäßige Anweisung für Landleute, worin ein richtiges Verhalten vor, während und nach den Pocken oder Kinderblattern gelehret wird, und vertheilte dieselbe unter seinen Pfarrkindern. Die Anweisung ward in den Schulen des Kirchspiels gelesen, von den Predigern und Schullehrern den Schulkindern empfohlen, von diesen fleißig abgeschrieben, und ihnen auf diese Weise tief ins Gedächtniß geprägt. Einige Zeit darauf verbreitete sich die Pockenkrankheit in den Dörfern des Kirchspiels Wersabe. Die Kinder befolgten die in der Schule gelernten Regeln, wie man sich bey den Pocken verhalten müsse, ziemlich genau, und die Eltern kamen dabey zu Hülfe. Von den im Kirchspiele Wersabe befindlichen 238 Kindern, welche die Pocken noch nicht gehabt hatten, blieben 26 Kinder unangesteckt, alle übrigen 212 Kinder bekamen die Blattern. Nur zwey von den lezten starben, und 210 überstanden die sonst so mörderische Krank-

heit glücklich. Es starb also von 106 pockenkranken Kindern nur Eins. Dagegen starb in dem benachbarten Kirchspiele Bruch, wo diese bey weniger Vorsicht und verkehrter Behandlung so gefährliche Krankheit auch herrschte, jedesmal von 14 Kranken schon Eins, (folglich starben hier von 106 Kranken 7 bis 8) und in manchen andern Gegenden starben noch mehr. Man kann also ohne die mindeste Uebertreibung rechnen, daß Hr. Probst V. durch die in seinem Kirchspiele getroffenen, menschenfreundlichen Bemühungen in einem einzigen Pockenjahre das Leben von dreyzehen Menschen gerettet hat. Wie unbeschreiblich glücklich muß dem Edlen ein solches Bewußtseyn, ein solcher Erfolg seiner rühmlichen Thätigkeit machen! —

J. F. G.

---

## 4.

## Der Schulmeister zu Haina.

Nach dem hier gegebenen Maßstabe rettete der Schulmeister zu Haina, ohnweit Marburg, auf eine ähnliche Art das Leben, wenigsteus von drey Kindern, und noch weit mehrere schützte er vor den traurigen Folgen einer fehlerhaften Behandlung der Pockenkranken — Folgen, die nicht

ſelten ärger, als der Tod ſelbſt, und oft nur der verzögerte Tod ſind. Als nämlich zu Ende des Jahres 1797 die Blattern daſelbſt ausbrachen, rief der dortige menſchenfreundlich-thätige Schulmann alle die Belehrungen über das rechte Verhalten bey dieſer Krankheit in das Gedächtniß ſeiner Schulkinder und deren Eltern zurück. Die heilſamen Wirkungen des Fauſtiſchen Geſundheits-Katechismus, deſſen er ſich ſchon ſeit mehreren Jahren mit Nutzen in der Schule bedient hatte, waren um ſo unausbleiblicher, da ſeine Schulkinder großentheils die Blattern, von welchen Haina ſeit 10 Jahren war verſchonet worden, noch nicht gehabt hatten, ihre Eltern bereits zurecht weiſen konnten, und dieſe im Ganzen für die Belehrung des Beſſeren ſich empfänglich zeigten. Nur ſehr wenige waren nicht dahin zu bringen, ihren Kindern während der Blattern keinen Brantwein zu geben, ſie in keiner heißen Stube liegen zu laſſen, und in keine dicken Betten einzufüttern. Zwey dieſer unrichtig behandelten pockenkranken Kinder ſtarben, ungefähr eben ſo von ihren Eltern getödtet, wie der zärtliche Affe, aus mißverſtandener Liebe zum Aeffchen, dieſes zu erdrücken pflegt. Von den übrigen 58 nach Vorſchrift behandelten Kindern ſtarb nur Eins, und auch dieſes würde wahrſcheinlich nicht geſtorben ſeyn, wenn es nicht

schon vor dem Ausbruche der Blattern ungesund gewesen wäre.

So sind liebenswürdige Lehrer an Kirchen und Schulen auch die leiblichen Wohlthäter der Menschheit; und ziehen vor dem Würgeengel — Pockenpest genannt — einstweilen den schützenden Cordon, welchen die Fauste, die Junker, die vereinigten edlen Aerzte Deutschlands, hoffentlich bald vollständiger zusammen berufen werden. — In Beziehung auf die menschenfreundlichen Bemühungen der eben genannten Aerzte zu Rastadt, die gänzliche Vertilgung der Blattern betreffend, schrieb der schon anderweitig berühmte Dichter, Herr D. Reinecke zu Ibernhayn bey Gotha, folgende

## Epistel an den Congreß zu Rastadt.

Millionen flehen Euch um Frieden —
Sey er ihnen bald und ganz beschieden!! —
Euch — als trügt Ihr der Entscheidung Schwerdt —
Ueberströmen von zehntausend Zungen
Wünsche, Bitten, Träume, Forderungen.
Aber, wär' Euch Zevs Gewalt beschert:
Dennoch blieben von den tausend Bitten,
Die um Euer offnes Ohr sich stritten,
Mindestens neun hundert unerhört.

Wer vom Altargut sich künftig nähre,
Wem der großen Parze Theilungsscheere
Dieses Thal und jenen Strom verehre,
Welcher Fluß des Landes Grenz' umschlingt,
Das kann den und jenen mächtig kümmern.
Doch — was auch der Zeit Entscheidung bringt —
Hier wird man frohlocken und dort wimmern,
Hier vor Freuden den Pokal zertrümmern,
Wenn ein Andrer dort die Hände ringt.

Heilt, als Männer, was Ihr heilen könnt,
Löscht der Zwietracht Feuer, wo es brennt:
Nimmer werden das Euch Alle danken.
Dem ist Heil, was jener Unheil nennt.
Immer wird, verhängt es wie Ihr wollt,
Man mit Euch, wie mit dem Schicksal, zanken;
Und die Kränze, die Euch dieser zollt,
Nennt ein Andrer „schlechter Ehre Sold,"
Und zerreißt sie, — sey's nur in Gedanken.

Eins nur, was die Menschheit Euch beschwor,
Eine Bitte, welche keines Landes
Herrscher oder Bürger, keines Standes
Rechte kränkt — die Menschheit trägt sie vor
In den Alpen, so wie in den Andes —
Dieser nur versagt nicht Euer Ohr!
Eures Herzens liebste Pfänder stehen
Mitten unter denen, die Euch flehen,
Sehn zu Euch mit nassem Blick empor.

Schaut auf Sie voll Mitgefühl hernieder!
Gebt der Kindheit ihren Frieden wieder!
Rettet sie von jener grausen Hyder,
Die aus Afrika's Gefilden drang,
Und in wilder Wuth um ihre Glieder
Hundertfach verworrne Knoten schlang.
Kehrt Ihr unter Friedens-Jubelklange
Einst zur väterlichen Flur zurück,
Friedensstifter: dann empfange
Mit gestillter Sehnsucht trunknem Blick
Und erhöhter Gluth der Rosenwange
Eine Gattin Euch, im Kreis der lange
Bang ersehnten Kleinen, und er hange
Mit der Kindesliebe süßem Drange
Euch am Arm und Hals'; im Ueberschwange
Des Entzückens ruf ihr süßer Blick,
Seht Ihr auf die liebe Schaar hernieder,
Euch den Ruf der Menschheit dann zurück:
„Gebt der Kindheit ihren Frieden wieder!"

B..

---

## 5.

## Der Deutsche und die Franzosen.

„Ganz unpartheyisches Lob finden wir nirgend; denn „ein jeder betrachtet jedes Ding durch ein anderes „Glas. Am reinsten lobet uns der Feind; und nicht „immer verkleinert sein Glas bis ins Unendliche."

Als im Jahre 1793 in der dreytägigen mörderischen Schlacht bey Moorlautern der Unteroffizier Lerch von dem nämlichen preußischen Leib-Carabinier-Regimente, welches, in Verbindung mit den braven Sachsen, den Sieg auf deutscher Seite so ehrenvoll entscheiden und vollenden half, in französische Gefangenschaft gerathen war, ward er mit zwanzig Gemeinen von verschiedenen andern preußischen Regimentern unter andern nach dem Städtchen Rochain an der Seine transportirt. Man übertrug ihm, als dem einzigen Unteroffizier unter den zu ihm gesellten Mitgefangenen, das Commando über die letzten. Er mußte gewissermaßen für sie haften, und da er sich auf das Wort seiner Landsleute verlassen konnte, so genossen die sämmtlichen Kriegsgefährten viele Freyheit. Einst gingen sie über die dortige massive Canalbrücke, in deren Nähe das stark strömende Wasser unterhalb eine Mühle treibt. In diesem An-

genblicke sah man etwa 50 Schritte oberhalb der Brücke eine Französinn von der Waschbank ins Wasser fallen. Da der Strom sie rasch der Brücke zutrieb, so kamen alle gewöhnliche Anstalten zu ihrer Rettung zu spät. Ein jeder sah angstvoll in dem nahen Fluthrade der Mühle den Tod der Kämpfenden vor Augen. Es war daher auch nicht Ein Augenblick zu verlieren.

„Wer von uns kann schwimmen?“ rief der Unteroffizier Lerch seinen Mitgefangenen zu. — „Ich“ — rief ein braver Gemeiner vom damaligen Infanterie-Regimente Vittinghof (jetzt Marwitz) und in dem nämlichen Augenblick stürzte er auch schon von der Brücke in die Fluthen hinab. Er schwamm sonst geübt und kraftvoll; aber der Strom war hier stark, und die Kleidungsstücke, zu deren Abwerfung er keinen Augenblick zu verlieren hatte, hinderten ihn sehr. Mit der äußersten Anstrengung widerstand er der fortreißenden Gewalt des Wassers, und strebte der auf ihn zutreibenden Verunglückten entgegen. Aengstlich fürchtend starrten Aller Augen nach den Schwimmenden hin, die einander bald so nahe waren, daß Er mit den Zähnen den Rock der schon sinkenden Französinn fassen konnte. War es ihm bisher schwer gewesen, sich gegen den Strom zu behaupten, so machte ihm die Last, die an seinen Zähnen hing, dieß nun fast unmöglich.

Wie gern hätten die Zuschauer, die auf das allgemeine Angstgeschrey schaarenweise herbeystürzten, Hülfe geleistet! aber da war wegen des hohen massiven Ufers kein Nachen, da fehlte es in der Nähe gänzlich an einer Stange, da fand sich nirgends ein Thau zum Hinwerfen nach den Kämpfenden im Strome. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit fürchtete daher fast ein jeder, der Schwimmende werde die ihm zu schwere Bürde wieder fahren lassen, um wenigstens sich selbst zu retten; aber nein, der brave Preuße wollte entweder siegen, oder mit der nur halb geretteten zugleich sterben. Glücklich arbeitete er nach und nach dem Strom entgegen, und erreichte endlich die Waschbank, wo aller Hände nach ihm ausgestreckt waren; so rettete er sich und die Verunglückte, in deren Kleidung er die Zähne gleichsam verbissen hatte.

Der Unteroffizier Lerch, aus dessen Munde ich diese Thatsache habe, versichert, der Volksjubel in diesem entzückenden Augenblicke sey unbeschreiblich groß gewesen. Hier — sagt' er — äußerte er sich durch unbändiges lautes Frohlocken; dort durch eine stille, halb versteckte Freudenthräne, die in dem Auge des sanfteren Menschenfreundes glänzte. Hier hob die Tochter der Geretteten dankbar die gefalteten Hände gen Himmel; dort sammelten Wohlhabende ein Sümmchen für den Menschenretter; hier drängten sich entzückte Frau-

zosen männlichen und weiblichen Geschlechtes von allen Seiten zu dem Preußen hinan, und umarmten den Triefenden mit unzweydeutiger Innigkeit; dort näherten sich ihm glückwünschend seine Kriegsgefährten, die ernsteren Deutschen, und drückten und schüttelten ihm mit Herzlichkeit und Treue die nasse Hand. Kurz nirgends sah man ein Gesicht, worin nicht in jeder Miene die menschlichste, edelste Freude lesbar gewesen wäre.

Indessen hatten sich auch zwey Municipalitäts-Beamte eingefunden, und zur Herstellung der ohnmächtigen Frau die gehörigen Maßregeln getroffen. Den Preußen, dem im frohen Bewußtseyn seiner That, nichts fehlte, als trockene Kleidung, nahmen sie selbst in die Mitte, und führten ihn, wie im Triumphe, davon. Der Zug der übrigen preußischen Gefangenen, nebst der frohlockenden Menge, schloß sich an sie an. Auf dem Marktplatze verweilte man einige Augenblicke; Einer von den Municipalen stellte, nachdem er Ruhe geboten hatte, in einer kurzen Anrede an das Volk, den edlen Preußen als ein Muster der vorurtheillosen und aufopfernden Menschenliebe auf, und ermunterte die Einwohner der Stadt zur thätigen Dankbarkeit. Man fuhr fort freywillige Geldbeyträge zu sammeln, und bald bot die Erkenntlichkeit der Franzosen dem Menschenretter ein Geschenk von 700 Livres dar.

Der edle Preuße schlug anfangs das Geschenk großmüthig aus. Als der Einzige, der schwimmen könne, meinte er, habe er nichts, als seine Schuldigkeit, und diese nur so gethan, wie sie gewiß jeder seiner deutschen Landsleute an seiner Stelle auch erfüllt haben würde. Indessen war die Versuchung, in welche man einen in der Gefangenschaft befindlichen armen Soldaten führte, zu hinreißend, als daß er der Ueberredung dankbarer Franzosen hätte lange widerstehen, und jenes Sümmchen standhaft ausschlagen können.

Man berichtete das ganze Ereigniß nach Paris. Das französische Directorium hatte Sinn für die Edelthat des Preußen, und ließ demselben die Summe von 700 Livres noch einmal auszählen. — Ein Soldat, der auch in der Gefangenschaft seinem Vaterlande Ehre macht, ist unstreitig dieses Lohnes und des dankbaren Andenkens seiner Landsleute würdig.

D. Herausg.

## 6.

## Friedrich Wilhelm der Zweyte.

Wenn der nur zu lange verkannte Schulmann einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Ruhe und das Glück eines Staates hat: so muß es dem Herzen des Vaterlandsfreundes ungemein erfreulich seyn, zu bemerken: daß mehrere Fürsten Deutschlands jetzt ihr Augenmerk ernstlicher, als je, auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens richten. Auch Friedrich Wilhelm der Zweyte gehört zu diesen Wohlthätern ihrer Unterthanen. „Ich will mich der Erziehung der Kinder mehr annehmen“ war eine seiner ersten Aeußerungen, als er am 17ten August 1786 die Regierung der preußischen Staaten antrat. Und er hat Wort gehalten, denn die nächsten Folgen seines wohlthätigen Vorsatzes waren: die Errichtung eines Oberschul-Collegiums — die Prüfung der zur Universität abgehenden Subjecte — die Anlegung mehrerer, ganz neuen und die Erweiterung einiger schon bestehenden Schullehrer-Seminarien, z. B. zu Berlin, Königsberg, Stettin, Kloster Bergen — ferner die Normalschulen in Ostpreußen — die Verbesserung des Unterhal-

tungsfonds der Universitäten — die landesväterliche Milde, womit er überall in seinen Landen den Bedürfnissen so mancher einzelnen Lehranstalt willig abhalf, so manchem einzelnen, verdienten und gering besoldeten Schulmanne in den Städten und auf dem Lande die Last seines Amts erleichterte.

Endlich gehört auch zu den vortrefflichen Einrichtungen, wodurch das Andenken des Verewigten noch lange gesegnet seyn wird, die sehr wesentliche Verbesserung der sämmtlichen Soldatenschulen. In dem Cabinetsschreiben, welches dieserhalb unter dem 9ten Februar 1797 an das Oberkriegs-Collegium erging, hieß es unter andern: „Se. Königl. Majestät wären überzeugt, daß eine Verbesserung und Erweiterung der Militärschulen Ihrer sämmtlichen Provinzen von dringender Nothwendigkeit sey, und daß, da Sie gern auch auf alles dasjenige Bedacht nähmen, was zur Beförderung der Ausbildung und moralischen Wohlfahrt der Soldatenkinder, so wie der Jugend des Civilstandes, abzwecken könnte, Sie die Grundsätze, nach welchen bey Verbesserung des Militärschulwesens verfahren werden sollte, und einen Etat von denjenigen Geldern hätten aufsetzen lassen, die Sie für jedes Regiment nach Verhältniß des Locales, und nach Maßgabe der bey den Regimentern vorhandenen Institute-Fonds und Hülfsquellen, auswerfen zu lassen geruhet hätten.

Dem zufolge zahlt nun der Königl. Schulfond jährlich eine im Ganzen sehr bedeutende nahmhafte Summe in die besondern Schulcassen der einzelnen Regimenter oder Battaillons, in welche übrigens noch monathliche Schulbeyträge der Compagnie- oder Schwadron-Chefs und eine zufällige Einnahme von Trauscheinen fließet. Aus diesen Garnisonschul-Cassen werden nun bey einem Infanterie-Regimente, zwey Lehrer und eine Lehrerinn, bey einem Cavallerie-Regimente das wenigstens zum Theil an Einem Orte in Garnison stehet, Ein Lehrer und eine Lehrerinn besoldet. Da, wo aber nur einzelne Compagnieen garnisoniren, erhalten die Civilschullehrer für den Mitunterricht der Soldatenkinder eine Zulage. Die so angesetzten Lehrerinnen sind zur Aufhelfung und Belebung des Kunstfleißes der militärischen Jugend bestimmt; sie unterrichten im Stricken, Hecheln, Spinnen der Heede, des Flachses, der Schaaf- und Baumwolle, im Knöppeln, Nähen u. s. w.

Dergleichen Lehranstalten zur Bildung arbeitsamer und geschickter Staatsbürger, mithin zur Vergrößerung der wohlthätigsten, — ich meine der ernährenden Volksclasse, deren es, auch für die Civiljugend, hie und da schon giebt, werden nun nach und nach (denn man muß von der jährlichen Einnahme zur ersten Errichtung erst sammelnd zurücklegen) in allen größern Garnisonorten

errichtet. Der segenreiche Einfluß, den sie mit der Zeit aufs Ganze haben müssen, erfüllt schon jetzt, — in Hoffnung — die Herzen der Patrioten mit inniger Freude. Denn da schon sechs, ja fünfjährige Kinder anfangen können, ihr Brodt zu verdienen; so muß der Staat nothwendig unendlich dabey gewinnen, wie denn unter andern die Minderung, und endliche Aufhebung aller Betteley eine unausbleibliche Folge dieser Schulen des Kunstfleißes seyn muß. Die baaren Unterstützungssummen der von Almosen lebenden sind wie verloren zu betrachten, denn sie müssen jährlich wiederholt werden; Zu jenen Lehranstalten hingegen sind die ersten Auslagen weder verloren, noch öfter als einmal nöthig. Industrieschulen gleichen vielmehr den Baumschulen — den allerergiebigsten Goldminen — sie sind der künftige Reichthum des Staates.

---

## 7.

## Friedrich Wilhelm der Dritte.

Was Jener begann, das will Dieser vollenden; denn die gänzliche Umbildung und Vervollkommnung einer Jahrhunderte lang vernachlässigten Sache — der Volks-, Lehr- und Industrieschulen

eines Staates — ist nicht das Werk eines Regentenlebens: Schon der glückliche Tag, an welchem Preußen huldigte (der 5te Junius 1798) eröffnete den verkannten, mit Schulstaube bedeckten Männern die frohesten Aussichten in die Zukunft, und flößte ihnen Hoffnungen ein, die schon jetzt in Erfüllung zu gehn anfangen. Die ostpreußischen Landstände nämlich boten dem neuen Regenten bey der Huldigung, wie gewöhnlich, ein Dongratuit dar. Der Gehuldigte nahm das Dargebrachte auf eine Weise an, die Ihm die Dankbarkeit, Liebe und Ehrfurcht jedes Vaterlandsfreundes zusichert. Er legte dieses Capital zu einem Fond an, aus welchem die Lage der ostpreußischen Landschullehrer einstweilen verbessert werden soll.

Und wessen Herz ward nicht von Freude durchdrungen, wie bald nachher ein Cabinettsschreiben an den Staatsminister von Massow die ewig merkwürdigen und wahrhaft königlichen Worte enthielt: „Es kann euch nicht entgangen seyn, daß ich das Schulwesen in meinen sämmtlichen Staaten als einen Gegenstand, der alle meine Aufmerksamkeit und Vorsorge verdient, betrachte. Unterricht und Erziehung bilden den Menschen und den Bürger. Beydes ist den Schulen, wenigstens in der Regel anvertraut, so daß ihr Einfluß auf die Wohlfahrt des Staats von der höchsten Wichtigkeit ist. Dies hat man längst anerkannt, und dennoch hat man

fast ausschlüßlich bloß auf die sogenannten gelehrten Schulen die Sorgfalt verwendet, die man bey weitem mehr den Bürger- und Landschulen schuldig war, sowol wegen der überwiegenden Menge der ihrer bedürfenden Unterthanen, als um deswillen, weil bisher, einzelne Versuche ausgenommen, gar nichts dafür geschehen war. Es ist also endlich einmal Zeit, für zweckmäßige Erziehung und Unterricht der Bürger- und Bauern-Kinder zu sorgen. Ueber die bestimmten Materien muß für zweckmäßige Schulbücher, und sodann für gute Lehrer, die in Seminarien gebildet werden, gesorgt; dann muß der gegenwärtige Zustand der Schulen untersucht, und die Art und Weise ihrer Reform ausgemittelt werden. Viele der sogenannten Gelehrten-Schulen müssen, weil sie überflüssig und zweckwidrig eingerichtet sind, zu bloßen Bürgerschulen reducirt werden. Nächst dem muß man die künftigen nothwendigen Kosten derselben berechnen, und wenn, wie zu vermuthen, die bisherigen Fonds dazu nicht hinreichen, neue Quellen zur Ergänzung derselben aufsuchen. Sie werden sich z. B. im Schulgelde, in direkten Beyträgen der Cämmereyen und Guthsherren u. s. w. finden, und am Ende muß der Staat selbst zutreten, um das Fehlende, so weit es die Umstände verstatten, zuzuschießen." ꝛc.

## 8.

## Friedrich August der Dritte.

Auch in Churſachſen wird jetzt mit landesväterlicher Sorgfalt auf weſentliche Vervollkommnung der Lehranſtalten auf dem Lande hingearbeitet. Namentlich muß 1) jeder Schulmeiſter das Subſtantial- und Accidental-Einkommen von ſeinem Dienſte, im fünfjährigen Durchſchnitte mit Unterſchrift ſeines und ſeines Predigers Namen anzeigen. 2) Jeder Schulmeiſter, welcher jährlich unter 80 Rthlr. Einkommen hat, ſoll eine bis an dieſe Summe reichende Erhöhung erhalten. 3) Beſonders ſollen diejenigen Schulmeiſter bemerkt werden, deren Geſchicklichkeit, Treue, Fleiß und Lebenswandel, nebſt den etwanigen mit ihrem Amte verbundenen Beſchwerlichkeiten, eine Belohnung verdienen: Ihr Gehalt, in wiefern er nicht ſchon 100 Rthlr. beträgt, ſoll bis auf dieſe Summe geſteigert werden. 4) In denjenigen Dorfſchaften, die keinen Schulmeiſter haben, und ihre Kinder in die zu entfernte Schule des Mutterdorfs zu ſchicken, genöthiget ſind, ſollen Schulen erbaut und Schulmeiſter angeſetzt werden. — Der iſt kein Menſch, den dergleichen wolthätige Einrichtungen nicht rüh-

ren — Einrichtungen, deren wohlthätiger Zweck erhöhete Bildung der groſsen Masse der Volksjugend ist, und in deren Gefolge Wohlfahrt und Sicherheit des Vaterlandes sind!!

---

## 9.

## Carl Ludwig zu Anhalt.

Die wegen der Drangsale des Krieges mit der französischen Republik so hart mitgenommenen Unterthanen der zur Linie Anhalt-Bernburg-Höym gehörigen Grafschaft Schaumburg an der Lahn empfangen täglich neue Beweise der landesväterlichen Liebe und Treue ihres Fürsten. Als vor Kurzem die Kriegskosten von den vorhergehenden Jahren berechnet wurden, und aufs Land ausgetheilt werden sollten: so übernahm der Fürst Dreyvierthel derselben und bezahlte sie aus seiner Schatulle; nur das vierte Vierthel wurde von den Unterthanen erhoben.

Wie gern dieser edle Fürst den Unterthanen dergleichen thätige und unzweydeutige Beweise seiner Liebe zu ihnen giebt, erhellet unter andern aus folgender mit freywilliger Aufopferung verbundenen Verordnung:

„Wir Carl Ludwig, Fürst zu Anhalt-ꝛc. ꝛc. Es ist Uns erinnerlich, daß bey dem Absterben Unserer Unterthanen in der Grafschaft Holzappel und der Herrschaft Schaumburg wegen des Todesfalls, von der Verlassenschaft eine gewisse Abgabe, unter dem Namen Besthaupt, an Uns errichtet werden muß. So guten Grund diese Abgabe auch in dem ursprünglichen Zustande der Unterthanen und ihrer Güter haben mag, so finden Wir solche doch da, wo sie von Kind und Enkeln zu entrichten ist, um so mehr drückend und hart, je mehr dieselben durch den Tod des Haupts und Versorgers der Familien in den meisten Fällen ohnedem schon leiden müssen und jemehr sie gemeiniglich selbst Unsers Beystandes in ihrem Zustande bedürfen. Durch diese Betrachtung geleitet, haben Wir uns entschlossen, für Uns und Unsere Nachfolger auf die Einnahme der Besthauptsgelder von Kindern und Enkeln völligen Verzicht zu thun, und wollen, daß solche, von dem Tage der Präsentation dieser landesherrlichen Verfügung an gerechnet, von den Erben in der absteigenden Linie weiter gar nicht mehr gefordert und erhoben werden sollen. Wornach sich zu achten, und das Erforderliche zu verfügen ist. Homm, den 17ten July 1798.

Nicht weniger charakteristisch ist folgende in Betreff der uneingeschränkten Abschaffung

des Leibzolles, ergangene menschenfreundliche Verfügung an die fürstliche Regierungs-Canzeley zu Schaumburg:

„Es scheint uns mit den Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit unvereinbar zu seyn, den Leib fremder durchreisender Menschen mit einer Zollabgabe zu belegen, weil sie das höchste Wesen auf ihre eigene, von andern verschiedene Weise verehren. Wir haben uns deswegen entschlossen, den von fremden durchpassirenden Juden bisher zu entrichten gewesenen Leibzoll in Unsern Holzappel- und Schaumburgischen Landen für die Zukunft gänzlich abzuschaffen. Wie diese Abgabe also, von der Bekanntwerdung dieser Unserer Verfügung an, dorten weiter nicht erhoben werden soll, so versteht sich jedoch von selbst, daß unter aufgehobenem Leibzoll nur der eigentliche, wirkliche Leibzoll, welcher ohne Rücksicht auf Handelsgeschäfte bezahlt wird, zu verstehen sey. Daher müssen fremde Juden, welche Handelsgeschäfte im Lande machen wollen, allen sonstigen davon herkömmlichen Abgaben allerdings unterworfen bleiben. Wornach also die nöthigen Vorkehrungen und Verfügungen zu treffen sind.

Hoym, den 18ten August 1798.

Carl Ludwig Fürst zu Anhalt.

10.

## Patriotismus, beydes, unter dem Strohdache und im Pallaste. *)

„Lob wegen Schönheit gleicht einer Blume, welche „glänzt und — welket; Lob wegen Verdienst ist ein „Juwel, das glänzt und — dauert.“

Am 21sten August 1798 meldete sich Lorenz Neubauer, Einwohner von Großtajax, einem mährischen, zur fürstlich Lichtensteinischen Pupillar-Herrschaft Kromau, Znaymer Kreises, gehörigen Dorfe, bey der k. k. Assentirungscommission und übergab seine drey Söhne, die zugleich Drillinge sind, als freywillige Vertheidiger des Vaterlandes. Man berichtete diesen Zug von rühmlicher Unterthanentreue und Vaterlandsliebe Sr. Maj. dem Kayser. Dieser bezeigte, mittelst der böhmischen österreichischen Hofcanzley, dem guten Neubauer sein allerhöchstes Wohlgefallen an dem so geäußerten Patriotismus und ließ ihm eine goldene Ehrenmünze feyerlich anhängen. — Diese Feyerlichkeit ward am 2ten December zu Großtajax durch den Kreishauptmann, Herrn Grafen von Mittrotesky, vor dem

*) Aus Mähren, durch die Gastlische Buchhandlung zu Brünn, eingesandt.

fürstlichen Schlosse in Gegenwart einiger tausend Menschen vollzogen. Zugleich benutzte derselbe diese Gelegenheit dazu, die versammelte Menge in einer kurzen Rede auf die huldvollen Gesinnungen des Kaysers gegen jeden seiner treugesinnten Unterthanen aufmerksam zu machen, und ermunterte sie, diese treue Ergebenheit des Neubauer auch in jeder andern Hinsicht zum Vorbilde zu nehmen.

Die verwittwete Fürstinn von Lichtenstein, geb. Gräfinn von Kevenhüller, als Vormünderinn der fürstlich Karl-Lichtensteinischen Pupillen, ließ hierauf, ganz im Geiste ihrer gewöhnlichen edlen Denkungsart und Handlungsweise, durch den Oberbeamten der Herrschaft Kromau dem Volke bekannt machen, daß sie den braven Lorenz Neubauer, dessen Eheweib und denjenigen von den Drillingen, welcher einst der Eltern Wirthschaft übernehmen werde, auf ewige Zeiten von dem wöchentlich zu leistenden anderthalbtägigen Frohndienste befreye, daß sie einem jeden der Drillinge ein Geschenk von 25 Fl. auszahlen lasse, und ihnen zugleich die Versicherung ertheile, daß wenn sie dereinst, aus dem Militairstande entlassen, nach Hause zurückkehren würden, bey Vergebung der kleinen fürstlichen Bedienungen auf sie vorzugsweise Bedacht genommen werden solle.

Das Entzücken der Eltern und der Drillinge über die Ehre und das Glück, womit sie gleichsam überschüttet wurden, erregte überall die sichtbarste, herzlichste Theilnahme, und rührte die Herzen aller Anwesenden. Ganz durchdrungen von dem Patriotismus dieser Bauernfamilie, und von der Huld und Gnade des dankbaren Monarchen, und der sehr gütigen fürstlichen Obrigkeit, und innig gerührt durch die Freudenthränen der alten Eltern, verfügte sich die ganze Versammlung in die Kirche, wo der Pfarrer von Richenburg, Herr Ritter, eine der Handlung angemessene Predigt über die schuldige Treue und Ergebenheit gegen den Landesfürsten und das Vaterland, der Herr Dechant von Erdberg aber ein feyerliches Hochamt hielt.

Nach geendigtem Gottesdienste beschloß man die Feyerlichkeit mit einem durch die fürstliche Obrigkeit im Schlosse veranstalteten Gastmahle, welchem, nebst dem k. k. Kreishauptmann, dem Hrn. Maj. von Hatterer, mehrern Offizieren der Compagnie, der die drey freywilligen Vaterlandsvertheidiger einverleibet waren, und andern geistlichen und weltlichen Gästen aus der Nachbarschaft, auch die Drillinge und deren Eltern beywohnten. Mit innigem Wohlgefallen bemerkte ein jeder der menschenfreundlichen Anwesenden, daß die guten Eltern, die zwischen ihre Kinder gesetzt waren, und sich bey Tische mit Auszeichnung bedient und

geehrt sahen, in diesen frohen Augenblicken aller der trüben und schmerzenvollen Tage und Jahre vergaßen, die sie unter der Last so manches erlebten Unglücksfalles, während der Kinderjahre dieser Drillinge verlebt hatten. —

Endlich ward dieser jedem deutschen Vaterlandsfreunde merkwürdige Tag durch die edle und rühmliche Selbstverleugnung gekrönet, mit welcher nach geendigtem Mahle die Drillinge ihre 75 Fl. der Mutter mit der herzlichen Bitte verehrten, dieses ihr Dargebotene als einen geringen Beweis ihrer kindlichen Liebe, Ergebenheit und Dankbarkeit anzunehmen. So vereinigten sich hier, mit der natürlichen Seltenheit erwachsener und kriegsdienstfähiger Drillingssöhne, die herzerfreuenden Beyspiele von elterlicher Anhänglichkeit und kindlicher Liebe, von patriotischer Ergebenheit und Unterthanentreue, von aufopfernder Großmuth einer edeln Guthsherrschaft, so wie von auszeichnender Huld und dankbarer Gnade des besten Landesfürsten.

---

## II.

## Der rechtliche Soldat.

Als Friedrich Wilhelm III. am 17ten Junius 1798 auf dem Schloßplatze zu Warschau

die Landeskinder von der dortigen Garniſon vor ſich kommen ließ, und ihnen ankündigte, daß ſie nach ihrer Heimath zurückkehren, und zum Theil bey andern Regimentern und unter der Garde angeſtellet werden ſollten: da trat ein Pommer im Namen ſeiner Landsleute vor, und ſagte: „Ew. Majeſtät! wir ſind Pommern, laſſen Sie uns allein gehen: wir ſtehen Einer für Alle, und Alle für Einen, daß keiner austritt.“ — Der König genehmigte es, fügte aber hinzu: „Einen Unteroffizier müßt ihr doch mitnehmen.“ — „Ja, riefen mehrere, Den wollen wir haben, denn Obrigkeit muß ſeyn.“

---

## 12.

## Der patriotiſche Ungenannte.

Ein anderer Pommer, dem ſo, wie jedem biedern Deutſchen, dieſer unzweydeutige Beweis der rechtlichſten Unterthanen-Geſinnung ſeines naiven und treuherzigen Landsmanns herzliche Freude machte, ließ ihm für die edle Aeußerung ein Geſchenk von Einhundert Rthlr. zuſtellen, und erhöhete den innern Werth dieſer nicht minder pa-

triotischen Belohnung noch dadurch, daß er seinen Namen nicht bekannt werden ließ.

---

## 13.

## Ermunterung zur Diensttreue und — zur Nachfolge.

Herr Graf von Werther und Frau Geheimeräthin von Ukermann haben zur Ermunterung für rechtschaffene Schullehrer in der Diöces Weißensee jährlich eine Prämie für solche, die sich in ihrem Amte auszeichnen, ausgesetzt. Die Prämie bestehet in einem nützlichen Buche und einer silbernen Medaille. Herr Superintendent Horrer erkennet sie den würdigsten Männern zu, und wird ihre Namen im Schullehrer-Almanache bekannt machen. Für dieses Jahr haben die Schulmeister: Lüdecke in Bendleben, Buch in Heimleben, und Berls in Nöde den Preis erhalten. Die Anstalt macht jenen Patrioten Ehre, und wird ihren Zweck, hier und da mehr Leben in die Schulen zu bringen, hoffentlich nicht verfehlen. Möchte der Geist dieser Edlen auf Andere übergehen, und ihr Beyspiel Nacheiferung erwecken!

B..

---

## 14.

## Gesetzliche Anerkennung der Menschenwürde zu Berlin.

(Eine actenmäßige Geschichtserzählung.)

Thatsachen, welche den Geist der Gesetze und die Behörden, welche die letzten handhaben, in ein solches Licht stellen, daß sie jedem unbefangenen Freunde der Ordnung und der Menschheit Hochachtung und Ehrfurcht für Bürgerpflichten und Menschenrechte einflößen, sind unstreitig geeignet, öffentlich bekannt gemacht zu werden. In ihnen liegt eine Kraft, welche auch den ärgsten Freyheitsschwindler zum Nachdenken bringen und überzeugen muß, daß es neben seinem Ideale, in der Wirklichkeit auch monarchische Staaten giebt, deren Regenten und Verfassungen, deren Gesetze und Gerichtsstellen die Herzen der Unterthanen mit unerschütterlicher Liebe und Treue und mit dem reinsten und wärmsten Patriotismus zu erfüllen im Stande sind. In dieser Rücksicht wird nachstehende vollständige Geschichte des wilden Mannes zu Berlin den Lesern des patr. Archivs willkommen seyn. Da, wo sie von den bisher bekannt gewordenen Nachrichten abweicht, er-

innere man sich, daß die gegenwärtige ein treu concentrirter Auszug aus den darüber verhandelten Acten ist. D. H.

---

Im Jahre 1794 erhielten die Gebrüder Gautier die Erlaubniß, zu Berlin, und überhaupt in den königl. preuß. Landen, Schlesien und Südpreußen ausgenommen, fremde Thiere öffentlich für Geld sehen zu lassen. Mit Bezugnahme hierauf kam der eine Gautier den 19ten July bey dem Berlinischen Policey-Directorium mit einer Vorstellung ein, worin er um die Erlaubniß bat, seinen fremden Thieren auch einen, von einer Madame Boulanger hierher gebrachten, wilden Mann beyfügen, und ebenfalls für Geld zeigen zu dürfen;

„Dieser Wilde — hieß es — sey aus Tanna, einer der durch Cook entdeckten Hebridischen Inseln, gebürtig, und mit sehr ungewöhnlichen Naturkräften und Geschicklichkeiten begabt; er habe nämlich eine ganz außerordentliche Stärke, zerbeiße Feuersteine, und verschlucke die Steintheile, so daß man beym Erschüttern seines Bauches das Geraffel desselben vernehme; auch verzehre er zu seiner täglichen und liebsten Nahrung lebendige Tauben, Kaninchen, und anderes rohes Fleisch.“

Das Policey-Directorium gab dem Gautier hierauf zum Bescheide, daß, da seine Concession sich nur auf Vorzeigung fremder Thiere, nicht aber auf die nachgesuchte Erlaubniß erstrecke, dem Policey-Directorium diese Ausdehnung derselben nicht zustehe, ihm aber, wenn er sich hierbey nicht beruhigen wolle, überlassen bleibe, sein Gesuch bey dem General-Directorium anzubringen. Er wandte sich wirklich an dasselbe, und dem Policey-Directorium ward die Untersuchung aufgetragen, ob es mit den gesetzlichen Vorschriften vereinbar sey, diesen wilden Indianer öffentlich vorzuzeigen, und die ihm zugeschriebenen Eigenschaften und Kräfte, für Geld sehen zu lassen.

Das Policey-Directorium genügte diesem Auftrage am 7ten August, und fügte den Untersuchungs-Protocollen seiner Commissarien, welche einstimmig die angegebenen Naturkräfte des wilden Mannes richtig, und die Vorzeigung desselben keinesweges bedenklich befunden hatten, nachfolgenden gutachtlichen Bericht hinzu:

„Ew. K. M. Befehl vom 31sten Jul. gemäß „haben wir das Gesuch der Gebrüder Gautier, „einen Indianer für Geld sehen lassen zu dürfen, „näher untersuchen lassen. Nach abschriftlich an„liegendem Gutachten der Commissarien sind diese „zwar der Meinung, daß dem Gesuche zu deferi„ren seyn würde. Wir können aber dieser Mei-

„nung in keiner Hinsicht beytreten; sowohl das „Menschenwohl, als die Gesetze, spre„chen dagegen. Auch zur Erweiterung der „Menschenkenntnisse wird die Erfüllung des Ge„suches nicht beytragen; es läßt sich vielmehr das „Gegentheil sehr bestimmt annehmen. Die Ge„setze sind gegen den Antrag: der In„dianer ist nämlich nichts anders, als ein „Sklave der Boulanger. Nach dem Land„rechte Th. II. Tit. 5. §. 201. hört die Skla„verey auf, wenn Fremde auswärts „erkaufte Sklaven in hiesige Lande „bringen, und der Herr hat kein per„sönliches Eigenthum über den gewe„senen Sklaven; mithin kann der Boulan„ger auf keinen Fall gestattet werden, diesen „Indianer als Sklaven zu veräußern; selbst „aber denselben für Geld zu zeigen, kann ihr wi„der Willen des Indianers nicht eingeräumt wer„den. Das Menschen-Gefühl spricht gegen „den Antrag. Daß der Indianer wider seinen „Willen zu dieser die Menschheit beleidigenden Aus„stellung gezwungen wird, giebt die Art, wie man „ihn behandelt, zu erkennen. Er wird in einer „kleinen Bucht gehalten, er muß, gleich dem „Viehe, auf Stroh liegen, und ist wahrscheinlich „durch bisherige Mißhandlungen so weit gebracht, „daß der sogenannte Führer ihm mit einem ganz

„kleinen Stocke nur drohen darf, um ihn bis „zum Zittern bange zu machen. Seine Furcht ist „schon so groß, daß, als der Policey-Inspector, „Kriegesrath Trebblin, sich in dem Zimmer, „wo der Indianer aufbewahret wird, mit einer „kleinen Reitpeitsche am Arm hängend, sehen ließ, „der Indianer am ganzen Leibe zitterte. Die fort„währenden Versuche, die an ihm mit dem „Steinfressen angestellet werden, müssen, beson„ders wenn der Zulauf der Zuschauer, wie wohl „zu vermuthen stehet, groß seyn wird, mittelbar „den Tod des Unglücklichen über kurz oder lang be„fördern. Wer giebt uns das Recht ei„nen Menschen als Thier zu behan„deln, und wie würde diese Grausam„keit, wenn sie den Schutz der Obrig„keit erhielte, gerechtfertiget werden „können? Es würde nicht allein bey dem hies„gen gesitteten Theil des Publicums, sondern „auch in den auswärtigen Staaten, uns zum „Vorwurf gereichen, und bey den so genannten „rohen Nationen keinen hohen Begriff unserer ge„bildeten Cultur erwecken. Und welcher Vortheil „stünde denn durch Bewilligung des Gesuches zu „hoffen? keiner, als — den Beutel des Gau„kler zu fällen. Eine Erweiterung der Menschen„kunde gewiß nicht; der gemeine Mann, dessen „Neugierde so am mehresten reizbar ist, würde bey

„der Behandlung des Indianers nichts anders zu „lernen glauben, als daß derselbe zu den Thieren „zu rechnen sey; er würde sich an den Martern des „Unglücklichen ergötzen und seinen eigenen Werth „nur zu hoch in Anschlag bringen. Aus diesen „Gründen sind wir der Meinung:

daß der Boulanger, so wie dem Gautier bey nahmhafter Strafe untersagt werde, den Indianer für Geld sehen zu lassen;

„und damit dieser Vorfall wirklich zum Besten des „Indianers und zur wahren Erweiterung der „Menschenkunde genutzt werde, würden wir vor„schlagen:

daß der Boulanger eine Entschädigungs-Summe aus einem königl. Fond, allenfalls dem Meliorations-Fond, gezahlet, und der Indianer sodann in einer öffentlichen Anstalt untergebracht, ihn die Sprache unseres Landes gelehret und so unsere Cultur ihm verschafft würde, um ihn der bürgerlichen Gesellschaft nützlich zu machen, und ihm so das Unglück, das er bisher erlitten, und den Verlust, aus seinem Vaterlande gerissen zu seyn, einigermaßen unter dem preußischen Schutze durch Menschlichkeit ersetzen zu lassen.

„Wir verharren ꝛc. ꝛc.

Indessen erfuhr das Polizey-Directorium, daß der als Schriftsteller und Arzt gleich berühmte Hr.

Dr. Block diesen wilden Mann geprüft, und sich überzeugt habe, daß er kein eigentlicher, sondern nur ein angeblicher Indianer sey; denn die Haut desselben sey weiß, wie die der nördlichen Europäer, seine Haare schwarz, und sein Bart sehr lang gewachsen; er zermalme mit seinen Zähnen Kieselsteine, und verschlucke dieselben, so daß man sie in seinem Bauche rasseln höre; er habe auch einer lebendigen Taube den Kopf abgebissen, und einen großen Theil derselben roh verzehrt, auch vorher etwas Branntwein getrunken. Hieraus schloß der Hr. Doctor, daß dieser Mensch eher ein Pohle, Russe oder Kalmucke, als ein Indianer sey; denn wäre er wirklich von der Insel Tanna, so würde seine Haut nicht weiß, sondern röthlich seyn, auch würde er dann keinen Branntwein trinken, indem die Wilden denselben in der Regel mehr verabscheuen, als lieben; wäre er ein Wilder, so müsse sein glatter Körper vielmehr mit Haaren bewachsen seyn; seine Sprache sey nur ein gemeines Grunsen, welches ein jeder leicht nachahmen könne; daß er rohes Fleisch äße, entscheide auch nichts, denn dieß sey eine Gewohnheit, die auch manchem Europäer eigen sey; nicht weniger sey das Zermalmen und Verschlucken der Steine mehr eine Fertigkeit, als eine den Wilden vorzugsweise zustehende Naturkraft, indem kein Mensch und kein Thier, einige Vögel ausgenom-

men, diese Kraft von Natur besäße.“ Dieses schriftliche Gutachten des Hrn. Doctors überreichte nun das Policey-Directorium dem General-Directorium am 14ten August, erhielt indeß von demselben unter eben dem Datum schon folgendes Rescript:

„Se. königl. Maj. ꝛc. pflichten dem von dem „hiesigen Policey-Directorium unter dem 7ten d. „M. abgegebenen Sentiment völlig bey, daß es „den Landesgesetzen und selbst dem un„verdorbenen Menschengefühle, und „der Achtung für die Menschheit, ent„gegen seyn würde, wenn der Boulan„ger oder den Gebrüdern Gautier ver„stattet würde, den anhero gebrachten „noch uncultivirten Menschen, angeb„lich von den neuen hebridischen In„seln, als ein fremdes Wunderthier „allhier für Geld sehen zu lassen, „durch Mißhandlung seiner Mensch„heit Gewinn zu suchen, und ihn zu „nnnatürlichen, und in der Folge of„fenbar schädlichen Unternehmungen „zu zwingen. Es wird daher der Antrag be„sagten Policey-Directoriums hiermit völlig ge„nehmiget, daß dieser wilde Mensch sofort von „der viehischen und sklavischen Behandlung der „jetzigen Besitzerinn desselben befreyet, ihm eine

„seiner Lebensart und Erhaltung angemessene
„Nahrung und Aufenthalt verschaffet, und der-
„selbe der Gewalt der Boulanger sofort ent-
„zogen, mithin dieser, bey exemplarischer Strafe,
„sowohl alle fernere Mißhandlung desselben, als
„auch, ihn für Geld sehen zu lassen, untersagt
„werde. Das Policey-Directorium hat dieses
„alles auf das schleunigste und zuverlässigste zu
„besorgen, auch Vorschläge zu thun, was der
„Boulanger zur Entschädigung für die Entlas-
„sung dieses Menschen aus seinem sklavischen,
„halb viehischen Zustande zu geben sey, und auf
„welche Art derselbe demnächst in einer öffentlichen
„Anstalt untergebracht, auch ihm diejenige Cul-
„tur, welche er zu erlangen fähig ist, gewährt
„werden könne, auch was zu Erreichung dieses
„Endzwecks an Kosten erforderlich seyn möchte."

Diesem ganz im Geiste der preuß. Gesetze er-lassenen, und der höchsten Landes-Policey-Be-hörde so würdigen Befehle zufolge, ließ das Poli-cey-Directorium die Boulanger vorladen. Auf die ihr vorgelegten Fragen erwiederte sie: Es sey vor vier Jahren, während ihres Aufenthalts zu Ostende, in den dortigen Hafen ein aus dem stillen Meere kommendes englisches Schiff ein-gelaufen, welches diesen Wilden am Bord gehabt habe. Nach der Versicherung des Schiffscapitains sey derselbe aus der Insel Tanna gebürtig. We-

gen seiner außerordentlichen Fähigkeiten und Kräfte habe sie sich denselben, gegen eine Handorgel und mehrere wilde Thiere, eingetauscht, um durch ihn ihr Brod zu erwerben. Zuletzt habe sie ihn in Dresden für Geld öffentlich sehen lassen, worüber sie auch den Paß vorzeigte. In Betreff der zu fordernden Entschädigung erklärte sie sich dahin, daß sie den Wilden, der ihr ganzes Glück, ihr einziger Erwerbszweig sey, nicht gern verliere, daher auch nicht wisse, wieviel und welche Entschädigung sie fordern könne."

Das Policey-Directorium ließ den Wilden nun einstweilen nach der Stadtvoigtey bringen. Um ihn eine seinen Fähigkeiten anpassende allmählige Ausbildung zu geben, ward der Director des Instituts für Taubstumme, Hr. Dr. Eschke, befragt, wo wohl dieser Wilde am besten untergebracht werden könne, und ob nicht etwa der Hr. Doctor selbst sich damit befassen wolle. Dem Scharfblicke dieses Gelehrten entging es so wenig, als dem Hrn. Dr. Block, daß der sogenannte Wilde schwerlich ein Wilder, gewiß kein Indianer, vielmehr wahrscheinlich ein Europäer, und vielleicht gar ein Deutscher sey. Denn gleich in den ersten mit ihm angestellten Versuchen sprach er z. B. das A in laß sehr rein, und nicht, wie alle Ausländer thun, dem O ähnlich. Die hierauf untersuchte Außenseite des angeblichen

Wilden bestärkten ihn noch mehr in seiner Vermuthung; denn da war keine platte Nase, keine hervorstehende Kinnlade, kein flacher Hinterkopf, und nur etwas krauses, aber gar kein wollichtes Haar, welches alles doch den Wilden jener Himmelsgegend eigenthümlich ist. Auch die Lippen, welche diese Wilden sonst so sehr auszeichnen, sind ganz denen der Europäer ähnlich. Mit Recht ließ der Hr. Doctor auch das Steinfressen nicht als das Kennzeichen eines Wilden gelten, theils weil dieser Mensch selbst dasselbe als eine Kunstfertigkeit zu verrathen schien, indem er unaufgefordert die Zuschauer nach Verzehrung der Steine auf das Gerassel derselben in seinem Bauche aufmerksam macht; theils, weil, nach Pater Poulian's Wörterbuche der Naturlehre, auch Joseph Kohlnicker, ein gebornet Passauer, schon von seinem dritten Jahre an Steine verzehrt, und diese Nahrung bis an sein Ende, welches 1771 zu Ilefeld erfolgte, beybehalten habe. Uebrigens könne, führt er an, auch bey diesem Steinfressen eine Betrügerey verborgen seyn, weil der Wilde die ersten Steine ganz herunter schlucke, die andern aber, welche er kauen wolle, sich genau aussuche. Endlich mache auch noch eine zuweilen geäußerte verdächtige Aengstlichkeit und Verlegenheit die Vermuthung rege, dieser Wilde sey nicht allein Betrogener, sondern viel-

vielleicht gar Betrüger. Uebrigens konnte Herr Dr. Eschke sich mit des Wilden Aufnahme in seinen Unterricht nicht befassen, weil dieses mit seinem Taubstummen-Institute nicht vereinbar sey. Er schlug vielmehr die Charité dazu vor.

So waren nun alle Maßregeln getroffen, um entweder den in dieser Sache obwaltenden Betrug zu entdecken, oder dem Wilden eine seiner Menschheit angemessene Bildung zu geben, als er selbst denen, welche ihn beobachteten, auf halbem Wege entgegen kam. Der Gefangen-Inspector, Herr Hermes, ein Mann von vieler Ausbildung und dem menschenfreundlichsten Charakter, behandelte den Wilden ungemein sanft, und nahm ihn mit an seinen Tisch. Eines Abends ließ sich der Wilde eine Milchsuppe, die er von dem Teller abschlurfte, wohl schmecken. Hierauf gab es weiche Eyer. Man steckte ihm mit Zwang einen Theelöffel in die Hand, um die Eyer damit zu leeren. Nur mit Mühe schien er ihn fassen zu können, indessen genoß er, äußerst unbehülflich, mittelst des Löffels drey Eyer. Aber Hr. Hermes bemerkte, daß dem Wilden einige Seufzer und Thränen entfielen. In der Vermuthung, daß ihn ein Naturbedürfniß dränge, rief man den Hausknecht; aber anstatt sich seitwärts führen zu lassen, fiel der Wilde todtenblaß und mit Thränen Hrn. Hermes zu Füßen, und entdeckte, daß er, gerührt

durch eine so liebevolle Behandlung, sich unmöglich ferner verstellen könne. ꝛc.

Das Polizey-Directorium ließ auf diese Anzeige durch Hrn. Policey-Rath Rück den Betrüger förmlich vernehmen, dessen zu Protocoll genommene Aussage, dem Wesentlichen nach, darauf hinauslief, daß er Dominique Vacques Pinaine heiße, vor 29 bis 34 Jahren auf der Insel Tanna geboren, und in seinem fünften Lebensjahre von da durch einen englischen Schiffscapitain nach England gebracht sey; in London habe man ihn in der englischen und französischen Sprache, aber nie in der Religion unterrichtet, daher er sich auch zu keiner Religion bekenne, obgleich er getauft worden sey; hierauf habe er, anfangs als Jockey eines polnischen Grafen Luizenne, und dann in Diensten eines Ritters Algaron, von dem er verschiedene Taschenspieler-Künste erlernt, Frankreich, Corsica und Italien durchreiset; schon als Jockey habe er versucht, mit seinen sehr festen, übrigens aber gewöhnlichen Zähnen kleine Steine zu zerbeißen und sie dann zu verschlucken. Diese Uebung habe er auf Befehl des Grafen in Gesellschaft vornehmer Frauenzimmer öfters wiederholen müssen, wofür diese ihn dann beschenkt hätten; auch in Diensten Algarons habe er sich durch dieses Kunststück nebenbey etwas verdient; und daher endlich auch

vom Ritter sich getrennt, um durch das Steine-fressen und andere Taschenspielerkünste sein Brod allein zu verdienen; so habe er nun Frankreich, Holland, England und Deutschland bereiset, anfangs in Gesellschaft einer ihm nicht angetrauten Susanne, mit welcher er die zwey Töchter gezeugt habe, die in seinem Gefolge wären; und darauf mit den Boulangerschen Eheleuten. Zu Leipzig hätten die Gebrüder Gautier ihm versprochen, für ihn die Erlaubniß auszuwirken, sich zu Berlin öffentlich für Geld sehen lassen zu dürfen. Da ihm dieß aber nicht verstattet worden sey, so bitte er nur, ihm entweder den fernern Aufenthalt zu Berlin zu gestatten, (in welchem Fall er dann seinen langen Bart abschneiden, das Verschlucken der Steine und des rohen Fleisches unterlassen und sich, in Verbindung mit dem Savoyarden Ardisson, mittelst Handorgel und Parasolmachen ernähren werde) oder aber ihm zu erlauben, wieder nach Holland zurück zu kehren."

Das Policey-Directorium fand die Aussagen des Pinaine nicht durchgehends wahrscheinlich, zumal da sein Alter mit der Zeit der Entdeckung der Insel Tanna gar nicht übereinstimmt, auch in Cooks sorgfältig beschriebenen Seereisen wohl eines jungen Omai, aber niemals dieses Paques Pinaine gedacht wird. Es schlug daher dem General-Directorium bey Uebersendung des

Protocolls vor, dem Pinaine den Aufenthalt im Lande nicht ferner zu gestatten, sondern denselben über die Grenze bringen zu lassen, und überließ es übrigens dem höhern Ermessen, ob etwa dem Pinaine, zur Verhinderung der wahrscheinlichen Fortsetzung seiner Gaukeley, der lange Bart abgenommen werden solle.

Das General-Directorium verordnete hierauf, daß der Pinaine sogleich auf freyen Fuß gesetzt, auch der fernere Aufenthalt zu Berlin ihm gestattet werden solle, wenn er sich seinen langen Bart abschneiden lassen, seine vorgeblichen Künste, zu deren öffentlichen Vorzeigung er nie die Erlaubniß erhalten würde, bey Seite setzen, und sich auf eine erlaubte, ehrliche Art ernähren wolle. Im entgegengesetzten Falle aber müsse er, ohne Verletzung seines Bartes, und nach erfolgter Zurückgabe seiner Pferde, Gelder und seines übrigen Eigenthums, ohne Anrechnung einiger Arrest- oder anderer Kosten, aus der Stadt und über die Grenze geschafft, und ihm dazu der gewöhnliche Gesundheitspaß ertheilt werden.

Als diese Verfügung dem am 28sten Sept. entlassenen Pinaine bekannt gemacht wurde, erklärte er, daß er Willens sey, nach Holland zu gehen. Wirklich machte er sich auch, bevor ihm noch der gewöhnliche Gesundheitspaß eingehändiget werden konnte, mit seinem Anhange, der zum

Theil schon bey seiner Verhaftnehmung entwichen war, heimlich aus dem Staube, wodurch nun seine abentheuerliche Geschichte für Berlin, und wahrscheinlich auch für die preußischen Staaten beendiget war.

Das erleuchtete Berlin scheint also der Ort nicht mehr zu seyn, wo die Geisterbeherrscher, die wilden Männer und Consorten, eine große Rolle zu spielen, oder ihr Glück zu machen, hoffen dürften.

Berlin. Tismar.

---

## 15.

## Wie man selbst im Gutesthun nicht revolutionsmäßig zu Werke gehen müsse.

(Auf Abschaffung der Hof- und Handdienste angewandt.)

Die Edelthaten, welche wir der Leidenschaft verdanken, mögen auch ihren Werth haben, aber die hohen Ansprüche auf Verdienstlichkeit werden sie niemals machen dürfen, zu welchen dasjenige Gute berechtigt, das der ruhigen Ueberlegung, der kalten Vernunft sein Daseyn verdankt. Diese Behauptung ist durch die tägliche Erfahrung wohl nie auffallender bestätiget wor-

den, als eben jetzt, wo man in allen Dingen revolutionsmäßig, das heißt, leidenschaftlich und ohne Zustimmung der ruhigen Vernunft, zu Werke geht. Diese Sucht nach gewaltsamen Abstellungen uralter Mißbräuche, nach gewaltsamer Verbesserung herrschender Unvollkommenheiten, nach gewaltsamer Erfüllung und Vollziehung frommer Wünsche und menschenfreundlicher Ideen — gereichet unserm Verstandesanbau und unserer Aufklärung keinesweges zur Ehre. Diese Sucht gleicht vielmehr dem Willen der Unmündigen, die das Gute, wäre es auch nur ein Scheingut, nach blinder Leidenschaft vollbringen, und dem Verstande jeden Antheil daran versagen. Nicht selten zerstört sie, wo sie aufbauen, verschleyert sie, wo sie aufklären, empört sie, wo sie Empörungen vorbeugen, macht, sie elend, wo sie beglücken — wollte. Von der Richtigkeit dieser Behauptung werden alle unsere Pseudo- oder stürmisch zu Werke gehenden Aufklärer und alle unsere gutmüthigen, aber leidenschaftlichen Revolutionsfreunde gewiß irgend einmal — Gott gebe nur, nicht zu spät — überzeugt werden.

Freylich bietet sich diesen enthusiasmirten und exaltirten Menschenfreunden ein großer Wirkungskreis dar. Allenthalben, auch in Deutschland, ist noch viel Gutes zu stiften, allenthalben

sind liebloſe Mißbräuche, gefährliche Gewohnheiten, und unvollkommene Einrichtungen abzuſchaffen, zu unterdrücken, und mit dem Beſſeren zu vertauſchen. Aber läßt ſich das Alles wohl mit einemmale und gerade in dem revolutionären Augenblicke bewirken? Wird man unvorſichtig und urplötzlich alles dasjenige wieder gut machen können, was man Jahrhunderte lang verderbte und verſchlimmerte?

Wie oft z. B. hört man die ſtürmiſchen Verbeſſerer des Alten unüberlegt in den Tag hinein ſchreyen: „Gutsbeſitzer, ſchafft die Frohn- und Hofedienſte ab, und entſagt freywillig ganz dieſem drückenden alten Rechte!“ — Ob man wohl kaltblütig überlegt hat, was man hier verlangt? — Ich zweifle; man würde ſonſt unfehlbar ſeinen Zuruf (der, beyläufig geſagt, den Schreyenden gar nicht ſauer wird, weil ſie ſelbſt nicht Gutsbeſitzer ſind, mithin ſelbſt dabey keine unbeſtreitbaren Rechte aufzuopfern haben) ganz anders eingerichtet und geſagt haben: „Entſaget auf immer jedem Mißbrauche eines Rechts, das nur durch Mißbrauch drückend wird; vor allen Dingen klärt die Köpfe Eurer Zwangspflichtigen auf, lehret ſie rechnen, und macht ſie klug und weiſe, wie ein Rochow that, damit ſie Sinn und Empfänglichkeit für Vorſchläge zu allmähligen Veränderungen haben mögen, bey welchen ſie ſelbſt anſehnlich

gewinnen, ohne daß der Gutsherr zu viel aufopfern darf.

Es ist herzerhebend den Domkapitular, Herrn von Rochow — dieß vorleuchtende und nachahmungswürdige Muster weiser Gutsherrn-Resignation — über Abschaffung und Beybehaltung der Frohndienste reden zu hören:

„Wenn ich mir die Erlaubniß erbitte — sagte er in einer vor der königl. Märkisch-Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam gehaltenen Rede — Sie, H. Vers.! über die Natur und den Nutzen der Frohn- oder Hofdienste zu unterhalten; so ist es die Wichtigkeit dieser Materie, die mich zu ihrer Wahl bestimmte. Sie hängt so stark, als die Lehre von den Gemeinheiten, mit dem Wohlstande des Staats zusammen, über welche, als der unvergeßliche Friedrich diese Sache zur öffentlichen Staatsangelegenheit erhob, auch sehr viel gesprochen und geschrieben wurde; und ich glaube daher, kein unverdienstliches Geschäft zu übernehmen, wenn ich sie ihrer Aufmerksamkeit empfehle.

Frohnen oder Hofedienste sind zu bekannt, als daß ich sie hier definiren sollte. Ihr Rechtsgrund beruht auf Verträgen und Gewohnheiten, die ehemals theils freywillig, theils gezwungen entstanden, und ihren Anfang nahmen.

Es giebt deren bestimmte, nämlich auf gewisse Arten von Diensten und gewisse Wochentage; und unbestimmte auf alle Arten von Diensten und Tage der Woche. Sie werden theils mit Spannvieh zu Wagen, Pflug oder Egge, theils mit der Hand zu allerley ökonomischen Arbeiten geleistet.

Ferner werden sie in gewöhnliche und außerordentliche Dienste getheilt. Wenn sich die gewöhnlichen gemeiniglich von der Feldbestellung verstehen, so sind die außerordentlichen die Abgewinnung und Einbringung des Getreides, das Verfahren desselben nach gewissen Grundsätzen, die Baufuhren bey den herrschaftlichen Wirthschaftsgebäuden, und die Reisefuhren, nebst dem Botenlaufen nach der Reihe, dem Schaafscheeren, den Jagd- und Weinbergsdiensten.

Wie es wohl nicht zu leugnen steht, scheint es äußerst bequem, durch bloße Ansagung des Hofedienstes, so mit Aufwand fremder Kräfte von Vieh und Geschirre, seine Wirthschaft bestellen zu können; daher denn auch die Beybehaltung des Hofedienstes mit Gespann (denn nur von diesem ist eigentlich die Rede) so zahlreiche Vertheidiger findet.

Wie es aber mit der Gespensterfurcht zu gehen pflegt: sie verschwindet, wenn man nur Muth hat, näher zu treten — so vielleicht auch hier.

Bey der Bestellung des Ackers kommt alles darauf an, wie er bestellt wird. Nicht genug,

daß nur gepflügt, geegget, gefahren wird: nein, es kommt darauf an, wie gepflügt, wie geegget, und wie aufgeladen wird.

Wer den Zustand unsers Kreises (des Zauchischen) und seiner Bauern, ihr Vieh und Geschirre u. s. w. kennt, wird gestehen müssen, daß äußerst wenig gefordert werden kann. Sie schicken das schlechteste Vieh, das schlechteste Geschirr zu Hofe. Der Pflug hält das so nöthige tiefe Pflügen nicht aus, die hölzerne Egge greift in den queckigten Acker nicht genug ein, der kleine schwache Wagen faßt kein ordentliches Fuder Heu oder Dünger, und das elende Spannvieh kann es nicht fortschaffen. Bald zerbricht auch etwas, und über dem Flicken, oder Holen des Bessern, ist der Tag verloren. Das schlimmste aber ist, daß bey so bewandter Bestellung der Acker nicht leistet, was er leisten sollte und könnte, worunter denn der Wohlstand des ganzen Staats leidet.

Man rechne nun hiezu den lästigen Dienstzwang, und den ewigen Verdruß mit unwilligen und boßhaften Dienstleuten, und man wird finden, daß der gewöhnliche Hofespanndienst nur Scheinvortheile verspricht, ohne wirkliche zu leisten.

„Besser etwas, als gar nichts," könnte man mir zwar einwenden: aber wer behauptet denn auch, daß der übliche Hofespanndienst ganz unentgeltlich erlassen werden soll? Wie schlecht man ihn

schätzt, scheint aus den ritterschaftlichen Credit-Tax-Tabellen hervorzugehen, wo der Tag nur zu vier Groschen angeschlagen ist. Gesetzt aber, der Bauer, der seinen eigenen Vortheil versteht, rechnete folgendermaßen: ich verkaufe, wenn ich mit meinem Herrn über ein billiges Dienstgeld einig bin, drey Pferde, die ich zum Hofedienst halten müßte, etwa für 90 Thaler, schaffe den Knecht ab, der jährlich 50 Thaler kostete, und kaufe drey Kühe für 60 Thaler, die mir jährlich doch 24 Thaler einbringen, wenn ich sie mit dem Heue, was die drey Pferde fraßen, füttere: ich kann also leicht 25 Thaler Dienstgeld jährlich geben, und habe noch Vortheil. Wenn er nach dieser Rechnung 8 Gr. Courant für den Tag böte, hätte da auch eine Herrschaft wohl Unrecht, wenn sie zur Probe auf bestimmte Jahre den Tausch einginge?

Ich habe den Versuch gemacht, und habe der aus acht Bauern bestehenden Gemeine meines Guts Gettin bewilligt, auf 12 Jahre zur Probe ihre ordinairen Spann- und Handdienste, wie sie wünschten und baten, in Dienstgeld zu verwandeln; wobey sie angelobten, die Pferdehütung abzuschaffen, und Stallpferde zu halten. Wie wichtige Folgen die allmählige Verwandlung der Grasepferde in Stallpferde, (davon zwey mehrere Arbeit thun, als vier von jenen, so wie die Abschaffung der Spanndienste zur Frohne,) für den Staat

und gemeinen Wohlstand habe, brauche ich den Einsichtsvollen unter uns nicht bemerklich zu machen. Obgedachte Gettinsche Bauerngemeine bot mir freywillig für den Spanndienst täglich 8 Gr. 6 Pf. und für den Handdienst 3 Gr. und ich habe darein gewilligt. Wenn doch alle Landleute, wie diese in Gettin, lesen, schreiben, und vornehmlich rechnen könnten, so würde viel Gutes mehr gedeihen; denn Rechenkunst ist allen Oekonomen unentbehrlich. Man wird zwar einwenden: besser, Korn, als Geld, für die Dienste genommen. — Freylich wahr! wenn bey solchen Veränderungen lediglich auf den Vortheil der Guthsherrschaften gesehen werden dürfte. Aber wem sonst, als patriotisch denkenden Gutsherrschaften kommt es zu, selbst mit Entsagung einiger Vortheile, ihre Bauern zu beglücken, und so zum allgemeinen Landeswohlstande beyzutragen? Denn nimmt man ihnen das Korn, davon sie in den Kreisen, die schlechten Boden haben, ohnehin wenig gewinnen, so beraubt man sie vollends der Mittel, sich bey etwanigen theuern Zeiten zu helfen.

Doch wir wollen nun sehen, was die Herrschaft bey diesem Tausche gewinnt. Gesetzt, sieben Bauern dienten wöchentlich zwey Spanntage, thut jährlich 728 Tage, und bezahlten nun 8 Gr. Courant für den Tag, thut jährlich 242 Thlr. 16 Gr. Die Herrschaft würde mit 12 Ochsen, die sie mehr

als sonst hielte, zu drey Ochsen für den Pflug und Wechselspann, oder zwey gehende Pflüge täglich gerechnet (da obberührte Hindernisse nun wegfielen) das nämliche leisten können. Die Einkünfte des Dienstgeldes gingen im ersten Jahre freylich zwar auf die Anschaffung des Spannviehes, des Geschirrs u. s. w., aber in den folgenden Jahren, da zwey Pflugjungen oder Ochsenknechte jährlich etwa nur 100 Thlr. kosten, wäre (wenn noch jährlich etwa 20 Thlr. für das Geschirr zugerechnet würde) ein Ueberschuß von 120 Thalern reiner Einkünfte. Wo nun vollends die Speisung der Hofediener üblich ist, wie viel wird nicht bey der Abschaffung gewonnen?

Ferner wird durch das Halten mehrern Viehes auch der Dünger ansehnlich vermehrt, mithin werden die Ernten verbessert, welches denn den mehrern Futterbedarf dieses mehr gehaltenen Viehes reichlich decken wird.

Endlich werden vielfache Ursachen des Widerwillens zwischen Unterthanen und Herrschaften, deren Aufseher zuweilen die Geduld verlieren, weggeräumt, und es wird mehr Einheit in den Plan der Landwirthschaft gebracht; auch der Bauer, der jeden Spanntag weit höher als 8 Gr. benutzen kann, wird empor kommen, und mit ihm der ganze Staatswohlstand.

Daß so wenig die außerordentlichen Spanndienste, als die Handdienste gegen Geld erlassen werden, versteht sich bey jedem nachdenkenden Wirth ohnehin, da in Heu- und Erntezeiten oft auch für Lohn keine Leute zu haben sind; oder die Fälle sind doch äußerst selten, wo es angeht. Auch würde durch das Bezahlen der Handdienste das Halten der Mägde bey den Bauern vermindert, welches doch für jetzt wegen Unterbringung der Töchter der Hausleute nicht wohl vermindert werden kann.

Bey Gettin war der Fall eine Ausnahme von der Regel. Die dortigen Handdienste geschahen nach Neckahn, welches eine halbe Meile davon liegt. Außer daß dieser Dienst den Leuten sehr lästig war, brachte er auch wegen des weiten Hin- und Herweges der Herrschaft wenig Vortheil.

Auch ist zu merken, daß die Verwandlung der Dienste in Geld nur die ordentlichen wöchentlichen Spann- und Handdienste in Gettin betrifft. Dienste in der Ernte, Reise-, Bau- und Kornverfahrensdienste bleiben nach wie vor.

Endlich ist es mit der Aufhebung der ordinairen Spanndienste hier zu Lande, wie mit der Aufhebung der Gemeinheiten. Allenthalben läßt es sich freylich nicht thun; aber wo es möglich ist, ist es nützlich für das Ganze, sie auf ein verhältnißmäßiges Dienstgeld zu setzen."

Wem dieß Wort zu seiner Zeit aus dem Munde eines wahrhaft edeln Mannes nicht genüget — wem solche Beyspiele *) wechselseitiger Uebereinstimmung zwischen Herrschaften und Unterthanen nicht innig erfreuen, der hat, so gern er es auch scheinen möchte, keinen Sinn für das Gute — der ist nicht unbefangen genug, um einem jeden Gerechtigkeit widerfahren und auch mit dem Stande sich aussöhnen zu lassen, wider welchen Vorurtheil und Revolutionssucht, oder gar Neid und Menschenhaß ihn eingenommen und erbittert haben.

Da auch die edelmüthigsten Handlungen mancherley Mißdeutungen und Mißverständnissen ausgesetzt sind, so erschienen durch Hrn. von Rochow einige Zeit nachher Zusätze und Beläge, die gleichsam als Resultate und gewissenhaft berechnete Folgen des Entschlusses, 22 Bauern auf den Güthern Krahne und Gettin, statt des wöchentlichen gewöhnlichen Spanndienstes, auf Dienstgeld zu setzen, anzusehen sind. Vielen meiner Leser, besonders allen menschenfreundlichen Gutsbesitzern, können sie nicht anders, als willkommen seyn, darum theile ich sie hier ebenfalls mit:

*) „Beyspiele?" — Allerdings haben wir deren mehrere; die künftigen Stücke des patr. Archivs werden diese vorläufige Versicherung erweisen. D. H.

Zuförderst bringt Hr. v. R. — nicht ohne gegründete Ursach — nochmals in Erinnerung:

1) daß es der Bauern eigener Wunsch und Antrag war;

2) daß der Gutsherr deren Gebot gerade zu annahm;

3) daß die Baudienste, Erntedienste, Reisefuhren, das Waschen und Scheeren der Schaafe in Natura beybehalten bleiben, weil sie ihrer Natur nach unentbehrlich sind;

4) daß Er, um seinen Lehnsvettern nichts zu vergeben, für das Erste nur auf zwölf Jahre, und zwar mit jähriger Aufkündigung von beyden Theilen — in dieß Gesuch seiner Bauern willigte.

„In Gettin — sagte Hr. v. Rochow im Frühjahr 1798 — besteht nun diese Einrichtung mit aller Contrahenten Zufriedenheit, schon über zwey Jahre, wo nur sieben dienende Bauern sind, die für gewöhnliche wöchentliche Spann- und zu missende Handdienste, jeder etwa 42 Thaler jährlich bezahlen. In Krahne, wo 15 Bauern sind, die weniger gewöhnliche wöchentliche Spanndienste, wie jene thun, denen auch der Handdienst, wegen Größe des Guts, nicht verwandelt werden konnte, geben sie nur für den gewöhnlichen wöchentlichen Spanndienst jeder ungefähr 19 Thaler. Auf diesem Gute Krahne besteht

nun

nun die Einrichtung schon über ein Jahr, und ich habe mit vier Pferden und zwölf Ochsen, die ich mehr als sonst halte, doch alles dasjenige geleistet, was diese 15 Bauern an gewöhnlichen wöchentlichen Spanndiensten thaten. Nicht zu gedenken, daß mein Acker jetzt ungleich besser, als sonst gepflügt, und so viel mehr gedünget wird, als ich jetzt mehr Vieh halte. Hiervon aber müssen sich nothwendig gute Folgen in der Zukunft, und zwar in steigenden Verhältnissen, äußern, woran kein ächter Landwirth zweifeln wird."

„Doch damit man nicht glaube, als beschönigte ich bloß eine gewagte Handlung: so füge ich das Detail in specieller Berechnung hier sub A. B. C. bey. In dieser ist keine Ausgabe verschwiegen, sondern der Wahrheit gemäß angesetzt, und es ergiebt sich für das Gut Krahne jährlich noch ein Ueberschuß baar für mich von neun Thalern vier Groschen. Gesetzt aber auch, ich hätte jährlich so viel Schaden, als ich Vortheil habe, so wäre solcher Schaden doch nicht zu achten. Denn einer ganzen Bauerngemeine, (die durch den großen Brand im Lager im Jahre 1741, durch oftmaliges Pferdesterben, auch durch ihre Lage zwischen Brandenburg und der Sächsischen Grenze, wo jede Desertion aus Brandenburg sie mit Nachreiten und Wachen hart betrifft u. s. w. herunter gekommen war,) wieder aufzuhelfen, ist

doch wohl an und für sich dem Staatsbürger und Menschenfreunde schon Lohnes genug.

A. Auslagen an baarem Gelde.

Zur Anschaffung des gesamnten Zugviehes und Geschirres, anstatt der in Geld gesetzten Spanndienste der 15 Bauern zu Krahne, deren jeder dafür achtzehn Thaler baar an Dienstgeld giebt:

| | | |
|---|---|---|
| Für 4 Stück Ackerpferde à 50 Thlr. | | 200 Thlr. |
| Für 12 Ochsen zu zwey Pfluggespann | | |
| 5 St. à 24 Thlr. | | 120 — |
| 7 St. à 20 Thlr. | | 140 — |
| Für einen neuen Wagen | | 40 — |
| Zur Anschaffung des Pflug- und Pferdegeschirrs | | 35 — |
| | Summa | 535 Thlr. |

B. Einnahme.

| | |
|---|---|
| An jährigem Dienstgelde von den 15 Bauern für die Spanndienste, jeder 18 Thlr. | 270 Thlr. |
| Für 30 Morgen Acker mehrere Düngung von 16 Stück Vieh, welches mehr als sonst gehalten wird, davon 2 Körner im Wintergetreide mehr gerechnet, laut Taxprinzipien, macht 2 Wspl. 12 Schfl. à Schfl. 1 Thlr. 4 Gr. | 70 — |
| Für 30 Fuder Heu von einer eine Meile entlegenen Wiese nach dem Vor- | |

werke Rotscherlinde jährlich zu fahren, welches die Bauern, laut Contract jeder 2 Fuder, unentgeltlich übernommen haben, à Fuder 12 Gr. ; ; 15 —

Summa 355 Thlr.

C. Ausgabe.

Zur jährlichen Unterhaltung der Leute für die Gespanne, welche anstatt der wöchentlichen Bauerspanndienste müssen gehalten werden: Zur Unterhaltung eines Knechts an Lohn und Deputat ; 40Th.18Gr.

Für zwey Pflugjungen an Lohn und Deputat ; 61 — 12 —

Futterkorn für ein Gespann Pferde à 1 Metze täglich, macht 4 Winsp. 8 Schfl. à Schfl. 1 Thl. 4 Gr. ; 121 — 4 —

Für 4 Pferde 12 Fuder Heu, à Fuder 3 Thlr. ; 36 — ; —

Für 12 Ochsen 15 Fuder Heu, à Fuder 3 Thlr. ; 45 — ; —

Zur Unterhaltung des Geschirrs 20 — ; —

Interessen für obige 535 Thlr. à 4 p. C. ; 21 — 9 — 7Pf.

Summa 345Thl.19Gr.7Pf.

Bilanz an Ueberschuß 9 — 4 — 5 —

## 16.

## Patriotismus der Berliner.

Die Zahl der im Jahre 1793 zu Berlin errichteten Industrie-Schulen ist mit Inbegriff einer ähnlichen Lehranstalt der reformirten Gemeineglieder auf acht angewachsen. Der gesegnete Fortgang, den diese vortrefflichen Einrichtungen, die bloß durch freywillige Beyträge entstanden und bestehen, und welche ein redender Beweis von dem Patriotismus der Berliner sind, erfreuet das Herz jedes Menschenfreundes. Im Jahr 1797 waren in diesen ächten Verwahrungsmitteln vor selbstverschuldeter Armuth und belästigender Betteley, überhaupt 470 Kinder angestellt. Prediger und Jugendlehrer, die bey diesen Anstalten auf eine so uneigennützige Weise thätig sind, mögen sich, mit den Directoren, Vorstehern und sämmtlichen Gönnern und Beförderern eines so menschenfreundlichen Werks, noch lange des Guten erfreuen, das sie vereinigt bewirken! Der verstorbene geheime Oberjustizrath Suarez hat dieser Schulen in seinem Testamente wohlwollend gedacht. — Auch Friedrich Wilhelm III.

widmet ihnen seine Aufmerksamkeit, und sein ermunternder Beyfall ist aus dem Cabinettsschreiben vom 5ten Jul. 1798. ersichtlich, worin es unter andern heißt: „Se. Königl. Majestät haben schon längst der Einrichtung der Berlinischen Erwerbschulen ihren Beyfall geschenkt, da Sie Gelegenheit gehabt haben, sich eben so sehr von dem ausgebreiteten Nutzen derselben, als von dem Patriotismus ihrer Vorsteher, welchem allein sie ihr Daseyn verdanken, zu überzeugen. Allerhöchstdieselben benutzen daher auch mit Vergnügen die Gelegenheit, welche die besagten Vorsteher Ihnen durch die Eingabe vom 3ten d. M. geben, dieselben ausdrücklich von Ihrer Zufriedenheit, Wohlwollen und Danknehmung zu versichern. Auch hoffen Se. Königl. Maj. noch Gelegenheit zu haben, Sich in eigener Person von den guten Fortschritten der Anstalt zu überzeugen, und sowohl dadurch, als durch anderweitige thätige Beförderung derselben die Vorsteher und die rechtschaffenen Bürger, durch deren Bemühungen diese Schulen in Aufsicht erhalten werden, zu ermuntern, damit dieselben in ihrem Eifer für die gute Sache nicht erkalten mögen.“ ꝛc.

# IV.

# Patriotiſche Litteratur.

## 1.

Rudolph von Werdenberg. Eine Rittergeſchichte aus den Revolutionszeiten Helvetiens. Von Auguſt Lafontaine. Neue verbeſſerte Auflage. Berlin, 1797. (1 Thlr. 16 Gr.)

Eine den Bedürfniſſen unſerer Zeit anpaſſende, lehrreiche, genußvolle Unterhaltung; ein Schmuck der Toiletten; eine Erholung für Miniſter und Gelehrte, für Geſchäftsmänner und Volkslehrer. „Der Freyheitsgeiſt — ſagt der wahrhaft patriotiſche Verfaſſer im Vorberichte — iſt jetzt ſo laut und allgemein geworden, und hat zugleich eine ſo falſche Richtung genommen, daß man nicht oft genug wiederholen kann: Geſetzloſigkeit iſt keine Freyheit, ſondern das höchſte Elend eines Volks! — Man will ein Ideal der Freyheit, ohne ſich je die Frage vorzulegen, ob es auch für uns, unſere Sitten, unſere Geiſtescultur paſſe. — Jedes Zeitalter hat ſeinen Grad

von Freyheit, den es ertragen kann. — Man schaffe Licht, vergrößere die innere Geistescultur der Menge, besonders aber die Masse der praktischen Sittlichkeit, und man befördert auf dem einzig möglichen Wege wahre Freyheit. Der jetzige Freyheitsgeist scheint bey vielen, besonders jungen Leuten, mehr Egoismus zu seyn, als Wohlwollen für die Menschen, und Mitleiden mit der gedrückten Menschheit; mehr Haß gegen die Großen, als Liebe für die unterdrückte Parthey; mehr Ehrsucht, als Tugend. Sie wollen die Großen stürzen, um sich selbst zu erheben. Um manchem von diesen unberufenen Aposteln der Freyheit einen Blick in seinen eigenen Busen zu verschaffen, ist dieß Buch geschrieben.“

Um diesen Zweck zu erreichen, hat der Verfasser den Zeitpunkt aus der Schweizergeschichte gewählt, wo die Fahne der Freyheit schon über einen Theil der Alpen wehete, indeß der übrige Theil noch im vollen Kampfe mit der Obermacht begriffen war, bis der graue Bund sich gebildet hatte; von dem letzten Vierthel des vierzehnten, bis in das erste des funfzehnten Jahrhunderts. Fürwahr eine lehrreiche Periode für Fürsten und Völker, für die sogenannten Aristokraten und Demokraten! Die Wahl des Stoffs ist so glücklich getroffen, die Bearbeitung desselben so meisterhaft ausgefallen, die Geschichte mit der Dichtung so

zwanglos verwebt, der Faden der Erzählung mit den mannigfaltigsten Scenen so reizend durchflochten, und in einem reinen, edlen und natürlichen Vortrage fortgesponnen, daß Kopf und Herz, Verstand und Phantasie gleich stark befriediget, und der Leser unvermerkt zu dem bestimmten Ziele hingeleitet wird.

S. 139. heißt es: „Freyheit!“ erwiederte der Mönch — „Was nennst du Freyheit? Doch nicht Befreyung vom Gesetze? Doch nicht Ungebundenheit? Die halte ich für das unsäglichste Elend, das den Menschen treffen kann. Rudolph, wenn nun dem Volke Ungebundenheit und Freyheit eins ist, und eins seyn muß; wenn nun das Volk, von alten Verbindungen frey, die es heilig zu halten gewohnt war, nichts mehr für heilig halten will; wenn es nun von einem Wahne entbunden, alles andere, auch die heiligste Wahrheit, für Wahn erklärt; wenn dieß bey einer offenen Empörung der Fall seyn muß: so ist es doch wohl des Weisen Pflicht, die Gesetzlosigkeit zu hindern, den Geist der Empörung zu unterdrücken, den Zepter in der Hand der Fürsten zu befestigen, und sie bloß zu belehren, daß ein Zepter kein Schwerdt und keine Ruthe ist, mit der sie die Völker zerfleischen sollen, sondern ein Stab des Segens, ein Füllhorn des Glückes und der Zufriedenheit. — Das Schwerdt in der Hand eines

aus dem Volke ist schrecklicher, als in der Hand eines Königs, selbst eines tyrannischen. Der König schont, weil er keinen Privatmann fürchtet; das Volk mordet, wenn es zittert.“ —

S. 198. „Gieb die Gewalt, wem du willst, und gieb ihm nicht zugleich auch Tugend und Weisheit: so wird er die Gewalt immer mißbrauchen, er sey Fürst, oder einer aus dem Volke. — Wenn du auch alle Thronen der Erde umstürztest, und wenn auf der weiten Erde kein Fürst mehr sagen könnte: Ich will! und das Volk wäre nicht weiser, nicht tugendhafter geworden, als vorhin: so hätte es dennoch die Freyheit nicht. Freyheit ist Tugend und Wahrheit! Uebereile nichts, mein Sohn; denn da ist noch keine Freyheit, wo diese oder jene Regierungsform herrscht: da ist sie, wo ein tugendhaftes, weises Volk lebt.“ —

S. 216. „Der Weise schweigt, wo Reden nicht Noth thut; und Verborgenheit schützt ihn. Der Eitle allein reißt die Wahrheit an das Licht, er will mit ihr glänzen, nicht nützen. Die Dämmerung ist Licht; wie die Sonne im Mittage. Willst du den Sehendgewordenen sogleich in die Mittagssonne führen? Sie würde ihn blenden; Dämmerung ist wohlthätig. Jedes Jahrhundert bringt seine großen Männer hervor, und sie sind eben darum große Männer, weil sie das Licht

geben, das für ihr Zeitalter paßt. Wären sie größere Männer: so würden sie nicht große Männer seyn, nicht Männer, die ihrem Jahrhunderte zur Stütze und zum Stabe dienen. Einzelne Weise machen noch keinen Tag, sind nur dessen Morgenröthe; aber der Tag folgt gewiß. Kurz, Rudolph! der Weise lehrt die Wahrheit, die er erkennt; ob es die reinste sey, kümmert ihn nicht. Er lehrt, was er erkannt hat, in der Stille, wie ein Geheimniß. Das Volk lernt nach und nach, erkennt endlich auch; und die Wahrheit tritt siegend hervor; aber aus der Mitte des Volks, nicht aus dem Munde der Weisen. Freyheit ist die Folge der allgemein erkannten Wahrheit. Indeß ist der Weise schon weiter gegangen. Er lehrt wieder in der Stille neue Wahrheiten, Folgen der ersteren, und das Volk kommt langsam nach."

S. 433. sagt Anton in seinem Vermächtnisse: „Häusliches Leben voll stiller Tugenden ist schwerer, nützlicher und mehr werth, als eine glänzende Handlung, die den Ehrgeiz anfacht, und dann vielleicht einen Kampf erregt, unter dem das Vaterland erliegen kann. Erhaltet einfache Sitten, einfache Freuden, einfache Tugenden; und die Liebe zu unserm Vaterlande wird sogar die Verfassung selbst überleben, wenn ein Unglück sie stürzen sollte. Wir würden noch Graubündner seyn,

wenn unser Vaterland verloren wäre, anstatt, daß die Deutschen in ihrem Vaterlande keine Deutsche mehr sind.“ —

---

## 2.

## Ueber das Unglück des fränkischen Kreises im Jahre 1796 *).

Wenn ein großer Theil der Deutschen nur im Allgemeinen von der Größe des Elends erzählen hörte, welches das französische Kriegsheer bey dessen Einfall in Franken im Jahre 1796 über die guten Einwohner dieses Striches von Deutschland brachte; und wenn dann doch dieses traurige Kriegsereigniß in mehr als einer Hinsicht äußerst lehrreich für unser Vaterland ist: so wissen wir es nicht nur den patriotischen Schriftstellern Dank, die uns detaillirte Scenen aus jener politischen Begebenheit eben so lebhaft und warm, als unpartheylich und wahr mittheilen; sondern wir halten uns auch aus Liebe zum Vaterlande verpflichtet, dergleichen Schriften durch das patriotische Archiv noch mehr zur Kenntniß aller leicht betrogenen Deutschen, und allgemeiner in Umlauf zu

*) Vergl. mit Allg. Litt. Zeit. August 1798. — Neue Allg. Deut. Bibl. Bd. 31. St. 2.

bringen. Unstreitig erweckt dergleichen Lectüre Manchen von denen aus dem Traume, die ein vorzügliches Wohlgefallen daran finden, sich politisch unglücklich zu denken, ohne es in der That zu seyn. Unstreitig gewähren dergleichen gesammlete Beläge und Erfahrungen von der traurigsten Art die schönste und sicherste Ueberzeugung, daß die politische Unzufriedenheit sich da oft goldene Berge verspricht, wo sie in der Nähe von dem, was sie im getäuschten Auge hatte, nichts, gar nichts findet.

Es ist nur Eine Stimme darüber, daß die Franzosen bey ihrer schrecklichen, im Herbste des Jahres 1796 unternommenen Invasion in den fränkischen Kreis des deutschen Reichs viele, zum Theil himmelschreyende, entsetzen- und schaudererregende Missethaten begangen, und die Moralität einer germanischen Nation, die im Ganzen, und in Vergleichung mit andern deutschen Völkerschaften, noch ziemlich unverdorben war, in einem hohen Grade vergiftet haben. Und auch darüber ist man so ziemlich einig, daß ihre Obern selbst grösztentheils schuld daran waren. Die anfangs beabsichtete rein demokratische Verfassung, die keinen Unterschied der Stände wollte gelten lassen, und so durch muthwillig veranlaßte Mißverständnisse des ungebildeten Volkshaufens alle Subordination aufhob, war der Ursprung alles Uebels.

Denn ob man gleich bald von dem unersetzlichen Nachtheil, und den höchsttraurigen Folgen unvorsichtig in Umlauf gebrachter, und fast überall mißgedeuteter Begriffe überzeugt, und hierin — wiewohl zu spät — mit Schaden klug wurde: so blieb dennoch jene Schimäre der Gleichheit noch in den meisten Köpfen des großen Haufens hängen, so, daß die gemeinen Soldaten im Kriege nicht in allen Stücken ihren Vorgesetzten folgen wollten. Hieraus floß die Milderung der militärischen Strafen, die, seit der Einführung der Republik, in Verweisen, in Gefängniß und im Todtschießen bestehen. Ueber die beyden ersten, besonders was das Gefängniß im Felde betrifft, lacht der rohe Soldat. — Eine andere Ursache des zügellosen Betragens der Franzosen rührte vielleicht von der unüberlegten Zerstörung des Religionscultus her. Ferner bestand der größte Theil der Jourdanischen Armee, die Frankens Geißel wurde, aus den Hefen des französischen Volks. — — Hierzu kam endlich noch, als ein Hauptumstand, die fehlerhafte Einrichtung der republikanischen Heere, welcher zufolge die Kriegscommissarien nicht unter den Befehlen der Obergenerale stehen, sondern mit ihren Gehülfen nach Belieben schalten und walten, und daß es beynahe nur ihrem Gewissen freygestellt ist, die entsetzlichsten Erpressungen unter dem Namen der Contributionen auszuschreiben,

und mit einer Strenge einzutreiben, die auf Armuth und Elend, auf Billigkeit und Gerechtigkeit keine Rücksicht nimmt. Ihr Commissaire-Ordonnateur-General war es ja eben, der die zwischen dem General Ernouf und der fränkischen Kreisversammlung geschlossene Convention, die den Kreis gegen mannichfache Uebel würde bewahret haben, über den Haufen stieß, weil sie seinem kriegerischen Finanzsysteme entgegen war.

Dieß sind die Ursachen der vielen Unarten und Untugenden, Missethaten und Verbrechen der Franzosen in Franken; als da sind Rohheit, und die damit verbundene Unflätherey und Unsauberkeit, Schamlosigkeit, Raubsucht, Schadenfreude, Irreligiosität und die daher entsprungene Mißhandlung protestantischer, vorzüglich aber katholischer Geistlichen, Völlerey, zumal im Trinken, Neigung zum muthwilligen Verwüsten, eine mehr als viehische Behandlung des weiblichen Geschlechts, wozu sich Knabenschänderey und Sodomiterey gesellten.

Belege zu diesen Unthaten und Greuelscenen bieten folgende drey Schriften in Menge dar:

1) Die Franzosen in Franken, im Jahre 1796. Von Julius Soden, Reichsgrafen. Mit zwey Kupfern. (Nürnberg, 1797.)

2) Anecdoten und Charakterzüge aus dem Einfalle der Neufranken (Franzosen) in Altfranken im Jahre 1796; von einem Augenzeugen. 1797.

3) Die Vandalen des achtzehenden Jahrhunderts; oder Geschichte des französischen Einfalls in einen Landstrich in Franken. Hildburghausen, 1796.

Die Verfasser der beyden ersten Schriften versichern, daß sie bey weitem nicht alle ihnen bekannt gewordenen Greuelthaten der Einfallenden öffentlich mitgetheilt hätten; beyde lassen aber auch der französischen Nation im Ganzen Gerechtigkeit wiederfahren, und verschweigen edle und lobenswürdige Handlungen einzelner Subjecte keinesweges. Was besonders die Schrift des Hrn. Grafen von Soden betrifft; so ist sie so abgefaßt, wie man sie von diesem feinen Kenner und Weltmann und gewandten Schriftsteller erwarten kann. Demnach behandelt er seinen Gegenstand mit großer Delicatesse; entschuldiget, so viel sich entschuldigen läßt; malt gewisse Abscheulichkeiten nicht aus, sondern wirft einen Schleyer darüber. Was er von und zu der französischen Staatsverwaltung spricht, ist, wie er ausdrücklich erinnert, Stimme des Privatmannes, Privatmeinung, Privatempfindung, stets untergeordnet und angepaßt den Gesetzen und Verhältnissen seines Vaterlandes; aber

freymüthig, wie es jene dem freyen Deutschen Manne erlauben. Er macht den Anfang mit dem, was die Franken von den Franzosen dachten und erwarteten, ehe sie ins Land einbrachen. Die auf den Adel und die Geistlichkeit folgenden Volksclassen hielten gröſstentheils die Franzosen für heilige Engel, die sie von dem Joche wirklicher, oder eingebildeter Bedrückungen befreyen würden; besonders nach der famösen Jourdanischen Proclamation, wodurch die redlichen Franken so unendlich hintergangen und sicher gemacht wurden, daß sie fast alles stehen ließen, wie es stand. Einzelne Nichtswürdige und Unbändige unter einem namhaften deutschen Kriegsheere hatten durch ihre Ausschweifungen in Schwaben und am Rhein dazu beygetragen, so, daß man hier und da anfing, die deutschen Krieger mehr, als die Franzosen, zu fürchten, wodurch den deutschen Heeren unsäglicher Nachtheil zuwuchs.

Alle Volksclassen stimmten nur überein in der Furcht vor der allzuheftigen Neigung der Franzosen für das weibliche Geschlecht, die denn auch auf eine schreckensvolle Art in Erfüllung ging. Uebrigens, sagt Hr. von Soden, überlieſs sich Alles der sorgenlosesten Sicherheit; Alles, was den Republicanern und ihren Grundsätzen längst gewogen war, äußerte laut seine Freude; allenthalben öffnete man ihnen die Thore; hier und da ging man

ihnen

ihnen entgegen, und umarmte die neuen Ankömmlinge als Freunde und Brüder. Aber plötzlich wandelte sich diese Scene auf eine furchtbare Weise. Der Schleyer von Großmuth, Gerechtigkeit und Gefühl für Menschenwürde und Menschenrechte rollte hinauf; ein Gewebe von Treulosigkeit, Raubbegierde und Unredlichkeit, das in der Geschichte kein Beyspiel hat, entfaltete sich. Statt des Brüders hatten wir eine Schlange an unserem Busen. Und dieß geschah, wohl zu merken! schon auf dem Hinwege; auf dem Rückzuge ging es, wo möglich, noch wilder zu.

Der Hr. Verfasser schildert nun das Betragen der Franzosen näher, durch eine Menge von Thatsachen, die aus einer noch weit größern Menge ausgehoben sind, und die größtentheils alle menschliche Empfindung empören. Eine der allerentsetzlichsten ist die S. 80. erzählte, an einem 93 jährigen Greise begangene, Greuelthat. Dabey auch die traurige Bemerkung, daß viele ihres Vaterlandes unwürdige Deutsche den Franzosen, aus Habsucht oder Privathaß, zu Spionen dienten. Der scheußlichste Zug der unter dem französischen Heere befindlichen Räuberhorde war ihre teufliſche Sucht zum Verwüsten. „Die Summe dessen, was sie verwüsteten, des Weins, Branntweins, Biers, das sie in die Keller laufen ließen, des Brods, Mehls, Fleisches, das sie muthwillig verderbten,

ist weit größer, als das, was sie genossen. Sie ließen z. B. ihren Unrath in Mehlfässer oder Mehlvorräthe laufen, und rührten diese dann wohl noch durch einander, um so alles ganz unbrauchbar zu machen.

Ihre thierische Wollust überstieg alle Begriffe. Selbst Alter und Gebrechlichkeit entwaffnete ihren viehischen Instinkt nicht; Weiber von 60 bis 70 Jahren, die längst auf Krücken gingen; Kranke, Schwangere wurden nicht von Einem, sondern von Mehreren, von Vielen — denn das war allgemein der Fall, und darin suchten diese verwilderten Ungeheuer eine eigene Art von Vergnügen — gewaltsam gemißhandelt. Kinder von 7 bis 8 Jahren entgingen ihrer Wuth nicht. Weiber wurden im Angesicht ihrer Männer, Töchter im Angesicht ihrer Eltern geschändet, und diese — o der beyspiellosen Barbarey! — noch mit dem Säbel in der Hand gezwungen, Zeugen ihrer Schande und ihres Unglücks zu seyn, und dazu zu leuchten.

Uebrigens verdienen aus dem Buche Nr. 3. hier noch einige besondere Züge eine Stelle, weil sie über den herrschenden Geist der Menge einiges Licht verbreiten, welcher in den Dörfern sich mehr in voller Natur, als in den Städten äußern konnte. Der Hauptangriff galt, der Regel nach, immer dem Pfarrer des Dorfes,

ofte of the ingelsheer Kerken. Item dat de
Kerken van Ingelsheer, Ste Marie Capelle,
Ste Pieters Capelle, Ste Jans Capelle, Ste
Nicolaes Capelle, Ste Barbara Capelle, Ste
Anthonis Capelle, Ste Sebastiaens Capelle,
Ste Jacobs Capelle, Ste Cornelis Capelle,
Ste Michiels Capelle, Ste Laureins Capelle,
Ste Gillis Capelle, Ste Barbara Capelle,
Ste Jans Capelle, Ste Pieters Capelle, Ste
Nicolaes Capelle, Ste Barbara Capelle,
Ste

redung oft den Pasteur, geht weg, und der Pasteur wird auf der Stelle von dem Stiefelauszieher geplündert. Einem andern Orte versprechen General Kleber und Collaud gute Behandlung und Ordnung, lassen aber beym Abzuge einen Secretair und etliche Chasseurs zurück, welche von den erstaunten Einwohnern 100 Louisd'or unter Drohung des Anzündens fordern. Die Anführer ganzer Regimenter ließen regelmäßig mit der Trompete das Zeichen zur allgemeinen Plünderung geben. Einzelne gute Menschen, Officiere und gemeine Soldaten, finden sich auch in dieser Beschreibung, unter andern ein Reiter, welcher den gebundenen weggeschleppten Prediger mit Gefahr des Lebens, bloß durch seinen Muth, aus der Hand unmenschlicher Cameraden rettet; aber wie klein ist ihre Zahl unter dem Haufen! — Welches Unheil hätte entstehen müssen, wenn der Franzosen Aufenthalt von längerer Dauer gewesen wäre, da sie absichtlich alle Lebensmittel, die sie nicht genießen konnten, völlig unbrauchbar machten, dadurch oft Mangel bey den nachfolgenden eigenen Truppen, üble Behandlung der Dorfbewohner verursachten, und innerhalb weniger Wochen zu Grunde richteten, was auf ein halbes Jahr zu ihrem Unterhalte gereicht hätte. Halb verfaulte Schweine fand man auf allen Straßen, weil sie

bloß die Köpfe abrissen und verzehrten, das übrige aber unbenutzt liegen ließen.

Eine der vorzüglichsten Wirkungen dieses Betragens war diese, daß dadurch die Franken einsehen lernten, daß eine reine demokratische Verfassung, mit allen ihren Seligkeiten, nur ein liebenswürdiger platonischer Traum sey, der sich nur in einem Hirtenlande, oder in dem Wohnplatze veredelter Wesen ausführen lasse; und daß ihre eigene Verfassung, bey allen ihren unverkennbaren Mängeln, im Grunde doch freyer, und für das allgemeine Glück zweckmäßiger sey, als sie, nach der dem Menschen eigenen Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, sich selbst bisher vorgestellt hatten. Da die heftigsten Demokraten, wie die wütendesten Aristokraten, geplündert und gemißhandelt wurden: so vollendete dieß die Cur. Uebrigens zeigten die Franken bey diesen stürmischen Unruhen, daß Liebe zur bürgerlichen Ordnung und Ruhe, daß Treue, Gehorsam und Anhänglichkeit an die Obrigkeit zu ihren Nationalzügen gehört.

# V.

# Patriotiſche Gedichte.

## I.

## An die Deutſchen.

Ach, der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit
auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter
und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet
die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die
fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken,
hierhin und dorthin! —
Dieß iſt unſer! ſo laßt uns ſagen, und ſo es
behaupten.
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſe-
nen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Wei-
ber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend
erlagen.

Göthe.

## 2.

## An Deutschlands Jünglinge.

Hört mich, ihr Jünglinge, und mischt
Zum Leichtsinn — Weisheit, Ernst zum Scherze!
Haushaltet mit der Lebenskerze!
Die Fackel lodert wild und zischt
Schnell aus, indeß der Lampe zarte Flamme,
Dem Winde klug entrückt, und sparsam angefrischt,
Nur mit dem Morgenroth erlischt.
Die Mäßigkeit ist des Vergnügens Amme!

Gotter.

---

## 3.

## Ode an den Congreß zu Rastadt.

Seit dreyzehn Monden harren die Völker nun
Voll banger Ahnung, ob es nicht Täuschung war,
Daß aus Gewitternacht der erste
Tröstende Schimmer des Friedens strahlte.

Fünf dunkle Jahre wütete Mordbegier,
Zertrat der Huf die ländlichen Hoffnungen,
Und der Erinnys blut'ge Fackel
Wandelte Dörfer und Städt' in Trümmer.

Fünf dunkle Jahre würgte das Kriegesschwerdt,
Und trank der Boden seiner Bebauer Blut,
Vom Tajo bis zum Rheingestade
Oeffnete grausend ein weites Grab sich.

Es schien, als habe, die in den Wolken thront,
Und in der Hand die Wage des Schicksals hält,
Ein ganz Geschlecht dem Tod geweihet
Ob den Vergehungen seiner Väter.

Da scholl es: Friede! über den Alpen her;
Die Schwerdter sanken aus der gehob'nen Hand;
Der Donner schwieg; in Menschenherzen
Kehreten Hoffnung und Lust des Lebens.

Doch zur Gewißheit wurde die Hoffnung nicht.
Noch hüllet Dunkel unsern Gesichtskreis ein.
Noch drohen schwere Wetterwolken
Neue Verderben den Menschenvölkern.

O Ihr, auf die das Auge der Völker blickt,
Die einst herauf aus Gräbern die Nachwelt ruft
Um Rechenschaft zu fordern; die Ihr
Segen und Elend in Eurer Hand traget!

Ein Wort, es fallen hundertmal Tauſende, —
Ein Wort, es leben hundertmal Tauſende, —
Ihr ſprecht das eine Wort; es lodert
Wieder in Flammen der halbe Erdball;

Ihr ſprecht das andre, und das Gewitter flieht
Im Oelbaumſchatten ſammeln die Völker ſich,
Und, die ſich erſt Vertilgung ſchwuren,
Reichen als Brüder ſich nun die Hände.

Ein Fleckchen Erde mehr oder weniger —
Was iſt es auf der Wage der Menſchlichkeit?
Soll denn das Erbe unſrer Mutter
Immer mit Blute gewogen werden?

Nicht Ruhe ſucht die Menſchheit — den Frieden nur!
Viel iſt der Arbeit, viel iſt der Mühe noch,
Um dieſen Wohnplatz zu verſchönern,
Welchen die Gottheit uns angewieſen.

Der Krieg zerſtöret öfter im Augenblick,
Was ein Jahrhundert mühſam gebauet hat,
Und blinder Wahn mißt ſeine Größe
Nach den Gebeinen erſchlagner Brüder.

Ihr, Friedensboten! höret der Menſchheit Ruf!
Iſt dieſe Erde nicht Euer Vaterland?

Seyd Ihr nicht Gatten, Väter, Brüder?
Seyd Ihr nicht Kinder desselben Stammes?

---

## 4.

## Lied für Preußens Patrioten *).

Einen seltnen König preise;
Preis' Ihn hoch, o Festgesang:
Schon als Jüngling brav und weise,
Giebt sein Herz Ihm Königsrang.
In der Laufbahn rascher Jugend,
Die er festen Schritts betrat,
Ward er früh am Scheidepfad,
Der Gefährte strenger Tugend,
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn groß und gut!
Für Ihn giebt gern Sein Volk dann Leben hin und Blut.

*) Schade, daß zu diesem gewiß recht brav gearbeiteten Liede die undeutsche Melodie der Marseiller Hymne gewählet wurde; das gefällt dem deutschen Manne nicht! — Als ob wir nicht auch deutsche Tonkünstler hätten, die, erwärmt von reinem Patriotismus, durch eine ausdrucksvolle Melodie nach deutscher Weise und in deutscher Kraft das Lied der Fremdlinge zu verdrängen im Stande wären. D. Herausg.

Nicht dem Purpur, nicht der Krone,
Räumt Er eitlen Vorzug ein;
Er iſt Bürger auf dem Throne,
Und ſein Stolz iſts, Menſch zu ſeyn.
Zu dem Fleh'n bedrängter Brüder
Neigt er liebreich gern ſein Ohr.
Wer die Hoffnung ſchon verlor,
O dem giebt Sein Blick ſie wieder!
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn weich und mild!
In Ihm, ſieht dann die Welt von deiner Huld ein Bild.

Er zerriß der Selbſtſucht Netze,
Auf das Wohl des Volks bedacht.
Er verehret die Geſetze
Auch als Schranken eigner Macht.
Er entfernt der Heuchler Schaaren,
Und verachtet Schmeichlerton;
Denn Er winkt zu Seinem Thron
Nur den bidern Mann, den Wahren.
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn ſo gerecht!
Durch Ihn wird dann Sein Volk ein glückliches Geſchlecht.

Er gehorcht nicht frommem Wahne,
Nicht empörter Leidenſchaft.

Seine Thaten, Seine Plane
Sind Geburten deutscher Kraft.
In der Wissenschaft Gebiete,
Durch das Lächeln seiner Gunst,
Treiben deutscher Fleiß und Kunst
Neue Früchte deutscher Blüthe.
Erhalt uns Ihn, o Gott! Erhalt Ihn deutsch gesinnt!
Durch Ihn sieht dann die Welt, was deutsche Kraft beginnt.

Diesen braven König preise;
Preis' Ihn hoch, o Festgesang!
Hier in treuer Freundschaft Kreise,
Singt Ihm, Freunde, lauten Dank!
Für des besten Königs Leben,
Für die edle Königinn,
Für dieß Paar von deutschem Sinn,
Trinkt das Blut der deutschen Reben!
Erhalt Es uns, o Gott! vereint durch ew'ges Band,
Zum Heil für Volk und Staat, für Thron und Vaterland.

C. Herklots.

## VI.

# Nachrichten von patriotiſchen Stiftungen.

(Aus Mangel an Raum künftig.)

## VII.

# Patriotiſche Sätze.

(Veranlaſſungen zu ausführlichen Betrachtungen.)

### 1.

### Zufriedenheit.

Mancher hat eine Fertigkeit darin, ſich eben da unglücklich zu träumen, wo er ſich glücklich fühlen ſollte.

Am bedauernswürdigſten iſt Der, welcher, modekrank, in dem Wahne ſtehet, als wäre die politiſche Verfaſſung, welcher er unterworfen iſt, ein unüberwindliches Hinderniß ſeines Glücks und

seiner Zufriedenheit. — Entweder er hat nicht Verstand genug, um glücklich zu seyn; oder es fehlet ihm wohl gar an gutem Willen, um glücklich zu machen!

Mache glücklich! das ist die klügeste, leichteste, faßlichste, kräftigste Regel für Den, der glücklich zu werden wünscht.

Diese Kunst kennen die Wenigsten von denen, die viel darüber klagen und eifern, daß das Glück so unregelmäßig vertheilt sey.

Sie bedenken nicht, daß sie eigentlich sich selbst verklagen.

Warum leben so viele unglücklich in ihrer Ehe, mit ihren Kindern, ihren Dienstboten, ihren Nachbaren, in ihren Amts- und Dienstverhältnissen? Weil sie die mit ihnen Verbundenen und die an sie Gewiesenen nicht glücklich machen.

Warum genießt mancher des Guten, der Freude, des eigentlichen Lebensglücks so wenig und so selten? Weil er so wenig und so selten Gutes stiftet, Freude bereitet.

Mache glücklich, und du wirst glücklich seyn!

---

## 2.

## Politische Aerzte.

Unter allen Arten von Aerzten gehören zu den unwissendsten, pfuscherhaftesten und gefährlichsten

diejenigen politischen Aerzte, welche kränkelnden Staaten nur immer eine allgemeine, plötzliche und angreifende Cur auf Leben und Tod anrathen. — Jahrhunderte haben dazu gehört, um einen Staat in den Grund zu verderben, und Jahrhunderte gehören dazu, um ihn aus dem Grunde zu bessern. Die Natur macht nirgends Sprünge; der Mensch ist nicht mehr böse, als er gut ist; er hat zu beyden nur die Anlagen, und so viel Zeit, als auf sein Verderben aufgeht, erfordert auch seine Besserung. Da Niemand den Andern wider seinen Willen gut oder böse macht; sondern jeder durch sich ein guter, oder ein böser Mensch wird; da jeder einzelne Staatsbürger, selbst in einer Despotie, auch durch seinen Willen ein Sklave, ein Nichtswürdiger wurde, und die Bürger sich nicht in Masse in Sklaven verwandeln: so mögen sie — die Vernunft gebietet es — auch einzeln durch eigene Bearbeitung, freye Menschen werden. Daher sind Empörungen, die in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge nur von Höllenfreunden erreget werden, nicht das Mittel, ein verdorbenes Volk zu retten; jeder fange bey sich selbst an, mache durch Sittlichkeit und Tugend sich selbst frey, so wird, vernünftigen Gesetzen gehorchend, das ganze Volk frey seyn.

3.

## Jagdgerechtigkeit.

Gesetzt die Jagdbefugniß der Edelleute sey allenthalben Usurpation, so kann man sie doch der jetzigen Generation nicht zumessen; und vor den Augen selbst der strengsten menschlichen Gerechtigkeit sollten auch ursprünglich usurpirte Vorrechte, die durch nachherige Verträge, durch stillschweigende Einwilligung, oder ein langes Herkommen begründet sind, heilig seyn. Was würde die Folge seyn, wenn jeder Eigenthümer nicht nur die Rechtmäßigkeit seines Besitzes, sondern auch die Rechtmäßigkeit der Erwerbungsart seiner Vorfahren beweisen sollte? — Ungerechtigkeit bleibt es immer, solche Privilegien durch große Machtsprüche zu vernichten. — Wohl dem Lande, in welchem alle drückenden Privilegien, nicht durch gegenseitige Gewaltthätigkeit aufgehoben, sondern durch billige und edle Nachgiebigkeit von Seiten der Stärkern, so eingeschränkt werden, daß sie aufhören, unleidlich und unterdrückend zu seyn. Mehrere deutsche Fürsten sind in Bezug auf das Jagdwesen schon mit Beyspielen vorgegangen, die, wie der Geist unsers milden und aufgeklärten Zeitalters hoffen läßt, nicht ohne Nachahmung bleiben werden.

4.

## 4.

## Häusliches Glück.

In einem Lande, worin Mangel an häuslichem Glücke und mit ihm der eheloſe Stand Ueberhand nimmt, kann das Band der Ehe nicht ſchneller wieder beliebt gemacht und Familien-Glückſeligkeit nicht unfehlbarer gefördert werden, als wenn das Scepter eines ſolchen Landes in die Hände eines muſterhaften, ſich ganz beglückenden Ehepaars geräth. Auf dem Herrſcherthrone iſt das Beyſpiel einer himmliſchen, untadelhaften Ehe unwiderſtehlich hinreißend. In allen Ständen werden ſich nach demſelben treue, rechtſchaffene Hausväter und liebenswürdige Hausmütter bilden, und unfehlbar werden dieſe dann auch vortreffliche Glieder der großen Staatsfamilie, und herzlich ergebene, liebevolle Kinder ihres verehrungswürdigen Landesvaters, und ihrer, Aller Herzen erobernden, Landesmutter ſeyn.

---

## 5.

## Aufklärung.

Gott verleihe allen Fürſten und Staatsdienern die Weisheit, wahre Aufklärung jederzeit richtig von der falſchberühmten loſen Lehre zu unterſcheiden, welche blähend, ſich jenen edlen Namen beylegt. Durch wahre Aufklärung al-

lein kann man den verheerenden Folgen der falschen Aufklärung vorbeugen. Ein Volk, das von seinem eigenen Wohle, so wie von dem Wohle des Staates, richtige Begriffe hat, wird zwar schwerer zu regieren seyn, als ein dummes Volk; aber wohl regiert, wird es Wunder der Treue gegen seinen Fürsten zeigen. Es wird in jeder Hinsicht mehr leisten, als eine maschinenmäßig geleitete Volksmasse.

---

## 6.

## Tugend.

Die natürliche Stelle der Tugend ist neben der Freyheit, aber bey der ausgelassenen Freyheit trifft man sie eben so wenig an, als bey der Knechtschaft.

Tugend und Laster haben ihre Abstufungen, und ihre Nüancen: Aufrichtigkeit, Ordnung, Artigkeit sind ohne Zweifel liebenswürdige Eigenschaften, aber Aufrichtigkeit, welche Allen Alles plaudert, artet in Schwätzhaftigkeit und Dummheit aus; zuviel Ordnung wird leicht Pedanterie, und Bescheidenheit, die eine gewisse Grenze überschreitet, wird Heucheley oder doch Schmeicheley. — Es ist immer nichts Leichtes, zu bestimmen, wo froher Sinn in Muthwillen — wo Witz in Spötterey, wo Scherz in Ausgelassenheit übergehet;

nichts Leichtes zu sagen: diese Zurückhaltung ist Steifheit; und dieß ungezwungene Wesen ist Freyheit.

Es wird eine eben so große, wo nicht größere Arbeit im Dienste des Lasters und der Thorheit erfordert, als im Dienste der Tugend und Weisheit; und der Mensch hat die leichte Wahl, ob er mit den Kräften, die er besitzt, sich Glückseeligkeit, oder Elend und Reue erkaufen will.

---

## 7.

## Urchristenthum.

Die Wirkungen der unverfälschten Christusreligion sind zugleich ihre Siegeszeichen, und ihre stärksten Waffen. Wäre es auch möglich, gegen die Wahrheit des Urchristenthums gegründete Zweifel und Einwürfe vorzubringen; so giebt es doch keine Zweifel, und keine Einwürfe gegen die Tugend, welche das Christenthum von seinen Bekennern fordert, und gegen die Ruhe und Zufriedenheit des Herzens, womit es diejenigen beglückt, welche seinem Lichte folgen. Ein gerechtes, schuldloses, menschenfreundliches Leben hat eine Würde, welche auch der Religionsspötter nicht zu verkennen vermag.

---

## 8.

## Patriotismus.

Der ächte Staatsbürgersinn, die Tugend des Patrioten macht den innern Menschen in der Gesellschaft achtungswürdig; während daß die Politesse nur seiner Außenseite ein gefälliges Wesen giebt. Selten flößt Politesse zugleich auch Gutmüthigkeit, Billigkeit, Vaterlandsliebe, Gefälligkeit und Dankbarkeit ein; aber sie gewährt den Schein dieser und vieler andern Tugenden. Sie bewirkt, daß das Mitglied der Gesellschaft von außen so aussieht, wie es von innen seyn sollte.

---

## 9.

## Luxus und Genießlust.

Wenn sich auch der Luxus, auf die Ausflucht stützet, als ob er den Armen zu leben gäbe; die er nicht hätte arm machen sollen, er bringt dennoch auch die Uebrigen herunter, entvölkert früh oder spät den Staat, und verschlingt Alles. Er ist ein Heilmittel, ärger, als das Uebel, das er zu heilen vorgiebt; oder vielmehr, er selbst ist das größeste Uebel in einem Staate, sey er beträchtlich, oder unbeträchtlich; denn um Heerden von Knechten und Bettlern, die er hervorgebracht hat, Brod zu geben, richtet er auch noch den Landmann und den Bürger zu Grunde.

Luxus und ungezähmte Genießluſt ſind jetzt in Deutſchland die beyden großen Quellen des ſo vielfachen moraliſchen und phyſiſchen Elends. Nichts iſt daher nöthiger und heilſamer, als rege Arbeitſamkeit und edlen Kunſtfleiß in allen Volksklaſſen zu erwecken; ſich vereint aus allen Kräften dem Luxus und der überhandnehmenden Genießluſt entgegen zu ſetzen, und ſich nicht von dem ſchimmernden Gedanken blenden zu laſſen, als ob Luxus das Wohl der Staaten befördere. Dieſe grazienähnliche Furie verderbt vielmehr die Sitten, und Sittenverderbniß ſtürzet unfehlbar jeden Staat irgend einmal in den Abgrund. — „Müßiggang, ſagt Iſelin in ſeiner Geſchichte der Menſchheit, leitet den Menſchen zur Bosheit und zum Laſter; verderbt den Körper, und erniedrigt die Seele. Luxus und Ueppigkeit zerrütten das Ebenmaß aller Stände. Sie verhindern die gerechte Vertheilung der Güter und Annehmlichkeiten dieſes Lebens; und vereiteln alſo die Abſicht des Schöpfers, nach welcher jeder Menſch an der allgemeinen Glückſeligkeit ſo viel Antheil haben ſoll, als er ohne Verminderung der Wohlfahrt Aller haben kann. Sie entziehen vielen Menſchen die Nahrung; indem ſie mehr Hände mit unfruchtbaren Arbeiten beſchäftigen, als die Arbeiten der Landleute und Anderer, die ſich mit Ackerbau,

Viehzucht, und den ernährenden Producten der Natur beschäftigen, ernähren können. Sie reizen durch das Beyspiel des Wollüstlings, der gegen das Zeugniß seines eigenen Gefühls, für glücklich geschätzt wird, die arbeitenden Classen der Menschen zur Trägheit und Verschwendung. Sie verbittern das Schicksal des Unbegüterten; vergiften jede Freude seines Herzens; und verleiten ihn, zu glauben, die Ursache seiner Leiden sey die Glückseeligkeit Anderer, und ihm sey das genommen, was ein Anderer genießt. Sie verführen jeden, seinen Nächsten zu beneiden; gegen seine Brüder ungerecht zu seyn; und in sein eigenes Eingeweide zu wüthen, indem er sich durch die Verminderung des Wohlstandes Anderer bereichern und erheben will. Umsonst sucht ein verblendeter und blendender Witz diese Uebel, nur als Werkzeuge des Wohlstandes, vorzustellen. Sie können nichts als Unglück und Elend erzeugen."

O! möchten diese Worte in die Herzen aller Regenten, aller Obrigkeiten, aller Hausväter und Hausmütter, mit Flammenschrift eingegraben seyn!

---

## 10.

## Zuchthäuser.

Wie sehr wäre zu wünschen, daß unsere sogenannten Zuchthäuser auch wirkliche

Besserungshäuser seyn möchten. Denn leider dauert die Ueberzeugung, die Verbesserung des bösen Willens, welche die Zuchtruthe gewährt, nur bis zum Augenblicke der wiedererhaltenen Freyheit, und der Unglückliche, der, brod- und ehrlos, aus dem nicht bessernden Zuchthause der Gesellschaft zurückgegeben wird, hält sich nun gleichsam privilegirt, als ein gefährliches Glied des Staates, diesem, nach wie vor, lästig zu fallen. Niemand verdiente daher wohl mehr die Bürgerkrone, als moralische Zuchtmeister in Besserungsanstalten, wie wir deren noch nicht haben.

---

## II.

## Betteley.

Betteley ist eine wahre Pest der Staaten. Unstreitig sind die einzig sichern Verwahrungsmittel dagegen: Hospitäler und Arbeitsanstalten; jene ausschließungsweise für grau und schwachgewordene Unterthanen, sofern die Natur selbst sie zur Ruhe verweiset; diese für jede Hand, die dem Staate noch nützen, und auf eine angemessene Weise in Thätigkeit gesetzt werden kann. Nur Geschäftigkeit ist Leben, und schafft wahren Genuß des Lebens!

---

12.

## Erziehung.

Eltern, welche ihren Kindern nicht frühzeitig einprägen, daß das Familienwohl vom Staatswohle unzertrennlich, und keine wahre Freyheit ohne Staatsverfassung möglich ist; Eltern, die in Gegenwart der Kinder von öffentlichen Anstalten, selbst wenn sie unvollkommen wären, nicht stets mit Hochachtung sprechen; Eltern, welche die Ihrigen nicht früh die wahre Freyheit von der Zügellosigkeit unterscheiden lehren, sind — und wenn sie auch in jeder andern Hinsicht nach noch so richtigen Grundsätzen zu erziehen glaubten — schlechte Erzieher.

---

13.

## Staatenpest.

Der Patriotismus hat keine ärgeren Feinde, als den Egoismus und die Arroganz, bey welchen man jederzeit ein unerträglicher Bürger ist. Wehe dem Staate, wo die Erziehung diesen politischen Untugenden nicht aus allen Kräften entgegenarbeitet!

„Wenn auf der einen Seite dem Patriotismus der Egoismus in den Weg tritt, so stellt sich ihm auf der andern der Cosmopolitismus entgegen. Der Cosmopolit hat kein Vaterland,

sein Wahlspruch ist: ubi bene ibi patria; der Wahlspruch des Patrioten hingegen ist: ubi patria ibi bene.“

„Die Zeit der französischen Revolution, die so manches Paradoxon erschaffen hat, ist auch die Mutter des Grundsatzes geworden, daß der Patriotismus Verbrechen und nur Cosmopolitismus Tugend sey. Aber der Cosmopolitismus ist eigentlich nichts anders als Indifferentismus, und in jeder Rücksicht um weniges besser, als Egoismus.“

Der Egoist haßt zwar die Menschen nicht, aber sie sind ihm gleichgültig. Schönheit macht je zuweilen einen starken Eindruck auf seine Sinne, aber fast keinen auf sein Herz. Ihm ist die Liebe Bedürfniß, aber nicht Leidenschaft. Er hat dafür Gefühl, aber nicht Empfindung. Er kennt ihre Freuden, aber er begreift nicht, wie auch ihre Thränen Genuß seyn können. Der Egoist kann lachen, aber nicht weinen. Ihm ist z. B. der Ehebruch eine unbedeutende Galanterie, ein kleines Regenschauer, auf welches Sonnenschein folgt. Zu den Zeiten unserer Urväter stand der Kopf darauf. Egoistischen Deutschen war um ihre Köpfe bange; die französische Cultur half ihnen aus der Noth — man nannte das Ding Galanterie, und seit dieser Zeit hört man nichts mehr von Ehebruch in Deutschland.

Man verbanne die Selbstsucht und den Eigennutz des Egoisten aus einem Staate, und viel Scheintugend, und fast alle Laster werden verbannet seyn!

---

## 14.

## Uebertreibung.

Es giebt Schriftsteller, welche selbst wider ihren Willen, die besten Fürsten und deren Stellvertreter bey dem Volke verhaßt machen. Ich meine diejenigen Schwärmer, welche romanenhaft Ideale von ganz vollkommenen Fürsten und Ministern, wie sie in der Welt nicht zu finden sind, aufstellen. Der Leser, welcher nun diese Ideale mit den vorhandenen Fürsten und Ministern vergleicht, verliert die Achtung gegen diese letzten, und lebt nun unzufrieden mit der Regierung. Die Wirklichkeit faßt gewiß so viel Gutes in sich, daß man durch erdichtete schwärmerische Ideale die Köpfe nicht zu verrücken braucht.

---

## 15.

## Schreiben des Geh. Ober-Rechn. Raths Herrn Tismar an den Herausgeber.

Berlin, den 8ten Febr. 1799.

Gemeinsinn und Vaterlandsliebe zu verbreiten — diese Absicht Deines patriotischen Archivs, lieber W., ist zu edel, als daß die schreibenden oder die lesenden Vaterlandsfreunde dieses nicht mit Beyträgen unterstützen, oder seinen Inhalt nicht beherzigen sollten. Jede edle That, die Nacheiferung erweckt, jedes Samenkorn, das jener Sinn und jene Liebe treibt, ist ja der Ruhe, der Glückseligkeit, dem Gesammtwohle des Vaterlandes dargebracht. Wer legte solche Opfer nicht mit herzlicher Bereitwilligkeit auf den Altar des Vaterlandes nieder? — Wer böte dem Schriftsteller, der das wünscht und will, nicht gern die Hand? — Oder könnte, wer nur erst den Willen hat, für die gute Sache mitzuwirken, sich der nach einem Stoffe dazu, nach Veranlassungen und Gelegenheiten vergebens umsehen? — Man müßte ein Menschenfeind seyn, um dieses glauben, und ein Verläumder gegen sein Zeitalter, um demselben so wenig Güte zutrauen zu können.

Mir kommt selbst in dem Augenblicke, worin ich dieß schreibe, eine Veranlassung, Deinem Archive ein Scherflein anzubieten. Die Milde unsers guten Königs gegen Nothleidende giebt sie mir. Herr Stadtpräsident Eisenberg empfing heute nachstehende eigenhändig geschriebene Cabinettsordre:

„Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, dem hiesigen Publicum eine mit Büffets besetzte Redoute zum Beschluß des Carnevals zu geben. Bey diesem anhaltenden strengen Winter aber, der für die Armuth so äußerst drückend ist, kann ich jedoch nicht balanciren, und halte es im Gegentheil für Pflicht, die zu einer solchen Faite ausgesetzte Summe lieber dieser bedürftigen Classe Berlins directe zufließen zu lassen, und hoffe ich hierdurch dem wohldenkenden größern Theil des Publikums gefälliger zu seyn, als durch Anstellung eines Festes, dessen Genuß nur einige Augenblicke gedauert haben würde, und welches in der That nur Wenigen hätte zu Gute kommen können. Ich habe das gerechte Zutrauen zu Euch, daß Ihr die Vertheilung der beykommenden 4000 Thaler auf das Beste und Zweckmäßigste verfügen werdet. Berlin, den 7ten Februar 1799.

Friedrich Willhelm."

Jeder Commentar, den man einem so wahrhaft königlichen Schreiben beyfügen wollte,

würde schmeichlerisch scheinen, oder doch überflüßig seyn, da man nur selbst ein Herz zu haben braucht, um zur innigen Werthachtung des Herzens, aus welchem es floß, hingerissen zu werden. Und gefühlt hat man hier in Berlin des Königs edle Sprache gewiß! Denn da ich so glücklich war, einer der ersten zu seyn, welcher jenes Schreiben zu sehen bekam und den Inhalt desselben Freunden und Bekannten mittheilen konnte: so habe ich in dem Auge ernster Männer sowohl, als junger Weiber und Mädchen, (denen es am Sinne für schöne Redouten warlich nicht fehlet) Freudenthränen zittern sehen; und Ein „Bravo, Bravo!“ und „Das lohne Ihm Gott!“ nach dem andern unterbrach Deinen vorlesenden Freund.

Erinnere Dich bey dieser Gelegenheit, daß der König, außer diesen aus der Hofmarschallamts-Casse gegebenen 4,000 Rthlrn. und außer den ebenfalls erst neuerlich zur Verbesserung der Charité und des damit verbundenen Hospitals auf die Lotterie-Ueberschüsse jährlich angewiesenen 10,000 Rthlrn. noch bestimmt: 8,000 Rthlr. zur Verbesserung der hiesigen Armenanstalten; 18,000 Rthlr. für die lutherischen; 9,000 Rthlr. für die reformirten Armen; 1,000 Rthlr. zum Bürgerrettungs-Institute; 2,000 Rthlr. für reform. und luther. Armen in Potsdam; 6,000 Rthlr. Neujahrgeld

für hiesige und potsdamsche Armen — also in Summa 44,000 Rthlr. jährlich hergiebt: — und laß der thätigen Milde uns freuen, womit man auch auf dem Throne der Armuth gedenket, und des Menschenelends weniger macht.

Mögen Beyspiele dieser Art bis zu der untersten Classe der Wohlhabenden hinunter Nacheiferung erregen! Möge ein jeder in seinem Kreise geben, helfen, retten, so weit seine Kräfte reichen!

Ich weiß zwar, daß viele, sehr viele gute Menschen schon Vieles thun, weiß auch, daß bey den rasch gestiegenen und immer noch steigenden Preisen fast aller Lebensbedürfnisse jetzt so manche Familie ihre Ausgaben beschränken und so Manches sich selbst versagen muß, was sie sonst haben und genießen konnte; und daß eben darum eine Aufforderung zur größern Milde gegen noch viel dürftigere beynahe unbillig zu seyn scheinen könnte: — aber sollte es nicht dennoch der Gelegenheiten noch genug geben, bey welchen man wohlthun könnte, ohne daß es dem Geber lästig würde? Gelegenheiten, wo der Mann des Genusses, dem die Pastetenbecker und Köche nie genug auf Befriedigung lüsterner Geschmacksnerven raffiniren können, seinen Freuden eine der geschmackvollsten, edelsten Freudengenüsse hinzufügen könnte? — An den Tafeln der Freymaurer herrscht bekanntlich die gewiß lobenswerthe Sitte, daß in

den Augenblicken, wo der Rundgesang die Herzen Aller der reinsten Menschenfreude geöffnet hat, für die Nothleidenden gesammelt wird.

Dieser wohlthätige Gebrauch ist auch bereits in viele andere gesellschaftliche Cirkel aufgenommen. Wie nun, wenn man ihn ganz allgemein in Harmonieen, Ressourcen, Kränzchen und ähnlichen Gesellschaften einführte, und die Vorsteher dieser freundschaftlichen Kreise zu solchen Sammlungen bevollmächtigte? — Sollte die Summe unserer gesellschaftlichen Freuden dieser schönen Zugabe nicht bedürfen? — Auch ist es ja nicht darauf angesehen, daß das Vorbild des Reichen oder Prahlhaften den minder Reichen beschäme; oder Den, der nach Grundsätzen, d. h. nur seinen Umständen angemessen, gern giebt, in Verlegenheit setze. Nein! Man lege auf einen mit einem Tuche völlig bedeckten Teller, so viel, oder so wenig man will, oder zu geben vermag. Am Ende des Jahres werden die Sümmchen dennoch zu einer nicht unbedeutenden Totalsumme angewachsen seyn? Kann man den schon wohlschmeckenden Speisen, dem erheiternden Glase, dem gesellschaftlichen Scherze eine schönere, kräftigere Würze hinzufügen?

Noch eine Frage, die ich gern Allen, welche aus Gewohnheit, Convenienz, Bedürfniß ꝛc. zum Kartenspiele ihre Zuflucht nehmen, zur Beherzigung vorlegen möchte. Wie wenn wir Dem,

was jeder Spieltisch an Kartengeld absetzet, noch eine für die Armen bestimmte Kleinigkeit hinzufügten, vom Wirthe der Gesellschaft sammeln, und jährlich an die Armencasse des Ortes abliefern ließen? Ich sage absichtlich eine Kleinigkeit, denn auch diese, oft wiederholt, sammelt sich, ist, als solche, kein Hinderniß der Einführung dieser Gewohnheit und sichert, wirklich eingeführt, ihre Dauer.“ ꝛc.

---

## Druckfehler:

S. 25. Z. 20. lies: Unternehmung;
— 23. — 24. — Unterthan;
— 40. — 17. — Kläger;
— 52. — 28. — löset;
— 60. — 3. — monarchisch;
— 68. — 23. — Parhysius;
—132. — 27. — entspringenden.

# Patriotisches
# Archiv für Deutschland.

---

Des ersten Bandes zweytes Stück.

Digitized by Google

# I.

# Patriotiſche Belehrungen.

## 1.

## Beſitzen die Franzoſen die Freyheit, welche ſie uns Deutſchen anbieten?

Nichts iſt wichtiger, als eine gründliche Erörterung dieſer Aufgabe in Tagen der oft grundloſen Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtande. Ein wahrheitsliebender, für ſein Vaterland heiß erwärmter deutſcher Patriot, hat daher dieſe Frage zum Gegenſtande ſeines ernſtlichen Nachdenkens gemacht, und ſie ſeinen Mitbürgern am rechten Rheinufer beantwortet; er hat es auf eine viel zu überzeugende Art gethan, als daß ſeine Beantwortung auszugsweiſe hier nicht ganz an ihrem Orte ſtehen ſollte, zumal, da ſie bey weitem nicht ſo allgemein bekannt geworden zu ſeyn ſcheint, als ſie es unſtreitig zu werden verdient. Möchte nur das Nachfolgende von keinem Deutſchen, den noch der kleinſte Funke von Vernunft und Vaterlandsliebe belebt, ungeleſen und unbeherzigt bleiben!!

„Wenn, wie alle Weise behaupten, Glückseligkeit des Menschen nicht ein äußeres Gut, sondern ein Gemüthszustand ist; — wenn es ferner entschieden bleibt, daß weder Ueberfluß des Reichthums, noch irgend eine Lust der Sinne, sondern bloß das Bewußtseyn, recht und gut zu handeln, diesen Zustand in uns hervorbringt; daß folglich der Mensch nur in dem Maaße glücklich seyn kann, als er mäßig, gerecht, gutmüthig und wohlwollend ist; — wenn es endlich nicht zu bezweifeln steht, daß ein Satz, der auf jeden einzelnen Menschen anwendbar ist, auch auf ganze Völker und Nationen angewendet werden könne: — so möchte die Frage schwer zu beantworten seyn: „Was die französische Staatsumwälzung dem Menschengeschlechte, oder auch nur der Nation, die sie bewirkt hat, für Vortheile gebracht habe, die als eine Vergütung für die Thränenfluthen, die sie gekostet, und als Ersatz für die Ströme von Menschenblut, die ihrentwegen vergossen worden sind, könnten angesehen werden?“ — Und doch müßten wir, meine lieben Mitbürger! diese Frage ganz rein und geradezu beantworten können, wenn ein vernünftiger Grund uns bestimmen sollte, der Einladung Gehör zu geben, die unsere Nachbaren durch Proclamatio-

nen und Emiſſäre ſo häufig an uns ergehen laſſen.

Ein ſchön ſprechendes Volk genießt des Vortheils, daß alle Welt ihm gerne zuhöret; und dieſes Vortheils wußten ſich unſere Nachbaren, die ſchon ſo lange gewohnt ſind, den Ton anzugeben, meiſterhaft zu bedienen. Freyheit! war das Feldgeſchrey, unter welchem ſie die Fahne der Revolution aufſteckten; und dieſes einzige Wort war hinreichend, nicht nur die Einfältigen, ſondern auch die Verſtändigen und Klugen zu bethören, die Völker der Erde blind zu machen, Italien zu erſchüttern, einen blühenden Theil des deutſchen Reichs von dem Mutterlande loszureißen, in Holland und in der Schweiz alle Keime der bürgerlichen Ordnung und des Volkswohlſtandes zu ermorden.

Es muß alſo doch wohl eine bezaubernde Kraft in dieſem Worte liegen; es muß auch etwas Wahres und Gutes an der Sache ſelbſt ſeyn, die es bezeichnet: ſonſt würden nur Blödſinnige und Thoren, nicht aber Männer von vielumfaſſendem Geiſte und edlem Herzen, Opfer einer Selbſttäuſchung geworden ſeyn, die eine ſo ſchmerzhafte, aber bey Vielen vergebliche Reue nach ſich gezogen hat.

Laſſet uns, theure Mitbürger! den Begriff von Freyheit zergliedern; und wir werden

mit hellen Augen sehen, was wir leider! schon zu lange dunkel gefühlt haben: daß unsere westlichen Nachbaren selbst dasjenige nicht besitzen, womit sie uns beschenken wollen, aber uns desto gewisser das, was wir besessen haben, woran unsern Vätern genügte, und was auch die Enkel hätte froh und glücklich machen können, ohne allen Ersatz hinwegnehmen.

Freyheit, theuerste Mitbürger! ist ein Wort, wie so viele andere Wörter — ein Wort, welches, je nachdem der Mensch, der es ausspricht, einen Gedanken damit verbindet, eine sehr verschiedene Bedeutung hat. Männer, die darüber nachgedacht haben, reden von einer moralischen, einer bürgerlichen, einer politischen, einer religiösen Freyheit; und ihre Unterscheidungen und näheren Bestimmungen des so vieldeutigen Worts können auch uns vielleicht dazu dienen, uns richtigere Vorstellungen von der Sache selbst zu machen, als man sich gewöhnlich davon zu machen pflegt.

Unter der moralischen Freyheit verstehen diese Männer: das Vermögen des Menschen, sich, ohne den Einfluß von sinnlichen Gefühlen und Neigungen, durch die Gesetze der Vernunft zu seinen Handlungen zu bestimmen.

So viel sieht ein Jeder ein, daß uns Niemand mit dieser Freyheit beschenken

kann: wir müssen sie, durch den Anbau unserer Vernunft, und eine getreue Befolgung ihrer Vorschriften, uns selbst erwerben; denn nur der Vernünftige, oder, welches hier vollkommen einerley ist, nur der Tugendhafte gelangt zum Besitze dieser Freyheit, die eine Mutter der wünschenswürdigsten Kinder: unserer innern Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit, ist. Die äußere Staatsverfassung, worunter wir leben, kann zwar etwas dazu beytragen, uns den Zugang zu diesem köstlichen Gut zu erleichtern, oder zu erschweren; allein in keinem Falle kann sie es uns schenken, oder rauben. Wer über seine Sinnlichkeit zu gebieten, seine Begierden zu bändigen, seine Leidenschaften zu beherrschen gelernt hat: der ist ein freyer Mann; sollte es auch das Schicksal gewollt haben, daß er, wie der tugendhafte Epiktet, Sclavenketten tragen müßte!

Eine ganz andere Beschaffenheit hat es mit der bürgerlichen Freyheit. Selbst die Gelehrten sind noch uneinig über den Begriff davon; aber einverstanden sind alle Menschen über die Wirkungen, die sie hervorbringen muß. Wo die Menschenrechte in dem Armen und Geringen, wie in dem Reichen und Angesehenen geehret werden; wo das Eigenthum eines Jeden heilig und unverletzlich ist; wo Niemand der Willkür ei-

nes Machthabers, Jeder hingegen dem Gesetze zu huldigen sich genöthigt sieht, und kein Mensch ihm zu verwehren sich untersteht, was durch kein Gesetz verboten ist: da glauben Alle, der bürgerlichen Freyheit zu genießen, und genießen ihrer wirklich; die höchste Gewalt mag übrigens auf der Person eines Einzigen, oder Mehrerer, oder Aller beruhen.

Diese bürgerliche Freyheit erhebt sich zur politischen Freyheit: für die ganze Nation, wenn diese, von andern Nationen unabhängig, nur der Oberherrschaft ihrer eigenen Gesetze unterworfen ist; für den einzelnen Bürger aber, wenn die Staatsverfassung so weise eingerichtet, und so fest gegründet ist, daß er vor der Gefahr einer willkürlichen und gesetzwidrigen Behandlung, auch in Zukunft nicht zu zittern nöthig hat. Da indessen die absolut beste Staatsverfassung ein Problem ist, welches die menschliche Weisheit aufzulösen nicht vermag: so sieht wohl ein jeder ein, daß es hier nur auf das Mehr oder Weniger ankömmt, und daß folglich bürgerliche und politische Freyheit jenen unbedingten Werth nicht haben könne, welcher der moralischen Freyheit vorbehalten ist. — — —

— — Fast alle gewaltsame Staatsumwälzungen sind Geburten jener Leidenschaft, die sich

Bilder eines nie zu erwartenden Zustandes erträumt, und darüber die schrecklichen Uebel zu berechnen vergißt, die jeden gewaltthätigen Umsturz einer lange gewohnten Ordnung der Dinge zu begleiten pflegen.

So wäre nur die Bestimmung des Begriffes der religiösen Freyheit noch übrig. Wir werden nicht irren, wenn wir darunter die der Vernunft eines Jeden überlassene Wahl verstehen, das höchste Wesen auf eine seiner Einsicht und Ueberzeugung gemäße Weise zu verehren.

Die religiöse Freyheit ist ein Zweig von dem fruchtbaren Stamme der moralischen Freyheit, und gehört in sofern zu den unveräußerlichen Menschenrechten. Der Staat mag diese oder jene äußere Gottesverehrung begünstigen; aber wehe ihm, sobald er Eingriffe in die Gewissensfreyheit seiner Bürger wagt, und die heiligen Rechte der Menschen-Vernunft einzuschränken, oder zu untergraben sucht! Sein künftiges Schicksal: Entkräftung und Tod, stehet mit unauslöschlichen Zügen in der Geschichte geschrieben.

Nun mag es uns, theure Mitbürger! erlaubt seyn, die Frage aufzuwerfen:

> Besitzen denn die Franzosen auch wirklich diejenigen Güter, die sie uns mit so pomphaften Worten zum Geschenke anbieten?

Ist wirklich ein höheres Maaß von Moralität, mehr Hoheit und Adel der Gesinnung, mehr Herrschaft der Vernunft über Neigung und Leidenschaften; mit einem Worte, ist reinere Tugend bey ihnen, als bey den übrigen Völkern unseres Erdtheils anzutreffen? Sind sie bürgerlich und politisch freyer, als die übrigen Staatsbürger von Europa? — —

Lasset uns bey dieser Untersuchung der noch blutenden Wunden vergessen, welche der Krieg unserm Vaterlande geschlagen hat! Wir wollen unsere Augen von unsern geplünderten und abgebrannten Wohnungen hinweg wenden! Die Seufzer des aus seiner Hütte verjagten Landmanns, die Klagen so vieler verarmten Familien, das Angstgeschrey der Mütter und Säuglinge, soll nicht in unsern Ohren ertönen! Die Luft verwehe jeden Hauch von den mit Blut gefärbten Gefilden; jede Erinnerung unserer seit fünf Jahren ausgestandenen Drangsale! Wir wollen nachdenken und prüfen.

Die moralische Freyheit ist das Eigenthum eines jeden Menschen, der seine Vernunft anzubauen, sie zur Herrscherinn über sinnliche Triebe, Gefühle und Neigungen zu erheben weiß. Der Einwohner jedes Himmelsstriches, der Bürger jeder Staatsverfassung, kann zu diesem köstlichen Erwerbe gelangen, obgleich Gelegenheiten und An-

ſtalten zur moraliſchen Bildung, oder auch der Mangel derſelben, hier dieſen Erwerb erleichtern, dort ihn erſchweren.

Daß es in einem Lande, wo es an ſolchen Gelegenheiten und Anſtalten nicht fehlte, auch an Männern nicht fehlen konnte, die ſich dieſen erſten köſtlichen Erwerb der Menſchheit zu eigen machten: dieß würden wir ſchließen müſſen, wenn es uns auch an Erfahrung darüber mangelte. Bey einem Volke mitten im gebildeten Europa, unter einem milden, ſchönen Himmelsſtriche, das reich an Geiſt, lebhaft und witzig, von der Natur mit einer gewiſſen Zartheit der Gefühle begabt iſt, Liebe für Wiſſenſchaften und ſchöne Künſte, und Sinn für phyſiſche und moraliſche Schönheit beſitzt, mußte die Vernunft und Humanität Fortſchritte machen; und hat ſie gemacht. Selbſt die ſchauderhafte Geſchichte der Staatsumwälzung dieſes Volks iſt reich an Beyſpielen von moraliſcher Größe, von Hoheit und Adel der Geſinnung, die den Geiſt des unbefangenen Beobachters entzücken, und das Herz des fühlenden erheben; ſolche Beyſpiele finden ſich unter allen politiſchen Parteyen: Märtyrer für ewige Vernunftwahrheiten, Märtyrer für Menſchen und Volksrechte; aber auch Märtyrer für Meinungen, die vielleicht Irrthümer ſind, aber als heilige Wahrheiten den Herzen der Blutenden theuer

geworden waren. Wer mag das Große und Schöne einer bis auf den Tod standhaften Anhänglichkeit an Glauben und subjective Ueberzeugung, (stütze sich auch die letztere auf noch so schwache Gründe) verkennen? — O! es gab unter dem Volke, das alles Menschengefühl auszog, und alle Gesetze mit Füßen trat, das nur ein Ohr für die Beschuldigung, und keines für die Vertheidigung des Angeklagten hatte — es gab unter ihm Helden auf den Blutbühnen zu Paris, Lion, Nismes, von entgegengesetztesten Systemen, deren Abschied aus der Welt nicht, dem Royalisten oder Republikaner, sondern dem guten, fühlenden Menschen, Thränen auspressen konnte, die er bey der entschiedensten Verschiedenheit politischer Gesinnungen zu umarmen, durch das größte Opfer dem Tode zu entreißen, wünschen mußte!

Lasset uns denn alles zugeben, was zugegeben werden mag: die glückliche Lage Frankreichs, die von der Natur so sehr begünstigten Anlagen und Fähigkeiten seiner Bewohner, die mannichfaltigen Gelegenheiten und Anstalten, nützliche Kenntnisse zu lernen und zu verbreiten, sind bey einer gewissen Classe von Menschen nicht unwirksam geblieben. Frankreich hat große Köpfe, und auch in dem eigentlichen Sinne des Worts edle Menschen,

vor und während der Umwälzung der alten Staatsverfassung hervorgebracht, und wird deren ohne Zweifel auch nach dieser Umwälzung hervorbringen. Aber die Masse des französischen Volks, von den Herrschern an, bis auf die niedrigste Classe der Beherrschten, — denn die Abschaffung des Königs-Namens macht in der Sache selbst nicht die mindeste Veränderung — war schon vor der Revolution höchst verderbt, ist durch die Revolution noch verderbter geworden, und wird, wenn kein Wunder vorgeht, sich noch lange Zeit hindurch von Moralität, oder dem Gefühle dessen, was sittlich Schön, Recht und Gut ist, viel weiter entfernen.

Die Behauptung mag immerhin richtig seyn, daß eine gehörig angebaute Vernunft an und für sich schon den Sieg über sinnliche Triebe und Neigungen davon tragen könne; aber es ist doch eben so gewiß, daß diese glückliche Wirkung der Vernunft nur dann zu erwarten steht, wenn sich dem gehörigen Anbau derselben keine unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen, wenn, ehe die Vernunft erwacht und ihre Thätigkeit beweisen kann, keine böse Gewohnheiten bereits eingewurzelt sind, sinnliche Triebe und Neigungen nicht schon eine solche Stärke gewonnen haben, die allen Widerstand verschmäht. Diese unwiderstehliche Macht

der Sinnlichkeit mit allen ihren traurigen Folgen bey einem Volke zu hindern, scheinen eine strenge Erziehung, früher Unterricht über die Pflichten des Menschen und des Bürgers, Entfernung von allzugefährlichen sinnlichen Reizen, und der öftere Anblick edler und tugendhafter Beyspiele, unumgänglich erforderliche Mittel zu seyn; aber der Wahl und Anwendung dieser Mittel stehet nun gerade die Lebhaftigkeit, die Flüchtigkeit und der Leichtsinn des französischen Volkscharakters entgegen. Eben das, was in Absicht auf Cultur der untern Seelenkräfte, der Einbildungskraft und des Witzes, dem Gallier einen Vorzug vor den übrigen Völkern giebt, verhindert bey ihm den gehörigen Anbau des Verstandes und der Beurtheilungskraft; daher die Reizbarkeit zum sinnlichen Vergnügen, und zu jedem Uebermaaße desselben, so wie überhaupt zu einer wilden unordentlichen Thätigkeit bey diesem Volke immer stärker, als bey irgend einem andern Volke der Welt war. Nimmt man nun den verführerischen Anblick eines schwelgerischen Hofes dazu, und die in den niedrigsten Wollüsten versunkenen Großen der Nation, die doch als Muster angesehen wurden, und deren unsittliches Beyspiel nachzuahmen das Volk für Annäherung zu ihrer Größe hielt; erwägt man die

geringen und unkräftigen Hülfsmittel, die dem einreißenden Sittenverderben entgegen arbeiten sollten, den armseligen und fast gänzlich verabsäumten Volksunterricht, der mit der übrigen Volkscultur in gar keinem Verhältnisse stand; die bloß mechanische Uebung einer im Herzen verlachten Religion, die, durch den dümmsten Aberglauben entstellt, sich auf die der Wahrheit eigenthümliche Würde gar nicht mehr stützen konnte, und von den allerunwissendsten, eitelsten, intolerantesten Menschen gepredigt, noch den übrigen Eindruck verlor, den sie etwa hätte bewirken können: so wird man sich über die schrecklichen Fortschritte, die das Sittenverderbniß vor der Staatsumwälzung in Frankreich machen mußte, gar nicht verwundern.

Aber die Revolution, die ohnehin kein Werk des Volkes, sondern der Herrschbegierde einiger Großen, des Ehrgeizes einiger Sophisten, und — um der Wahrheit nichts zu vergeben — des Patriotismus einiger Volksfreunde war, die eine ganz andere Entwickelung des Schauspiels erwarteten, als diejenige, welche erfolgt ist; diese Revolution konnte den Volkscharakter nicht ändern, und hat ihn nicht geändert. Die Zauberworte: Freyheit

und Gleichheit, tönten in die Ohren der erstaunten Menge; und fanden um so eher Eingang, als das Volk, zum Nachdenken ungewöhnt und von despotischen Staatsdienern unterdrückt, sich einen neuen Himmel und eine neue Erde versprach. Aber diese leichtsinnigen und gedankenlosen Menschen vergaßen, daß sie, um eine bessere Ordnung der Dinge hervorzurufen, auch ganz andere Menschen werden müßten. Nur was von der äußern Sittenverfeinerung, als Folge der sinnlichen Cultur, von den höheren zu den niedrigeren Volksständen übergegangen war, ward durch die Ideen der Gleichheit verdrängt; und wie in den vorherigen Zeiten die Eitelkeit, die einzige Triebfeder dieses Volkes, sich durch äußere Verfeinerungen den Großen der Nation zu nähern suchte: war es nun eben diese Eitelkeit, die durch das Beyspiel einiger kühnen Böswichter verführt, wilden Trotz gegen das Gesetz und schamlose Verläugnung des geringen Ueberrestes von Menschengefühl, als den unterscheidenden Charakter des Republikaners ansah. Daher die schauderhafte Gefühllosigkeit dieses Volkes bey der Ermordung eines Königs, der unter der kleinen Zahl seiner Könige, die den Willen hatten, ihr Volk glücklich zu machen, eine ehrenvolle Stelle behauptete; daher sein eiskaltes, von aller Theilnahme entblößtes

Betra-

Betragen bey dem Märtyrertode derjenigen, die es noch als Freunde des Vaterlandes anzusehen Ursache hatte; sein sinnloses Geschrey: es lebe die Republik! als das Ungeheuer Robespierre den eisernen Zepter führte, und die Girondisten für die Republik bluteten.

Wird aber nicht dieses Volk durch eine lange und traurige Erfahrung belehrt, nach geendigter Revolution zu einer höheren Stufe von moralischer Freyheit emporsteigen, als die übrigen Erdvölker im Ganzen zu erreichen Hoffnung haben? Ich weiß es, liebe Mitbürger! daß sich Viele mit diesen übrig gebliebenen süßen Tropfen einer getäuschten Hoffnung noch laben; daß dieß vorzüglich die besseren und edleren Menschen sind, welche aus dem Prinzip des reinen Wohlwollens für die Menschheit, der französischen Revolution geneigt gewesen zu seyn das innere Bewußtseyn haben: und wer möchte diesen getäuschten Ehrwürdigen ihren letzten Trost gerne rauben? Es ist an sich nicht unmöglich, daß der Baum, der so viele unreife, bittere Früchte brachte, von besseren Händen gepflegt, auch gesunde und erquickliche Nahrung hervorbringe; aber doch auf eine lange, sehr lange Reihe von Jahren ist diese Hoffnung schlechterdings verloren. Gerade für diejenige Menschenclasse, bey welcher man noch die zum Kampfe gegen die Verführung der Sinnlich-

keit nöthige Energie zu finden erwarten möchte; die Energie, welche dem alle Keime des Guten tödtenden Egoismus, und der verwüstenden Wollust und Habsucht, die die Volksanführer als das einzig wahre System der Lebensklugheit angenommen haben, zu widerstehen erforderlich zu seyn scheinet: für das arbeitsame, vielleicht einer sittlichen Besserung noch fähige, Landvolk sind alle Anstalten zur höheren moralischen Cultur zerstört. Die Kirche nährte freylich ein zahlloses und lästiges Heer von Müßiggängern, welchen, indem sie selbst alle Kenntnisse und Gefühle von moralischer Religion verloren hatten, nichts übrig blieb, als durch Bigotterie, und den die Vernunft entehrenden Aberglauben, ihr ererbtes Ansehen und ihre Schätze zu erhalten. Aber, eben so sah es ja vor der Reformation in dem protestantischen Deutschlande aus; und wieviel ist gleichwohl schon dadurch für die sittliche Volkscultur geschehen, daß man die sogenannten frommen Stiftungen erhielt, und auf eine zweckmäßige Art verwendete? Hätten die französischen Demagogen mit dem Ueberflüßigen nicht auch das Nöthige an sich gerissen, so wäre für das unglückliche Frankreich noch nicht alle Hoffnung besserer Zeiten verschwunden; aber wer möchte nun solchen räuberischen Händen etwas zur Beförderung des gemeinen Wohls noch anvertrauen? Ja

wenn es hier auf den Erwerb einer neuen Mätresse, oder eines neuen reizenden Gerichtes für ihre schwelgerischen Tafeln abgesehen wäre; denn wie können sich Menschen, die sich selbst für bloße Naturwesen ansehen, um solche Dinge bekümmern, die nicht einen unmittelbaren Sinnengenuß gewähren? Die weise Erfindung des Schreckensystems, zu der man im vorgespiegelten Nothfall immer wieder seine Zuflucht nehmen kann, macht ja ohnehin den Volksunterricht, und alle Bildung der Vernunft, überflüssig.

Lasset uns das Resultat ziehen! Von einem Volke, dessen herrschender Theil alle Begriffe von Moralität, wie ein abgenutztes Kleid von sich geworfen, und den unsinnigsten, sittenverderblichen Luxus durch Wort und That für sein höchstes Gut anerkennet; von einem Volke, dessen unterjochtem Theil alle Mittel zu einer höheren moralischen Cultur versagt sind: von einem solchen Volke können wir nicht erwarten, daß es uns, durch Lehre oder Beyspiel, eine höhere Stufe moralischer Freyheit zu ersteigen je behülflich seyn werde. Hat es unter diesem Volke auch in einer beträchtlichen Anzahl warme Verehrer der Vernunft und Tugend

gegeben: so können sie doch, gegen die ganze verderbte Volksmasse gehalten, nur als eine ehrenvolle Ausnahme von der Regel angesehen werden. Jedes andere Land schließt der Bösen verhältnißmäßig eben so viele, und vielleicht noch mehrere in sich; aber noch ist kein Land in Europa, wo — ich will nicht sagen — Irreligion (das Wort wird zu häufig gemißbraucht), sondern entschiedene Immoralität, kalter, stolzer, theilnahmloser Egoismus, so sehr herrschendes Glaubenssystem ist, als in Frankreich. Noch ist keine Staatsverfassung, die der höheren moralischen Cultur mehrere und unüberwindlichere Hindernisse in den Weg gelegt hat, als die dermalige Französische.

Sie können uns also nicht geben, was sie selbst nicht besitzen; aber sie können uns nehmen, was wir Gottlob! noch haben: Hülfsmittel zur Bildung unserer Vernunft und Moralität. Sie können unser Staatsgut verschwelgen, unsere Tempel niederreißen, unsere Schulen zerstören, unsere frommen Stiftungen als eine wohl erworbene Beute verprassen. Sie haben dieß unsern armen Brüdern jenseit des Rheins gethan, als sie ihnen das unglückliche Geschenk ihrer Freyheit brachten; sie

werden es uns thun, sobald wir ihnen Gehör geben, und durch innere Trennung ihnen in unserm Eingeweide zu wüthen erlauben.

— — Aber vielleicht haben Manche meiner Mitbürger auf dem rechten Rheinufer um moralische Freyheit, oder innere Tugend unbekümmert, sich ein Phantasiebild von bürgerlicher Freyheit entworfen, von welcher sie glauben mögen, daß sie von Moralität unabhängig sey. Ich will ihnen auch jetzt ihre Selbsttäuschung nicht nehmen, sondern nur die mir noch übrige Frage beantworten: Sind die Franzosen bürgerlich und politisch frey? Ja, genießen sie auch nur einer höheren Stufe dieser Freyheit, als die übrigen Völker von Europa?

Es ist hier der Ort nicht, das Gute und die Fehler der neuen französischen Constitution zu untersuchen, und es möchte überhaupt noch zu früh seyn, über eine Gesetzgebung, welche die Zeit rechtfertigen, oder verdammen muß, jetzt schon ein Endurtheil aussprechen zu wollen. Daß diese Constitution die Gründung einer bürgerlichen und politischen Freyheit beabsichtige, ist eben so unläugbar, als es die Thatsache ist, daß die Franzosen nicht frey sind. Vielleicht ist also diese Constitution mit allen ihren gerühmten Vorzügen, auf Menschen, wie sie sind, nicht anwendbar.

Zuverlässig ist sie es nicht für dieses Volk, wie es allezeit war, und wie es noch ist.

Man hat lange schon den Satz aufgestellet, und die Erfahrung aller Zeiten hat ihn bestätigt: daß nicht die Gesetze, sondern die Verwaltung der Gesetze, den Werth und die Güte einer Regierung bestimmen; daß bey einer minder vollkommenen Staatsverfassung, aber weisen und gerechten Regierung, ein Volk höchst ruhig und glücklich, so wie bey einer scheinbar, oder auch wirklich vollkommenern Constitution, aber despotischen und ungerechten Regierung, das Volk allen Arten von Bedrückungen ausgesetzt seyn könne. Da es nun keine absolut beste Staatsverfassung giebt, so kömmt es hier nicht sowohl auf die Vorzüge oder Gebrechen einer Constitution, als lediglich auf die Frage an: ob die gewaltübende Macht, sie bestehe aus Einem, oder Mehreren, Ehrfurcht vor dem Gesetze, und den reinen Willen habe, dasselbe ohne Rücksicht auf Privatvortheile oder Nachtheile zu handhaben?

Lasset uns nun, theure Mitbürger! einen vergleichenden Blick, nicht etwa nur auf unser Deutsches Vaterland, das bey einer zwar ehrwürdigen, aber dem Geiste und den Bedürfnissen unsers Zeitalters nicht mehr angemessenen Verfassung, doch

so viele weise und gute Regierungen zählt, sondern auf alle Länder des gesitteten Europa werfen. Ob wir wohl irgend ein Land oder Volk antreffen, wo und bey dem das Gesetz so geringe geachtet, und der wirkliche Despotismus so laut und so hohnsprechend geübt wird, als in dem gerühmten Lande der Freyheit und Gleichheit? — Irgend ein Land, worin das Eigenthum des Bürgers, wie des Fremdlings, so wenig gesichert; persönliche Freyheit, Ruhe und Leben, einer so großen, so immerwährenden Gefahr ausgesetzt sind?

Ich will die Beläge zu dieser Behauptung nicht aus der schrecklichen Periode des Tyrannen Robespierre, und seiner durch die Geschichte gebrandmarkten Blutmenschen nehmen. Es mag seyn, daß es Zeiten einer allgemeinen Verirrung giebt, wo einem ganzen Volke wiederfährt, was sich bisweilen in einer Familie zuträgt, daß Alle den Kopf verlieren, und eine an Blödsinn gränzende Furchtsamkeit es einem gewandten und tückischen Heuchler möglich macht, mit einer zu Füßen getretenen Nation sein grausames Spiel zu treiben; — obgleich ein solcher Umstand schon den Beweis darreicht, wie wenig das Volk, das einen so scheußlichen Usurpator duldet, über sein eigenes

Wohl zu urtheilen im Stande ist, und welch eine schauderhafte Idee eine jede Volksrevolution für den tugendhaften, sein Vaterland liebenden Bürger seyn müsse!

Aber ist denn — nach dem Erwachen des Volkes, oder vielmehr nach dem glücklichen Ausgange des kühnen Unternehmens einiger Verschwornen, die das mit dem Blute der Nation gesättigte Ungeheuer zu Boden gestürzt haben — auch jene Vaterlandsliebe in den Seelen der Gesetzgeber erwacht, die keinen andern Willen des Volkes, keinen andern Maaßstab der Regierung, als das Gesetz kennt? Wer kann diese Frage bejahen, ohne daß die Geschichte unserer Tage ihn laut der Lügen strafe? Ich weiß es wohl, auf wie viel Verzeihung ein Volk Ansprüche hat, das von außen bedrohet und in seinem Innern von wütenden Parteyen zerrissen ist; muß man aber nicht die Staatsverfassung eines solchen Volkes, einer unheilbaren Disharmonie mit dem Volkscharakter beschuldigen, wenn es in so vielen Jahren gar keinen Stillstand mehr von Empörung, keine Zeit der Ruhe und Erholung giebt, worin die heilige Stimme des Gesetzes sich wieder darf hören lassen? Und ist dieß nicht buchstäblich der Fall, in welchem das bey so vielen glänzenden Siegen seiner tapfern Heere immer elender gewordene Frankreich sich seit der Revolution befunden hat, und noch immer befindet?

Zu welch einer Zeit, von der Entthronung Ludwigs des XVI. angerechnet, war dieser Stillstand von Empörung, diese glückliche Periode von Sicherheit und Bürgerfreyheit, vorhanden? Vor, oder während, oder nach der Usurpation des schändlichen Robespierre? War sie es im Jahr 1793, als Vernunft und Humanität durch ein öffentliches Dekret aus der Republik verbannet, und ein und zwanzig Volksrepräsentanten, die nur einen leisen Laut für ein gemäßigtes System von sich hören ließen, auf der Guillotine bluten mußten? War sie es im Jahr 1794, als Nero Robespierre gestürzt, und dem tyrannischen Ausschusse, aus dessen Schooße dieses blutdürstige Ungeheuer seine Blitze geschleudert hatte, ein Ende gemacht wurde? Mußte nicht die Strafe, die das Gesetz an einem Hochverräther der Nationalfreyheit längst hätte vollziehen sollen, durch eine Verschwörung vollzogen werden! Die Zerschmetterung und Hinrichtung dieses elenden Menschen befreyete zwar die Erde von einem der feindseligsten Wesen, die je das Menschengeschlecht gemartert haben; konnte sie aber auch den einmal angeblasenen Geist der Empörung hemmen? Mußten nicht im Jahr 1795 neue Gewaltthätigkeiten ausgeübt, und Ströme von Bürgerblut vergossen werden, um zwey Drittheile der Volksrepräsentanten gegen die versprochene freye Volkswahl bey ihren Stellen zu

erhalten? Hatte nicht im Jahr 1796 das kaum verdrängte Spoliationssystem sich schon wieder so viele Freunde und Gönner erworben, daß man die Bedürfnisse des Nationalschatzes öffentlich als einen Grund anführen durfte, alle Reclamationen von sechsundfunfzigtausend Hausvätern abzuweisen, die das Unglück hatten auf der Emigrantenliste zu stehen, und wovon vielleicht kaum die Hälfte wirklich emigrirt war? Und sind nicht seit dieser Zeit alle Versuche gescheitert, dem Gesetze sein verlornes Ansehen wieder zu verschaffen? Ward nicht noch in dem Jahre 1797, selbst durch die vollziehende Gewalt, Carnot, der die Plane zu den glorreichen Feldzügen der republikanischen Heere entworfen hatte, undankbar genöthiget, sich in Deutschland eine Freystätte zu suchen? Ward nicht Barthelemi und Pichegrü, die durch ein System von Mäßigung und Menschlichkeit die in Europa verlorne Achtung der Nation noch einmal zu retten im Begriffe standen, ohne von einem Tribunal gehört, ohne eines Verbrechens gegen den Staat überwiesen zu seyn, mit so vielen andern der ersten Männer der Nation, nach Cayenne deportirt?

Welch eine geringe Hoffnung geben alle diese Thatsachen, daß der gewünschte Stillstand der Empörung, der glückliche Zeitpunkt der Sicherheit und Bürgerfreyheit, ohne eine neue Revolution

jemals eintreten werde! Und was für Ursache hat man dann, Wirkungen von dieser neuen Revolution zu erwarten, die keine der bisherigen hervorgebracht hat? Was für einen vernünftigen Grund, bürgerliche und politische Freyheit in einem Lande blühen zu sehen, wo es herrschendes Staatssystem zu seyn scheint, Revolution nicht, als ein Mittel zu dem Bessern, sondern als den Zweck selbst anzusehen? — In einem Lande, wo der Finanzzustand — ungeachtet der ungeheure Gewinn, den die Staatsverwaltung an dem Papiergelde gemacht hat, Millionen Bürger an den Bettelstab brachte, ungeachtet die Republik den Geldreichthum der halben Welt verschlungen hat — doch in einer so unheilbaren Zerrüttung ist, daß man ihn dem souverainen Volke nicht mehr bekannt machen darf; wo im Jahre 1796 viele Offiziere von der Marine sich aus Verzweiflung um das Leben brachten, weil ihnen der versprochene vierte Theil ihres rückständigen sechsmonatlichen Soldes nicht bezahlt wurde; wo sieben Achtel der Findelkinder aus Mangel an Nahrung des Hungertodes starben, und die ihrer Einkünfte beraubten Hospitäler in dem buchstäblichen Sinne des Wortes Leichenhäuser waren; wo die vollziehende Gewalt, von der gesetzgebenden nur noch schwach bekämpft, sich

immer mehr zu dem militairischen Despotismus hinneiget; wo der Geburtsadel nur deswegen unterdrückt worden zu seyn scheint, um dem Geldadel, dem verächtlichsten unter allen, seine Stelle einzuräumen; wo Herrschaft über das Eigenthum der Bürger schon so fest gegründet ist, daß man den Stoff zu den Kokarden vorschreiben durfte; wo das Papier zu einer Quitung um den tausendfältigen Werth von dem Staate muß erkauft werden; wo alle Gränzen mit hungerigen Wachen besetzt sind, die jeden noch übrigen Verkehr des freyen Bürgers hemmen; wo unermeßlicher Reichthum der Einzelnen mit der bittersten Armuth des Volkes in dem auffallendsten Widerspruche stehet? — Wer den Muth hat, Thatsachen, die ein Jeder weiß, oder wissen kann, zu läugnen, der mag sagen, daß dieß Declamation sey!

Urtheilet nun selbst, liebe Mitbürger! ob ein solches Volk, wenn es auch noch so viele einzelne, weise Männer zählete, uns das zu schenken vermögend sey, was es selbst nicht besitzet: bürgerliche und politische Freyheit? —

Aber vielleicht kann uns doch dieses Volk zum vollen Genusse der religiösen Freyheit verhelfen, die, wider das heilige Vernunftgesetz, hier und da noch in unserm deutschen Vaterlande be-

schränket wird? — Lasset auch hier die Waage der Gerechtigkeit unsern Händen nicht entschlüpfen! Fanatismus und Verfolgungseifer haben viel Unglück unter den Sterblichen angerichtet, und in keinem Lande heftiger gewütet, als in dem alten Frankreich. Nach Heinrich IV. war Ludwig XVI. der erste König, der die Wunde fühlete, welche die Verletzung des ersten unter allen Menschenrechten seinem Königreiche geschlagen hatte; aber selbst noch nicht frey von dem Priesterjoche, that er nur das, wozu der Geist seiner Zeit ihn schlechterdings nöthigte. Man muß der ersten Nationalversammlung allerdings das Verdienst zugestehen, daß sie es war, welche der Nation den vollständigen Genuß eines Rechtes wiedergab, das ihr nie hätte geraubt werden sollen. Allein auch hier blieb die Revolution dem Charakter getreu, den sie überall behauptet hat: was die Vernunft anfing, endigte wilde und stürmische Leidenschaft. Nicht zufrieden, der herrschsüchtigen Priesterschaft das Schwerdt aus den Händen zu reißen, glaubte man auch, es in den Busen Derer stoßen zu müssen, die nur strafbar wurden, weil der Staat über die Rechte der Bürger zu wachen vergaß; man quälte einen ganzen Orden, in welchem manche Fanatiker, aber auch mehrere bloß schwache Köpfe, und eine noch größere Anzahl un-

schuldiger und gutmüthiger Seelen war, die, wenn man, anstatt sie zu verfolgen, sie belehret hätte, zur Ausübung der schwersten Bürgerpflicht bereitwillig gewesen wären.

Ich will auch hier der blutigen Scenen nicht erwähnen, die während der Regierung des Schrekkenssystems aufgeführet wurden, wo man Priester ersäufte und Nonnen zur Guillotine führte: aus dem einzigen Grunde, weil es Priester und Nonnen waren; wo die Habsucht sich alles Eigenthums der Kirche bemächtigte, und die unnatürlichste Wollust das Geraubte verschwelgte; wo der Glaube an Gott ein Verbrechen, und der unsinnige Atheismus die einzige vom Staate in Schutz genommene Confession war. Zum Glück für die arme Menschheit dauerte der Fanatismus des Unglaubens, der wütendste unter allen, nur funfzehen Monathe; aber mit der Ursache verloren sich nicht zugleich die Wirkungen derselben: die unermeßlichen Besitzthümer der Kirche waren verschleudert, und blieben es. Der Genius der Wahrheit verhüte, daß wir religiöse Freyheit und kirchliche Besitzthümer vermischen! Die erstere gehöret zu den unveräußerlichen Menschenrechten; die letzteren zu denjenigen Dingen, wozu sich eine Gesellschaft ein äußeres Recht erwerben kann. Sie stehen, wie alle diese Dinge,

unter der Aufsicht des Staates; und es können Zeiten kommen und Umstände eintreten, in und über welchen der Staat berechtigt ist, dasjenige, was eine unaufgeklärte Frömmigkeit dem Altar gewidmet hat, und noch mehr das, was List und Priestertrug der abergläubischen Einfalt entwendet hat, zu besseren und edleren Zwecken zu verwenden. Ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, konnten also die Gesetzgeber Frankreichs die hierarchische Allgewalt stürzen, Klöster einziehen, Bischöfe und Priester in die Gränzen ihres Amtes zurück weisen; aber sie durften so vielen durch die neue Ordnung der Dinge Unglücklichgewordenen, soferne sie nicht als Verbrecher gegen die bürgerlichen Gesetze auftraten, jenes unwidersprechliche Recht, das sie sich, entweder durch den Aufwand ihrer Geisteskräfte, oder durch Dahingebung ihres Vermögens, auf Wohnung, Kleidung und Nahrung erworben hatten, nicht streitig machen. Sie durften die kirchliche Gesellschaft in der Uebung der ihr zustehenden religiösen Freyheit nicht weiter hemmen, als es die Sicherheit des Staates unumgänglich erforderte; ihr von dem, was sie als Bedürfniß einer, nach ihrem Begriffe anständigen, Gottesverehrung ansah, nur das entziehen, was in den Augen der gesunden Menschenvernunft offenbar Ueberfluß oder Verschwendung ist.

Da nun Frankreichs Gesetzgeber sich alle diese Rechtseingriffe, nicht nur gegen ihre eigenen Bürger, sondern auch gegen alle fremde Völker erlauben, die ein unwiderstehliches Schicksal, sich ihrem Zepter zu unterwerfen, genöthigt hat; so können wir die Frage leicht entscheiden: ob unsere religiöse Freyheit durch eine Vereinigung mit diesem Volke eine Vermehrung, oder Verminderung erleiden würde? Sie werden uns erlauben das höchste Wesen in unseren Herzen und auch wohl in unseren Häusern nach unserer Einsicht und Ueberzeugung zu verehren; aber alle Mittel zu einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung, deren Nutzen wir noch nicht verkennen, werden sie uns in soferne entziehen, als dieselben auf einer noch vorhandenen frommen Stiftung beruhen. Sie können und wollen uns also nichts geben, als was wir bey allen Einschränkungen der religiösen Freyheit, Gottlob! noch in unserm ganzen deutschen Vaterlande besitzen; dagegen ist uns ihre gesetzliche Einrichtung Bürge, daß wir durch eine solche Vereinigung alles verlieren, was zur wirklichen Uebung der religiösen Freyheit, zwar nicht für den Einzelnen, aber doch für eine jede Gesellschaft, zu allen Zeiten und von allen Völker-

schaf-

schaften für nothwendig angesehen worden ist.

Und nun noch ein Wort, liebe Mitbürger! Wäre es eben so gewiß, daß unsere Nachbaren durch ihre Staatsumwälzung zu dem Besitze der Freyheit gekommen wären, die sie uns mit so glänzenden Worten anbieten, als das Gegentheil erwiesen ist; so wäre es dennoch ein sehr übereilter Schluß von uns, daß eine Annäherung zu ihnen, oder gar eine Vereinigung mit ihnen uns ruhig und glücklich machen könne, da unser Nationalcharakter von dem ihrigen so gar sehr verschieden ist. Ihnen genügt oft ein witziger Einfall, um eine Menge wirklicher und sehr großer Uebel vergessen zu machen; wir verlangen gesunde Nahrung für Geist und Herz. Diesem Charakter getreu, lasset uns auf ein goldnes Zeitalter, das nur in Dichtungen vorhanden ist, Verzicht leisten: überzeugt, daß wahre Freyheit in jedem Falle eine Folge höherer Moralität ist, und wir auch nur dadurch für einen höheren Grad von bürgerlicher, politischer und religiöser Freyheit Empfänglichkeit und Reife erhalten können.

## 2.

## Ueber die mancherley Mißgriffe derer, welche aus Reformationssucht überall stürmend zu Werke gehen.

Es ist wohl zu keiner Zeit der Reformationsgeist so rege gewesen, als in unsern Tagen. Aber zu keiner Zeit waren auch die Aufforderungen und Veranlassungen zu Reformationen so groß und so dringend, zu keiner Zeit fühlte man das Bedürfniß, verjährte Vorurtheile zu vernichten, Mißbräuche zu heben, Mängel und die dadurch veranlaßten Uebel wegzuräumen, so stark als jetzt; jetzt, wo sich Begebenheiten ereignen, die Alles erschüttern, Alles in Bewegung setzen, wo große Staatsumwälzungen erfolgen, die vom Throne bis zur Hütte Alles umkehren, und dem Zuschauer neue, nie geahnete Ansichten zeigen. Diese Begebenheiten haben den schlummernden Geist erweckt, und — die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, über die sonst nur wenig gedacht und gesprochen wurde, kommen zur Sprache; Bedürfnisse, die man sonst nicht einmal zu kennen schien, werden in ihrer ganzen Stärke gefühlt; vergessene Rechte,

die gutmüthig hingegeben, oder gewaltsam entrissen waren, werden zurückgefordert. Selbst aus den Schulen der Philosophie gehen große, neue Ideen hervor, welche alte Systeme, die bis dahin einen felsenfesten Grund zu haben schienen, erschüttert und umgeworfen haben, und in dem ganzen weiten Bezirke, auf welchem der menschliche Geist mit seinen Gedanken und Vorstellungen umherschweift, ist kein Punkt, der nicht berührt und beleuchtet würde. Und wenn gleich die wahre Philosophie an jenen gewaltsamen Erschütterungen durchaus unschuldig ist, so scheint sie doch auf mehreren Wegen mit den allgemeinen Anforderungen des Zeitalters zusammen zu treffen, und das mit Gründen zu unterstützen, was die menschliche Vernunft auch ohne wissenschaftliche Cultur bey dem erwachten Gefühl der Menschenwürde als natürliches und unveräußerliches Recht fordert.

Das Alles deutet nun auf eine große Krisis, deren Ausgang noch ungewiß ist, woran aber jeder, der nicht in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt lebt, oder in stumpfe Geistlosigkeit herabgesunken ist, gewiß den wärmsten Antheil nimmt. Wohin man sieht, da siehet man Veränderungen und Umwälzungen, wohin man hört, da höret man von Reformen und Revolutionen. „Das Alte taugt nichts, es muß besser werden“ — das ist gleichsam das Losungswort des Tages.

Ist es da zu verwundern, wenn Alle, Hohe und Niedrige, große und kleine Geister sich einmischen in die großen Angelegenheiten des Zeitalters und der Menschheit? Ist es zu verwundern, wenn es unter den Tausenden, die sich mit Recht oder Unrecht berufen fühlen, entweder selbst einen thätigen Antheil daran zu nehmen, oder, wenn sie das nicht können, nicht dürfen, doch mit einzusprechen und ihre Stimmen abzugeben, so viele giebt, die vom wilden Enthusiasmus geleitet werden; die, erfüllt von großen Wünschen und Hoffnungen, die Zeit nicht erwarten können, wo sie realisirt werden; die, wenn sie nicht selbst ihre Hand an den großen Bau legen können, wenigstens bey allen Gelegenheiten ihre Unzufriedenheit zu erkennen geben über das unthätige Zaudern, mit welchem das alte Gebäude eingerissen, über den langsam trägen Gang, mit welchem das neue Werk gefördert wird?

Die Menschen müßten nicht seyn, was sie sind, wenn sie in Zeiten, wie die unserigen sind, bey Begebenheiten, wie sie sich jetzt ereignen, bloß müßige, kalte Zuschauer seyn, wenn sie bey der allgemeinen Spannung, in welche nun einmal die Gemüther versetzt sind, nicht leicht aus der ruhigen Fassung gebracht und zu Extremen hingezogen werden sollten, die eher Böses als Gutes bewirken. Extreme sind ja fast immer und bey den

meisten Menschen die traurigen Wirkungen eines erwachten Gefühls, eines angelegentlichen Wunsches, eines erregten Eifers. Im exaltirten Zustande sind sie nicht fähig, auf der glücklichen Mittelstraße bedachtsam einherzugehen, und den ruhigen Gang des Weisen zu wandeln. So ist es denn freylich natürlich, wenn aus dem stillen und schönen Wunsche, daß es besser in der Welt werden möge, ein ausgearteter wilder Eifer entstehet, der ungestüm fordert: es soll, es muß besser werden! — Natürlich, wenn, statt der bedachtsamen Thätigkeit für jedes Gute, statt des weisen Strebens nach einem bessern Ziele, ein wilder Kampf beginnt, der Alles angreift, ohne auf Hindernisse zu sehen, der nur niederreißt, ohne an das Aufrichten zu denken, der nur zerstört, ohne gewiß zu seyn, ob man wieder herstellen könne. Dieß ist der unglückliche Revolutionsschwindel, der sich leider in unsern Tagen so vieler Köpfe bemächtiget hat. Unmittelbar an denselben gränzt ein anderes Uebel, woran die Menschen gleichsam krank liegen, und das in seinen Folgen nicht weniger verderblich ist, oder doch werden kann. Es ist die Reformationssucht, die überall stürmend zu Werke geht. Sie ist mit Nichts zufrieden, will Alles verbessern, Alles umschaffen und umstürzen. Leider aber lehrt es uns schon die Erfahrung, worauf uns eine ruhige Ueberlegung und eine genauere

Bekanntschaft mit dem Menschen von selbst führen könnte, daß durch ein solches thörichtes und übereiltes Beginnen die gute Sache der Menschheit mehr gehindert, als gefördert wird.

Wir wollen sie nicht alle in eine Classe setzen, diese Enthusiasten, diese Eiferer, diese Stürmer; wir wollen sie nicht alle verdammen, sie nicht, wie das in unsern Tagen, wo man zwar viel von Toleranz spricht, aber höchst intolerant handelt, fast zur Sitte wird, mit entehrenden, beschimpfenden Namen belegen, die in manchen Ländern, so gut wie ehemals die Ketzernamen, Verfolgung, Bann und Geißel über den Unglücklichen bringen, denn sie beygelegt werden. Durch Verdammen, Beschimpfen und Verfolgen gewinnen wir nichts, dagegen wird der blinde Eifer nur noch mehr entflammt, und artet sogar in Parteysucht und gegenseitige Erbitterung aus. Mag es unter ihnen auch manche Verworfene geben, die nur aus Eitelkeit und Stolz, aus Eigennutz und Habsucht, oder gar aus menschenfeindlichen, an Brutalität gränzenden Gesinnungen, unter eitlen Vorwänden Aufhebung der alten Ordnung, oder geradezu Revolutionen wünschen könnten, und die man nicht mit Unrecht Jakobiner, Sanscülottes, Enragés, Freyheitsschwärmer u. s. w. nennen würde; so darf man es doch wohl zur Ehre der Menschheit glauben, daß ihre Anzahl, zum

wenigſten geſagt, bey weitem nicht mehr die gröſte ſeyn kann. Denn wenn Erfahrungen, ſchreckliche Erfahrungen, die Menſchen zum Beſinnen zu bringen im Stande ſind, ſo müſſen es ja wohl diejenigen, die wir in unſern revolutionairen Zeiten zu machen Gelegenheit gehabt haben. Gewiß aber iſt es, daß es unter denen, die Reformen wünſchen, vielleicht mit zu großer Ungeduld, mit Ungeſtüm wünſchen, viele gute Köpfe giebt, die mit hellen Augen das Ganze überſehen, viele edle Herzen, welche die Noth, von welcher die Menſchheit gedrückt wird, nur zu lebhaft fühlen, die feſt überzeugt ſind, daß es unendlich beſſer in der Welt ſeyn könnte, wenn die Menſchen nicht ſelbſt durch ihre Trägheit, Verkehrtheit, Liebloſigkeit und Bosheit das Beſſere hinderten. Sollten ſie es nicht ſchmerzhaft empfinden, wenn ſie immer noch verjährte, in den Zeiten der Barbarey entſtandene Vorurtheile ſiegen ſehen? Wenn das Licht, das jetzt keinem denkenden Menſchen mehr verborgen bleiben kann, immer noch nicht durchdringen will, und auch nicht durchdringen ſoll durch den Nebel, den die Vorzeit zurückgelaſſen hat? Sollte ihnen nicht zuweilen das Blut warm werden, wenn ſie die Kälte bemerken, mit der ſeelenloſe Menſchen, die auf einem Standpunkte ſtehen, von wo aus ſie Heil und Segen um ſich her verbreiten könnten, das Wohl der Menſchheit behandeln? Wenn

sie sehen, wie man wohl gar der guten Sache der Menschheit Hohn spricht, und statt sie zu befördern, sie zu hindern sucht? Sollten sie nicht bitter werden, wenn sie selbst, und alle, die, wie sie denken und empfinden, nicht einmal, ohne Anfeindung und Verfolgung zu befürchten, es sich dürfen merken lassen, was sie denken und empfinden? wenn sie da, wo sie handeln und zum Guten mitwürken könnten, unthätig bleiben müssen, um nur nicht ihre und vieler andern Menschen Ruhe zu untergraben? Nein, wir wollen kein verdammendes Urtheil über Alle sprechen, die mit Enthusiasmus von möglichen Reformen reden, und in ihrem Eifer vielleicht zu weit gehen könnten. Unter ihnen giebt es die besten Menschen, die das Bessere kennen, und mit wohlwollendem Herzen nur das Gute wollen, die nur darin fehlen, daß sie zu viel eifern, daß sie mehr thun wollen, als für jetzt und unter den gegenwärtigen Umständen rathsam und thunlich ist. Ist irgend ein Irrthum verzeihlich, so ist es der. Auf jeden Fall verdient er nicht Haß und Verachtung.

Aber er kann doch gefährlich werden. Er kann den, der ihn hegt, zu unüberlegten Reden, die auch bey Andern Unzufriedenheit und Ungeduld erzeugen, er kann ihn, wenn er zum Handeln Beruf und Gelegenheit hat, zu unbesonnenen Unternehmungen verleiten, die nur schaden, und wo-

nig nützen. Eine auflodernde Flamme erleuchtet und erwärmt zwar, aber sie verblendet und verheert auch. Darum ist es Noth, daß man den blinden Eiferer zu besänftigen suche, ohne selbst zu eifern, den gutmüthigen Schwärmer belehre, ohne ihn anzufeinden, daß man den eilenden Stürmer mit schonender Liebe zurückhalte, und ihn an das bekannte: Eile mit Weile! erinnere. Belehrung und Liebe mildern den wilden Eifer, beruhigen das besorgte Herz, und bringen den Enthusiasten zum Besinnen.

Plötzliche Umwandlungen und Reformationen, revolutionaire Umstürzungen der alten Ordnung mögen freylich im Ganzen viel Gutes bewirken, mögen vielleicht in wenigen Momenten Veränderungen hervorbringen können, die ein Jahrhundert im ruhigen Fortgange der Dinge nicht hervor zu bringen im Stande ist. Wer wird es z. B. leugnen, daß die Französische Revolution große Ideen geweckt, große, in die Augen fallende, und gewiß auch für das Menschengeschlecht wohlthätige Aenderungen der Dinge herbeygeführt hat? Aber wer kann auch die unsäglichen Uebel berechnen, die sie veranlaßt hat, und noch immer fort veranlaßt? Die größte und sicherste Lehre, die der ruhige Beobachter aus dieser Begebenheit zieht, bleibt doch immer die: Regenten und Volksführer, zwingt durch euer unweises

Betragen eure Völker nicht zu Revolutionen; Völker, hütet euch vor gewaltsamen Staatsumwälzungen! — Wenn diese Lehre allenthalben Eingang findet, dann hat das Menschengeschlecht unstreitig gewonnen, und gewinnt, so lange sie nicht wieder in Vergessenheit geräth. Aber das Land, das uns diese Lehre gab, hat viel zu große, zu theure Opfer darbringen müssen, um sie eindringlich zu machen, als daß irgend ein Menschenfreund, ein Patriot es wünschen könnte, sie auf Kosten der Menschheit oder gar seines Vaterlandes noch einmal verkündiget zu sehen. Und bis jetzt ist es immer noch streitig, ob Frankreich selbst den Segen der Revolution empfindet, ob es ihn je schmecken wird. Noch ist dem gewaltsam erschütterten Körper keine erquickende Ruhe zu Theil geworden, noch haben die großen tiefen Wunden, die ihm geschlagen wurden, nicht aufgehört, zu bluten. Und wann, wann wird die Zeit kommen, wo der schreckliche, blutige, verheerende Kampf sich enden, und Friede und Segen, Ordnung und Ruhe wieder zurückkehren werden? Und der glänzende Preis, der so oft auf allen Tribunen, auf allen Schlachtfeldern, von allen Revolutionairs und Freyheitspredigern so herrlich gepriesen und mit hochtönenden Worten verheißen wurde, wann wird er erkämpft werden? Wer das Joch kennt, unter

dem die Völker seufzten, der darf sich der Theilnahme nicht schämen, die er empfand, als es hieß: es soll zerbrochen werden! Aber darf man sich noch freuen, wenn ein neues, vielleicht noch härteres, ihnen wieder aufgelegt wird? Der Despotismus soll ausgerottet werden, Tyrannen sollen fallen, Sclaven sollen frey werden! — so tönte es von allen Seiten her, und welcher Menschenfreund hörte das nicht gern? Aber ach! die großen Verheißungen — noch sind sie bey weitem nicht erfüllt; unsere schönen Hoffnungen — sie waren nur ein süßer Traum, zum Theil sind sie ganz, ganz vereitelt. Die Despotie zeigt sich, wenn gleich in andern Gestalten, doch immer auf's neue, die Tyranney erhebt immer noch ihr furchtbares Haupt, und in den Ländern der Freyheit giebt es immer noch — Sclaven.

Wer mit hellen, aber unparteyischen Augen den Gang der Revolutionen beobachtete, der wird es nicht leugnen können, wie oft sein Herz zwischen Beyfall und Verachtung, zwischen Hoffnung und Furcht schwankte. Bald wird ein Decennium verflossen seyn, in welchem wir dem furchtbaren Schauspiele zusahen. Und doch sind wir bey weitem noch nicht zu Ende, immer noch stellen sich uns neue Scenen dar, und wer getrauet sich, die große Verwickelung zu entwickeln, und nur mit einiger Gewißheit die endliche Schlußscene vorher

zu sehen? Wir hoffen es zu dem großen Weltregierer, daß sich Alles, Alles zum Heil der Menschheit enden werde, aber wann, und wie? Das ist dem menschlichen Auge verborgen, das können vielleicht erst die kommenden Jahrhunderte bestimmen. Urtheilen wir nach dem, was sich bis jetzt aus dem wirklichen Erfolge angeben läßt, so können wir zwar nicht in Abrede seyn, daß durch die Revolutionen große Dinge und wichtige, zum Theil wohlthätige Veränderungen hervorgebracht sind; aber eben so wenig wird man es läugnen können, daß durch sie unglaublich viel Schaden angerichtet, daß durch sie, wie im wilden Sturme, Vieles zerstört und zertrümmert ist, was zum Heile der Menschheit noch stehen konnte und mußte. Und legen wir das Gute und Böse, was bisher daraus hervorging, auf die Wage, so läßt es sich bis jetzt durchaus noch nicht bestimmen, welche Schale fallen oder steigen möchte. Auch für die Zukunft bleibt es noch ungewiß, was geschehen kann und wird. Aber gesetzt, wir könnten wirklich sagen, die Revolution hat viel Gutes bewirkt, oder wir könnten mit vieler Gewißheit bestimmen, was sie noch Gutes bewirken wird; so bleibt es doch immer noch die Frage: ob nicht alles das Gute, was sie hervorgebracht hat, und noch hervorbringen kann, auf eine nicht revolutionaire Art, auf dem ruhigen Wege der allmählich und stufenweise fortschreiten-

den Vervollkommnung und Beglückung der Menschen sicherer und besser bewirkt werden könnte? Freylich getrauen wir uns nicht, diese Frage geradehin zu bejahen, sobald von Ländern die Rede ist, in welchen Regenten und Volk gleich weit entfernt sind von dem Lichte und Rechte der Wahrheit, gleich tief herabgesunken sind zur stumpfsten Rohheit; wo Geistestyranney, Vorurtheil und Aberglaube gleich herrschend sind; wo es nur Tyrannen und Sclaven giebt. In solchen Ländern scheint es nicht möglich zu seyn, daß die Völker, oder ihre Führer, ohne eine gewaltsame Erschütterung zum Erwachen gebracht werden können. Aber wer zittert nicht vor dem Unglück einer Revolution, die um so furchtbarer, schrecklicher, verheerender seyn muß, je roher und uncultivirter diejenigen sind, unter denen sie ausbricht? Oder wer möchte es wagen, wie Buonaparte, mit dem Schwerdte in der Hand das Licht anzuzünden und die Ketten zu zerbrechen? Welche menschliche Macht kann gut dafür seyn, daß nicht das Licht in helle verzehrende Flammen auflodert, daß nicht die der Freyheit ungewohnten Sclaven ihre Befreyer und sich selbst unter einander ermorden? — Sehen wir aber auf Länder, wo nur einige Verstandeserleuchtung und Geistescultur herrscht, oder auch nur der erste Schritt zu derselben gethan ist: so scheint jene Frage keinem Zweifel unterworfen zu

seyn, sondern läßt sich sehr bestimmt und entschieden beantworten. Obwaltende Mängel, herrschende Mißbräuche (und die werden in jeder, auch der besten menschlichen Verfassung übrig bleiben) können und dürfen nicht gewalsamer Weise durch Revolutionen weggeräumt werden. Eine stufenweise Verbesserung der Menschen und aller zur bürgerlichen und gesellschaftlichen Verfassung gehörigen Einrichtungen, ein allmähliches, ruhiges Annähern, ein nach den Fähigkeiten, dem Fassungsvermögen und den Bedürfnissen des Zeitalters sich richtendes Fortschreiten zum Ziele der Vollkommenheit — das ist die weiseste und sicherste Methode, heilbringende Veränderungen zu bewirken, eine Methode, die jeder Menschenfreund wollen und wünschen, zu deren Ausführung jeder beytragen muß, so viel er nur immer kann.

Ob wir nun gleich hier nicht von eigentlichen Revolutionen reden, so können doch die darüber angestellten Betrachtungen schon vieles dazu beytragen, auch den, der nicht gerade auf Revolutionen ausgeht und sie herbeywünscht, aber doch immer zu heftig eifert, und in dem, was er für die Welt thut, oder thun möchte, nur zu leicht die Gränzen der Klugheit und der Mäßigung überschreitet, zum ruhigen Nachdenken zu leiten, und seinen Enthusiasmus zu mildern, daß er fähig werde, die Sache von mehreren Seiten und mit

ruhigem Geiste zu betrachten; fähig, mit vernünftiger Ueberlegung zu handeln. Und gewissermaßen können wir sagen, daß derjenige, der in seinen wirklichen oder vermeinten Verbesserungen zu weit geht, und von eigentlicher Reformationssucht beherrscht wird, ein Revolutionair ist, oder es doch leicht werden kann, sobald sich ihm nur die Gelegenheit dazu darbietet; daß derjenige, der bey seinen Reformen stürmend verfährt, im heutigen Sinne des Worts immer revolutionair handelt.

Doch ohne uns bey Namen und Wörtern aufzuhalten, die noch dazu übler und härter gedeutet werden könnten, als wir selbst es wünschen, wollen wir zur Sache selbst übergehen, und auf manche der auffallendsten Mißgriffe aufmerksam zu machen suchen, die derjenige thut, oder zu thun in Gefahr ist, der, von Reformationssucht geleitet, überall unbedachtsam und stürmend zu Werke geht.

Zuvörderst versehen es viele unserer Reformatoren darin, daß sie nicht sorgfältig und unparteyisch genug überlegen und prüfen, ob auch alles das, was sie für Verbesserung halten, es wirklich sey. Die großen Begebenheiten der Zeit haben so viele neue Ideen aufgeregt, so viele fremde Ansichten gezeigt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn so

viele Köpfe, die nicht gleichgültige Zuschauer seyn können, überfüllt werden mit neuen Begriffen und Vorstellungen. Das Neue reizt, aber blendet und täuscht auch um so leichter, je weniger wir uns Zeit lassen, es mit der gehörigen Unbefangenheit und von allen Seiten zu betrachten. Da läßt es sich dann wohl leicht erklären, warum gerade in unsern Zeiten so viele unreife, schlecht überdachte und unstatthafte Verbesserungsplane zum Vorschein kommen. — Hierzu kommt, daß keiner mehr und leichter sich irren kann, als derjenige, der mit einem gewissen Enthusiasmus für gewisse Dinge eingenommen ist. Und in Enthusiasmus kann man anjetzt gar leicht gerathen, wenn man auf der einen Seite mancherley Uebel, Mißbräuche und Vorurtheile sieht, deren Anblick den Menschenfreund mit den schmerzhaftesten Gefühlen durchdringen muß, und auf der andern sich die Möglichkeit denkt, daß sie könnten gehoben und weggeräumt werden, wenn man auf die Stimme der Wahrheit und der Menschenliebe hören, und das große Werk der Menschenbeglückung thätiger und nachdrücklicher betreiben wollte. Unter diesen Vorstellungen gewinnen wir dann dasjenige lieb, was wir für das Bessere halten, und der Wunsch, es realisirt zu sehen, wird um so dringender und heißer, je unzufriedener und bitterer uns die vielen Hindernisse machen, die sich uns bey den besten

Absich-

Absichten entgegenstellen. Aber nun befinden wir uns auch schon in einer leidenschaftlichen Gemüthsstimmung, in welcher man nicht mehr ganz fähig ist, mit unparteyischen Augen zu sehen, und mit unbefangener Seele zu prüfen. Nur zu leicht mischt sich dann unter die Wahrheiten, die wir zu sehen glauben, Vieles ein, was nur einseitig oder halb wahr ist, Vieles, was wir bey einer längern oder ruhigern Betrachtung geradezu als Irrthum anerkennen müßten. — Sehr oft hat aber an den vielen falschen und unreifen Urtheilen und Verbesserungsvorschlägen auch jener Dünkel einen nicht geringen Antheil, der beynahe ein charakteristischer Zug unsers Zeitalters zu seyn scheint, und den man gerade bey denen am häufigsten findet, welchen man in ihrem Alter oder bey einer sehr mangelhaften Geistesbildung am wenigsten hinlängliche Kenntniß und Erfahrung, und ruhige Ueberlegung genug zutrauen darf, um richtig über Dinge urtheilen zu können, die noch weit über ihrer Sphäre sind. Aber es gehört nun einmal zum guten Tone, über Alles mitsprechen zu können, und man würde in manchen Cirkeln fürchten müssen, nicht für einen hellen Kopf, für einen Denker, für einen Aufgeklärten gehalten zu werden, wenn man nicht Alles, was neu ist, vertheidigen, und alles Alte schlecht finden oder gar lächerlich machen wollte. Unsere heutige Journallectüre, der wir übrigens

das viele Gute, was durch sie bewirkt wird, nicht absprechen wollen, hat doch auch nicht wenig beygetragen zu jener Vielwisserey, von welcher so viele Köpfe überladen sind, und die alle Gründlichkeit hindert. Diejenigen Zeitschriften machen immer das meiste Glück, die mit einer anmaßenden Dreistigkeit über Alles entscheiden und aburtheilen. Hingeworfene Ideen, wenn sie nur neu, oder besser noch, parador sind, werden mit der größten Willigkeit angenommen, ohne weiter darüber nachzudenken, und mit eben so vielem Leichtsinn werden sie, sobald man nur damit glänzen kann, wieder an den Mann gebracht. Und so ist es natürlich, daß das Gute und Schlechte, das Wahre und Falsche, so unter einander gemischt wird, daß schon ein ruhig denkender Kopf dazu gehört, um eine richtige Sonderung zu treffen.

Bey dieser Spannung nun, in welcher die Gemüther durch die Ereignisse der Zeit und den warmen Antheil, den man daran zu nehmen scheint, versetzt sind; bey den vielen bey weitem noch nicht zur Reife gediehenen, häufig aber mißverstandenen Ideen, welche jene Ereignisse veranlaßt haben; bey dem täglichen und leichtsinnigen Räsonniren und Debattiren über große Gegenstände; bey den vielen übereilten, anmaßenden, nur halb wahren oder durchaus falschen Urtheilen, die man überall höret und lieset, sollte doch jeder, dem

es nicht um das bloße Glänzen und Rechthaben zu thun ist, mißtrauisch gegen Alles seyn, was es nicht reiflich überdacht, und von allen Seiten beleuchtet hat; sollte man sich hüten, nicht von Dingen zu reden, die man nicht versteht; sollte man, sobald es auf das Handeln ankommt, und ehe man etwas zur Ausführung bringt, erst seinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um das Wahre vom Falschen abzusondern. Nicht Alles, was wir bey dem ersten Anblick für besser halten, ist es bey längerer und reiflicher Ueberlegung, und Vieles, was an sich gut oder besser seyn kann, ist es doch nicht unter allen Umständen und zu allen Zeiten. Die Geschichte unserer Zeit liefert uns Beyspiele genug, wo man begonnene Reformen zurücknehmen mußte, weil sie das nicht waren, wofür man sie hielt. Der Schaden, den ein solches Schwanken und Zurücknehmen nothwendig veranlassen muß, ist augenscheinlich. Und wäre es auch nur, daß diejenigen, die auf eine solche Art ihren Irrthum bekennen müssen, Mißtrauen und Verachtung auf sich laden, so wäre das schon Grund genug, bey unsern Verbesserungen vorsichtig zu seyn, und immer nur nach entschiedenen und festen Grundsätzen zu handeln.

Aber gesetzt, wir kennten die Bedürfnisse des Zeitalters, wir sähen mit hellem Auge wirklich herrschende Mißbräuche, Irrthümer, Vorurtheile,

und die daraus entstehenden Uebel; gesetzt wir könnten mit vollem Rechte auf Abstellungen und Verbesserungen dringen, so kommt es doch immer noch auf die Art an, wie wir das Schlechtere verdrängen, und das Bessere einführen. Aber auch hierin versieht es keiner mehr, als derjenige, der aus Reformationssucht stürmend zu Werke geht. Oft mußte die beste Sache unterliegen, weil sie übereilt angefangen, und schlecht ausgeführt wurde.

Es ist ein großer Mißgriff, wenn man auf einmal zu viel thun, auf einmal Alles reformiren will. Dies liegt schon in dem eigenthümlichen Charakter der Reformationssucht, sie will Nichts stehen lassen, Alles soll umgeworfen werden. Man höre nur in unsern gewöhnlichen Conversationen, wo oft genug über Mängel und Verbesserungen mit einer Hitze debattirt wird, als säße man im Parlemente, mit welcher eifernden Beredsamkeit mancher junge Brausekopf von Reformationen redet, und wie weit er seine Verbesserungsplane ausdehnt. Da ist kein Theil der gesellschaftlichen Verfassung und der alten Ordnung, der nicht getadelt würde, und an Projecten und Vorschlägen fehlt es nie, so untauglich und unanwendbar sie auch zuweilen seyn mögen. Wohl dem Lande, in welchem solche Eiferer zu schwach sind, ihre vermeinten Reformen sogleich ins Werk zu setzen! Sie würden oft viel und schnell nieder-

reißen; ob es aber mit dem Aufrichten so glücklich von statten ginge, als sie es meinen, daran ist wohl mit Recht zu zweifeln. Denn immer ist es wahr, und alle Erfahrungen bestätigen es, daß, wer zu viel auf einmal unternimmt, gewöhnlich wenig und oft gar nichts ausrichtet. Der Widerstand mehret sich immer in dem Grade, als sich der Wirkungskreis, den man zu bearbeiten hat, ausdehnt, die Hindernisse häufen sich um so mehr, je mehr man auf einmal unternehmen will. Und nichts ist trauriger und beschämender, als wenn man es zu spät einsieht, daß man sich zu viel Kraft zugetrauet, das begonnene Werk sich leichter gedacht hat, als es ist, und nun sich genöthiget sieht, es unvollendet liegen zu lassen. Ein Glück ist es immer, wenn aus einem solchen übereilten Beginnen nicht Zank und Streit, Zerrüttung aller Ordnung und das größte Unheil entstehet. Aber das ist gewiß, daß dadurch die gute Sache, wenn sie es wirklich, oder so weit sie das ist, allemal leidet, wenn viel begonnen und wenig ausgeführt wird. Denn durch jeden vergeblichen Versuch wird der siegende Theil nur noch stolzer und trotziger, und beharrt um so hartnäckiger auf das Alte und Hergebrachte, je werther es ihm im Kampfe für dasselbe geworden ist. Die gute Sache liegt nicht nur jetzt unter, sondern es ist auch für künftige Zeiten um so schwerer, sie geltend zu

machen, da das Schlechtere sich nur noch tiefer eingewurzelt hat, und durch den errungenen Sieg gegen künftige Angriffe auf lange Zeit gesichert ist. Auf diese Weise ist schon viel Gutes gehindert worden, was gewiß hätte ausgeführt werden können, wenn man nicht auf einmal zu viel angefangen hätte. Man denke nur an Peter III. in Rußland, und an Kaiser Joseph II., und man wird in der Geschichte dieser Regenten den auffallendsten Beweis finden, daß auch der Mächtigste unter seinen Reformationsplanen erliegen muß, wenn er sie auf einmal zu weit ausdehnet, wenn er, ohne auf Zeit und Umstände Rücksicht zu nehmen, auf einmal zu viel unternimmt. — Immer bleibt es eine entschiedene Regel der Klugheit, daß man, wenn man es mit verjährten Mißbräuchen, Vorurtheilen und Mängeln zu thun hat, nicht das ganze Heer derselben auf einmal angreife, sondern sein Augenmerk für das erste nur auf das richte, wobey man den wenigsten Widerstand zu befürchten hat. Ein getheilter Feind ist ja immer eher zu besiegen, als ein vereinter. — Geht man stufenweise und allmählich zu Werke, so hat man auch immer den Vortheil, daß man sich den bessern Erfolg für künftige Unternehmungen erleichtert. Denn Ein Vorurtheil stützt sich gemeiniglich auf das andere. Man suche nur erst diejenigen wegzuräumen, auf welchen die übrigen gegründet sind,

so fallen die letzteren von selbst, oder bedürfen doch nur eines geringen Anstoßes, um erschüttert und gestürzt zu werden. Wie oft aber gegen diese Regel auch im Kleinen verstoßen wird, das können wir unter andern auch an dem übereilten Verfahren mancher neuen Volksaufklärer sehen. Sie greifen Alles auf einmal an, was ihnen Vorurtheil, Irrthum, Aberglaube, Volksglaube oder Kirchensystem heißt, wollen auf einmal Aller Köpfe erhellen, und so machen sie sich entweder verdächtig und verhaßt, oder richten Verwirrung und Zwiespalt an. Für die wahre Aufklärung thun sie wenig oder nichts, weil sie zu viel aufklären wollen.

Auch darin kann man es versehen, wenn man mit seinen Reformen zu früh auftritt, und sie beginnt, ehe sie gehörig vorbereitet sind, ehe man sich der Einwilligung und Beystimmung derer versichert halten darf, auf welche sie sich beziehen, oder deren Mitwirkung man nicht entbehren kann. Wer zur Unzeit eifert, der eifert immer mit Unverstand. Er zündet ein Feuer an, aber er weiß nicht, ob er es wird löschen können. Dies findet besonders da statt, wo man wenigstens die öffentliche Meinung auf seiner Seite haben muß, wenn man mit glücklichem Erfolge etwas ausrichten will. Und dies ist bey jeder Reform nöthig, die auf öffentliche Ein-

richtungen abzielt, oder sich auf das allgemeine Wohl bezieht. Wer erst reformiren, und allenfalls nachher belehren will, der fängt seine Sache in den meisten Fällen durchaus verkehrt an. (Auch in dieser Rücksicht dürfen wir an Peter III. und Joseph II. erinnern.) Ein geringes Nachdenken könnte uns lehren, daß diejenigen, mit welchen und durch welche wir Verbesserungen vornehmen wollen, es auch müssen einsehen können und wollen, daß dasjenige, was wir ihnen nehmen, wirklich untauglich und zwecklos, daß dasjenige, was wir ihnen als das Bessere darbieten, es auch wirklich sey. Aber das werden sie nur dann einsehen, wenn sie entweder durch eigene Erfahrung, oder durch Belehrung zu dieser Einsicht gebracht worden sind. Werden wir uns wundern, daß die Kirchenverbesserer der Vorzeit so unglaublich viel ausrichten konnten, wenn wir die mancherley Umstände kennen, wodurch ihre Reformationen theils schon vorbereitet waren, theils begünstiget wurden? Werden wir uns wundern, daß ihr Werk einen so glücklichen Fortgang hatte, wenn wir bedenken, daß die meisten Ideen, die sie zu verbreiten suchten, nicht mehr ganz neu, sondern durch mehrere Vorgänger und durch viele ihrer Zeitgenossen schon vorbereitet waren? Daß der Druck, unter welchem die Menschen während der Geistestyranney lange schon seufzten, längst schon

den ſtillen Wunſch erzeugt hatte, davon befreyet zu werden? Daß es nur eines Anſtoßes bedurfte, um die längſt ſchon vorhandenen Ideen zu wecken, und die längſt ſchon gehegten Hoffnungen ihrer Erfüllung näher zu bringen? Man beruft ſich alſo ſehr mit Unrecht auf ſolche Beyſpiele, ſobald nicht ähnliche, begünſtigende Umſtände vorhanden ſind.

Es iſt aber wahrlich nicht ſo leicht, wie mancher zu glauben ſcheint, die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen. Wer den großen Haufen und ſeine Anhänglichkeit an das Alte und Herkömmliche, wer die Macht der Vorurtheile kennt, der weiß es, wie ſchwer es iſt, ihn davon abzubringen. Und leider ſind unſere Schulen und öffentlichen Bildungsanſtalten (von wo aus in dieſer Hinſicht das Meiſte gethan werden könnte und ſollte) größtentheils noch zu wenig darnach eingerichtet, um die Macht der Vorurtheile zu ſchwächen, und hellere, beſſere Ideen wenigſtens vorzubereiten. Das Volk hängt gewöhnlich mit ganzer Seele an dem, woran es von Alters her gewöhnt war, und iſt nicht fähig, ſich in Ideen hineinzudenken, die ihm durchaus neu ſind, ſo einleuchtend ſie auch uns ſeyn mögen, die wir durch Nachdenken, Erfahrung und Lectüre ſchon damit vertraut geworden ſind. Durch Machtſprüche läßt ſich aber ſelten viel ausrichten, am wenigſten in unſern Zeiten, wo ſich das Volk nicht mehr will

blind führen lassen, wo es so mißtrauisch gegen seine Obern und Führer geworden ist; wo die Idee von gewissen Rechten, die man dem Volke mit Grunde auch nicht absprechen kann, so allgemein verbreitet ist. — Solche Reflexionen, deren Wahrheit keiner bezweifeln kann, sollten wenigstens einem jeden zur Warnung dienen, nichts ohne große Vorsicht zu unternehmen. Mancherley Versuche zu Neuerungen sind fehlgeschlagen, sind entweder gar nicht zur Ausführung gebracht, oder hatten nicht den Erfolg, den man erwartete, weil der große Haufe dawider war, und man ihn weder durch Zutrauen gewinnen, noch durch Auctorität zwingen konnte.

Aber wir sollten es auch dem Volke, und denen, die nicht gleich in unsere Idee einstimmen wollen, nicht so gar übel deuten, wenn sie nicht unserer Meinung sind, wir sollten es nicht fordern, daß sie derselben ohne innere Ueberzeugung beystimmen. Denn eine völlige Uebereinstimmung ist in Absicht auf Meinungen unter den Menschen nie zu erwarten, ist sogar nicht einmal möglich. So verschieden menschliche Einsichten und Seelenkräfte, so mannigfaltig die Gesichtspunkte sind, aus welchen wir ein und dieselbe Sache ansehen, so unendlich verschieden müssen auch unsere Ueberzeugungen und Meinungen seyn. Wir suchen Alle Wahrheit; jeder glaubt sie gefunden zu haben, und hält

darauf, wie auf einen Schatz, bis er überzeugt ist, er habe sich geirrt. Er streitet sogar für sie, und das um so hartnäckiger, je mehr er glaubt oder fürchtet, daß man ihm mit derselben seine Ruhe und Glückseligkeit rauben will. — Es ist aber nicht nur unbillig, es streitet sogar gegen die Natur des menschlichen Geistes, wenn wir fordern, daß neue Ideen und Vorstellungen sogleich von Allen mit Ueberzeugung angenommen und gebilliget werden sollen, zumal wenn sie einen gewissen Grad von Cultur voraussetzen, den wir der größeren Menge noch nicht zutrauen dürfen. Der Natur des menschlichen Geistes ist es durchaus angemessen, daß er in seiner Bildung allmählich weiter geht, und immer von Einer Idee zu derjenigen fortschreitet, die an jene zunächst gränzt. So wie in der ganzen Natur Ursach und Folgen genau an einander hängen, sich alles stufenweise entwickelt, und nirgends ein Sprung statt findet, so ist es auch mit dem menschlichen Geiste und seiner Ausbildung. Ein Gedanke weckt den andern, eine Idee erzeugt die andere. Die beste und einzig mögliche Art seiner Ausbildung ist immer die, wenn man von den, in ihm schon vorhandenen, Begriffen ausgeht, und dann allmählich zu denjenigen übergeht, die man in ihm wecken will. Wenn alle Fürsten und Regenten ihre Völker auf diesem Wege der fortschreitenden Cultur geführt, oder

auch nur ungehindert hätten fortgehen lassen, dann würden wir wahrscheinlich von keiner Revolution etwas wissen, und das Menschengeschlecht würde, seiner Bestimmung gemäß, dem Ziele der Geistesbildung und moralischen Verbesserung näher gekommen seyn, ohne daß es je plötzlicher und großer, in die Augen fallender Reformationen bedurft hätte.

Aber nun denke man sich unsere stürmenden Reformatoren. Sie wollen reformiren, und kennen den Menschen so wenig, daß sie ihm etwas aufdringen wollen, wovon er vielleicht keine Begriffe hat; sie wollen ihn gegen seine Ueberzeugung und also auch wider seinen Willen zur Annahme dessen bringen, was über seine Einsicht und Fassungskraft geht, und was durchaus für denjenigen keinen Nutzen haben kann, von dem es nicht als das Bessere erkannt, willig aufgenommen und zweckmäßig gebraucht werden kann. Darf man sich wundern, daß ein solches thörichtes Beginnen durchaus keinen Fortgang hat? Wer es also gut mit der Menschheit meinet, der muß, besonders da, wo Meinungen mit in das Spiel kommen, und wo man ohne willige Beystimmung der größeren Menge durchaus nichts ausrichten kann, mit weiser Schonung zu Werke gehen; muß erst das Vorurtheil zu bekämpfen suchen, dann fallen die darauf gegründeten Mißbräuche und die daraus entstehenden Uebel von selbst weg; muß die Ge-

müther erst durch Belehrung für die gute Sache zu gewinnen suchen, dann wird sie von Vielen gesucht, und, wo nicht mit ungetheiltem Beyfall, doch ohne Murren angenommen.

Aber auch, wenn die Meinung der größeren Menge schon auf unserer Seite, und dadurch die Reformation vorbereitet wäre, so können wir doch noch durch unzeitigen Eifer, und durch ein unvorsichtiges Benehmen der besten Sache nachtheilig werden, wenn wir nämlich übereilt handeln, wenn wir bey unsern Reformen zu schnell zu Werke gehen. Zum Theil fließt das schon aus dem Vorigen. Denn es ist nicht genug, daß Ideen da sind, sie müssen auch zur Reife gekommen seyn, sie müssen denjenigen Grad von Deutlichkeit und Klarheit erhalten haben, der nöthig ist, Mißverstand und Mißbrauch, Wankelmuth und Abfall zu verhüten. Gewisse Umstände und Ereignisse können Bedürfnisse schaffen, die man vorher nicht kannte, Gefühle wecken, Wünsche veranlassen, Ideen erzeugen, von welchen man sonst nichts wußte. Dies ist nun freylich der Zeitpunkt, den der Reformator benutzen muß, um das Bessere der Ausführung näher zu bringen. Aber soll die Verbesserung radical und von Dauer seyn, so darf er nicht immer eilend zu Werke gehen. Man muß die junge Pflanze mit sorgsamen Händen pflegen und ihrer warten, daß sie nicht

im ersten Aufkeimen wieder dahin welke, aber man muß ihr auch zu ihrer völligen Entwickelung Zeit lassen, damit sie fähig werde, reifere, bessere, kraftvollere Früchte zu tragen, als diejenigen sind, welche im Treibhause hervorgebracht werden. — So lange der Wunsch nach dem Besitz eines Gutes nur noch aus dunkeln Gefühlen entstehet, ist es auch immer noch unsicher, ob die geweckte Idee, wenn sie nicht durch fortgesetzte Belehrung festgehalten wird, nicht eben sobald wieder verfliegt, als sie entstand; und wir können uns also nicht einmal der fortdauernden Zustimmung und Mitwirkung versichert halten. Die Meinung ist noch nicht fixirt, und kann also durch geringe Veranlassungen oder schwache Ueberredungen leicht umgestimmt werden. So unhaltbar dann der Grund ist, so wankend ist auch das Gebäude, das auf demselben errichtet ist.

Im Grunde kann auch der bloße Besitz eines Gutes an sich wenig nützen, kann sogar nachtheilig seyn, wenn man es nicht gehörig und zweckmäßig zu gebrauchen weiß. Dies bedenken die nicht, die sich bey ihren Reformationen übereilen. Sie glauben sehr menschenfreundlich zu handeln, wenn sie ihre Mitmenschen gleich in den vollen Besitz desjenigen zu setzen suchen, was sie wünschen und begehren, und was ihnen auch mit Recht zukommen würde, wenn sie es nur

zu gebrauchen fähig wären. Ob das aber auch der Klugheit gemäß seyn möchte? daran dürfen wir mit Recht zweifeln. Denn wie der Mensch nur stufenweise und durch fortgesetztes Nachdenken zu richtiger Einsicht des Wahren und Bessern gelangt, so lernt er auch nur allmählich, und durch Uebung die richtige Anwendung und den zweckmäßigen Gebrauch desjenigen, was er als wahr und besser erkannt hat. Wenn also noch zu befürchten ist, daß ein dargebotenes Gut dem Mißbrauche unterworfen seyn könnte, so muß man es, wenigstens zum Theil an sich halten, und in der Ausspendung desselben nicht weiter gehen, als die Menschen Kraft, Fertigkeit und Uebung besitzen, so damit umzugehen, daß die bezweckte Absicht erreicht werden könne. Nicht der Besitz, sondern der Gebrauch macht den Menschen glücklich. Reichthum und Ueberfluß ist in den Händen des Einfältigen, des Geizigen oder des Verschwenders durchaus von keinem Werth, wird vielmehr ihn und andere unglücklich machen.

Endlich darf man auch dasjenige Hinderniß nicht vergessen, das dem Reformator durch die Aufhebung und Wegräumung des Alten und Herkömmlichen gemacht wird, und worin ein neuer Grund liegt, warum man bey vorzunehmenden Reformationen nicht zu schnell handeln, sondern langsam und vorsichtig zu Werke

gehen muß. Selten nur stehen ältere Einrichtungen und Gebräuche so isolirt da, daß sie nicht mit dem Ganzen auf das Genaueste verbunden seyn sollten. Sie dürfen also auch auf keine Weise auf einmal, und ohne vorher andere haltbare Stützen untergebracht zu haben, weggenommen werden, wenn nicht das Ganze erschüttert, oder wohl gar zertrümmert werden soll. In vielen Fällen erfordert es Zeit und vorbereitende Anstalten, um die Lücken auszufüllen, die durch Aufhebung und Veränderung einmal bestehender Einrichtungen nur zu leicht entstehen können. — Es können ja auch mit diesen letzteren gewisse Vorzüge und Rechte verbunden seyn, die mit ihrer Aufhebung zugleich mit wegfallen müssen, und die doch demjenigen, der sie besitzt, schon um seines Besitzstandes willen nicht geradezu genommen werden dürfen, ohne ungerecht zu seyn. So ist es wenigstens der Billigkeit gemäß, keinen in seinen Gerechtsamen zu stören, ehe man ihm nicht denjenigen Ersatz geben kann, den er mit Recht fordern darf. Daß aber gerade dieser Punkt gemeiniglich die meisten Schwierigkeiten hat, das weiß ein jeder, der darüber nachgedacht oder Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt hat. Wie viele Tausende sind in unsern Zeiten nicht durch revolutionäre Umstürzungen höchst unglücklich geworden, die doch wahrlich nicht alle das traurige Schicksal verdient haben,

das

das sie jetzt trifft? Und man überdenke nur viele Plane unserer Reformatoren, und die daraus entstehenden Folgen, ob nicht ganze Stände fallen müßten, wenn sie zur Ausführung gebracht werden sollten. Ist aber das wohl gerecht, ist es billig?

Dies sind die hauptsächlichsten Fehler, deren sich derjenige schuldig macht, der aus Reformationssucht überall stürmend zu Werke geht. Welche nachtheilige Folgen aber jede übel angebrachte, zu weit ausgedehnte, unvorbereitete, unzeitige und übereilte Reformation nach sich ziehen kann, das lehrt nicht nur die Sache selbst, sondern auch die traurigen Erfahrungen bestätigen es, die wir in unsern Tagen zu machen Gelegenheit haben. Sie sind zum Theil schon gehörigen Ortes berührt. Nur auf einige derselben wünschen wir insbesondere noch aufmerksam zu machen, da sie, recht erwogen, jedem Menschenfreunde Klugheit und Vorsicht bey seinen Reformationen zur heiligsten Pflicht machen müssen.

Jede Reformation, die einen Streit veranlassen kann, kann auch die Ursache zu Gährungen werden, welche dem Staate und den Regenten gleiche Gefahr drohen. Und kein Kampf pflegt wilder, verheerender und furchtbarer zu seyn, als derjenige, wobey es auf die Behauptung gewisser

Meinungen und Rechte ankömmt. Jede Reformation aber, die stürmend und unüberlegt angefangen wird, kann gar leicht in einen solchen Streit für Meinung und Recht ausarten, und wer mag dann die traurigen Folgen berechnen, die daraus entstehen können? Der Reformator darf nur erst Mißtrauen gegen sich erweckt haben, bald wird daraus persönlicher Haß, und dann ist es nicht mehr möglich, auch bey den besten Absichten, etwas ausrichten zu können. Alle, die ihm nicht beystimmen, sehen ihn als einen Gegner an, der das Gegentheil von dem will, was sie wollen, als einen Feind, der ihnen das rauben will, was ihnen theuer und werth ist. Oder wenn die Meinung getheilt ist, so entstehen Parteyen, und, durch Parteysucht entflammt, werden die Gemüther noch erbitterter. Der Kampf wird allgemeiner, aber auch furchtbarer. Es kömmt nun nicht mehr darauf an, wer Recht hat, sondern wer sein vermeintes Recht am längsten behauptet, es sey durch Ueberstimmung, oder durch Ueberlistung und Macht; Gährungen, Verfolgungen und alle Ausbrüche der Parteywuth sind da unvermeidlich.

Ist es aber erst dahin gekommen, so ist es auf jedem Fall unsicher, ob und wie der Streit sich enden werde. Man hat dann nicht mehr die Zügel in seiner Hand, um das Ganze zu leiten. Auf Wahrheit wird nicht mehr gehört,

auf Recht und Billigkeit nicht mehr gesehen, auf Menschlichkeit und Tugend nicht mehr geachtet, und die Vernunft vermag nichts mehr über die Menschen. Nur wilde Leidenschaften erheben sich, und wie ein aufschwellender reißender Strom durchbrechen sie jeden Damm, wie ein verheerender Sturm zerbrechen sie Steuer und Mast. Dann ist es nicht mehr in unserer Gewalt, das Schiff zu leiten, wohin wir wollen, sondern wir müssen es gehen lassen, wohin die Wellen und der Sturm es treiben. — Die Geschichte unserer Zeiten ist voll von Beyspielen, welch einen unvorhergesehenen, oft traurigen Ausgang es nahm, wenn die Gemüther erst erbittert wurden, und die gegenseitigen Behauptungen Kampf und Streit veranlaßten. Selbst die französische Revolution nahm selten den Gang, den ihre Urheber vorgezeichnet hatten, gewöhnlich wurden sie selbst gewaltsam mit fortgerissen in den großen Strom, den sie nur in Bewegung gesetzt hatten. Viele große Ereignisse und furchtbare Auftritte erfolgten, die keiner vorhergesehen und geahnet, vielweniger gewollt hatte.

Ich füge dieser Betrachtung nur noch einige Beyspiele hinzu, welche dasjenige bestätigen und vielleicht in ein noch helleres Licht setzen können, was überhaupt von dem unweisen und übereilten Verfahren bey Reformationen gesagt ist.

Kein Vernünftiger wird es in Abrede seyn, daß die Beförderung einer ächten Verstandes-Bildung durchaus nothwendig sey, wenn die Menschen weiser, tugendhafter und glückseliger werden sollen. Und irgend einem Menschen das wohlthätige Licht der Wahrheit entziehen, oder ihn gar hindern wollen, durch eigenes Nachdenken demselben näher zu kommen, das wäre eben so grausam, widersinnig und unnatürlich, als wenn man ihm sein Gesicht rauben, oder gebieten wollte, mit gesunden Augen nichts zu sehen. Aber wie das Auge, wenn es schwach ist, den hellen Lichtstrahl nicht ertragen kann, so kann auch der Verstand das Licht der Wahrheit nur in dem Grade ertragen, als er fähig ist, sie zu begreifen und zu fassen. Soll also die Erleuchtung durch Wahrheit wohlthätig für die Menschen seyn, so muß man weder zu früh und mit einem Male, noch mehr aufklären wollen, als es für ihr gegenwärtiges Bedürfniß nöthig und heilsam ist. Diejenigen unserer aufklärenden Reformatoren thun also ihren Brüdern einen schlechten Dienst, die, ohne auf das Bedürfniß, oder auf das subjective Erkenntniß- und Fassungsvermögen derselben Rücksicht zu nehmen, gleich jede andere Meinung, jedes vermeinte Vorurtheil, jeden Irrthum angreifen, und ohne von dem Gegentheile aus anerkannten Gründen überzeugt zu haben, schon neue

Ideen aufstellen, und neue Wahrheiten vortragen. Durch eine solche übereilte und zu frühe Aufklärung richtet man oft unglaublich vielen Schaden an, wenigstens ist man nie sicher, Zweifel und Verwirrung, Mißverstand und Mißbrauch zu veranlassen. — Selbst Vorurtheile und sogar Irrthümer muß man, wenn sie nicht geradezu sittlich schädlich sind, in vielen Fällen stehen lassen, bis sie durch anderweitige Belehrungen von selbst fallen, und auf jeden Fall müssen sie mit weiser Schonung bestritten werden. Denn oft sind sie in das ganze Denk- und Handlungssystem der Menschen so verwebt, daß sie nicht angegriffen werden können, ohne zugleich den Grund der Sittlichkeit selbst, oder eines vernünftigen Glaubens zu erschüttern. So ist es z. B. ein sehr unweises Beginnen, vor gemeinen Christen gewisse positive Lehren des Christenthums geradezu als Vorurtheil oder vernunftwidrige Irrthümer anzugreifen, so lange sie noch mit aller Aufrichtigkeit der Ueberzeugung daran hängen, und es noch möglich ist, daß mit denselben auch zugleich ihr Glaube an das Christenthum selbst wankend gemacht werden könnte. Und unverantwortlich ist es, wenn man, um Aufklärung zu befördern, den christlichen Autoritätsglauben bey dem großen Haufen verdächtig macht, und dadurch zugleich die beste Stütze aller religiösen und sittlichen Bildung wegreißt. Eben

so ist es auch mit vielen politischen Meinungen, die wenn sie auch an sich wahr seyn können, doch vorjetzt noch nicht geeignet sind, ein Eigenthum des großen Haufens oder der ungebildeten Classe zu werden, so lange man noch fürchten muß, daß sie gar nicht oder ganz unrecht verstanden, und ganz falsch angewendet werden können.

Freyheit, und namentlich die bürgerliche Freyheit, in soferne darunter der ungehinderte Genuß und Gebrauch aller natürlichen und unveräußerlichen, so wie der im Staate wohl erworbenen Rechte verstanden wird, ist ein Gut, an welchem jeder Mensch in jedem civilisirten Staate Theil nehmen muß. Aber jeder Mensch darf nur so weit frey seyn, als seine Freyheit mit der Freyheit Anderer zusammen bestehen kann, jeder kann es nur in dem Grade seyn, als ihm sein sittlicher Zustand dazu ein Recht giebt. Denn die Freyheit des Einen darf nie die Freyheit des Andern aufheben, und nur moralische Freyheit kann der politischen Werth und Dauer geben. Im gesellschaftlichen und bürgerlichen Verein kann also nie aller Zwang aufgehoben werden, weil dieser die Menschen in ihren Rechten schützen muß, und nur nach dem Grade ihrer sittlichen Ausbildung können die Menschen in den gesellschaftlichen Verhältnissen frey seyn, weil sie nur durch sie fähig werden, ihre sinnlichen und eigen-

nützigen Triebe durch das Gesetz ihrer eigenen Vernunft einzuschränken. Dies sind Reflexionen, deren Wahrheit, weil sie in der Natur des Menschen und der gesellschaftlichen Verfassung liegen, nicht bestritten werden kann, und die, so oft nur von Freyheit die Rede ist, nie aus der Acht gelassen werden sollten. Aber was thun so viele unserer eifernden Freyheitsprediger? Sie reden von Freyheit und wissen vielleicht selbst nicht, was sie wollen. Sie würden, wenn sie ungehindert handeln könnten, alle die Uebereilungen und Fehler begehen, deren wir vorhin erwähnt haben. Da will man frey seyn in Dingen, worin keiner frey seyn kann, ohne alle Bande der bürgerlichen Ordnung und Wohlfahrt aufzulösen; man will die Freyheit, sofern sie nur durch innere Verdienstlichkeit erworben werden kann, mit gewaltsamen Händen erstürmen und an sich reißen, und — zerbricht ein Joch, um es andern wieder aufzulegen; man will die Menschen frey machen, ehe sie fähig und würdig sind, frey zu seyn, und — veranlaßt Gesetz- und Zügellosigkeit. — Wir geben es zu, daß Freyheit (wohlverstanden, eine Freyheit nach Gesetzen, welche machen, daß die Freyheit des Einen mit der des Andern bestehen kann) der letzte Zweck aller Staatsverfassungen ist. Aber zwischen der vollkommensten oder der höchsten Freyheit, und derjenigen, welcher die Menschen als Menschen und

nach ihrer subjectiven Würdigkeit fähig sind, liegt eine unendliche Kluft. So ferne indessen auch das Ziel, dem wir entgegen streben, seyn mag, so können wir uns demselben doch unaufhörlich nähern, aber durch nichts anders, als durch stufenweise Bildung unserer intellectuellen und moralischen Natur. Wenn diese von Seiten der Regenten nicht gehindert, sondern befördert, wenn sie von Seiten der Völker angenommen wird, so werden die Menschen von selbst frey, und es braucht dann keiner Freyheitspredigten oder Freyheitskriege. — Jede Freyheit, die nicht auf diese Art erworben wird, die nicht aus der sittlichen Würdigkeit herfließt und darauf gegründet ist, ist dem schädlichsten Mißbrauch unterworfen, kann nie von Dauer seyn, und macht die Menschen unaussprechlich unglücklich. Unsere neuen Republiken liefern uns hierzu die warnendsten Beyspiele. Freyheit ist die Basis ihrer Constitutionen. Aber man fragte nicht, ob und in welchem Grade die Völker fähig und würdig sind, frey zu seyn? und schon das bloße Wort, das bloße Bild, das man ihnen vorhielt, veranlaßte einen Fanatismus, der zwar auf der einen Seite Heldenthaten erzeugte, auf der andern aber die Köpfe schwindelnd machte, daß der Freyheitssinn in Ungebundenheit und Zügellosigkeit ausartete. Selbst die Machthaber der freyen Republiken sahen es ein, daß sie wieder zum

Zwangssystem (woraus sogar ein Schreckenssystem wurde) zurückkehren mußten, wenn sie nicht die völlige Desorganisation ihrer neugeschaffenen Staaten befürchten wollten. Die alten Fesseln waren zwar zerbrochen, aber neue mußten angelegt werden, weil die Völker noch nicht fähig waren, frey zu seyn. Freyheit und Barbarey läßt sich durchaus nicht vereinigen, kann durchaus nicht mit einander bestehen. Was läßt sich furchtbarerers gedenken, als dies kostbare Gut in den Händen roher, uncultivirter Menschen? Die Geschichte, auch der neuern Zeit, hat es uns gelehrt, zu welch einem Ungeheuer der Mensch ausarten kann, wenn er zu plötzlich, und ohne durch weise Cultur dazu vorbereitet zu seyn, aus dem Stande der Sclaverey in den Stand der Ungebundenheit versetzt wird.

Noch ein Beyspiel: Die Leibeigenschaft, so wie sie noch in einigen Ländern ist, empört jeden Menschenfreund, und es ist gewiß nur Eine Stimme darüber, daß sie aufgehoben werden müsse. Aber in den meisten Fällen dürfte man es in der That nicht anrathen, sie auf einmal und zu schnell aufzuheben. Man denke sich einen Menschen, der von Jugend auf in der Leibeigenschaft lebte, und dabey noch durchaus so roh, so stumpf und gedankenlos, so faul, eigensinnig und boshaft ist, als es in diesem Stande gewöhnlich ist, und nun ma-

che man ihn auf einmal zum eigenen Herrn. Seine Rohheit und Sinnlichkeit wird ihn zu den strafbarsten Excessen hinreißen, er wird aus einem Sclaven ein Tyrann werden, und die Seinigen tyranniſiren, er wird ſich der Faulheit ergeben, ſein Gut gedankenlos vergeuden, u. ſ. w. Dies iſt in der That auch der ſcheinbarſte Einwand gegen die Aufhebung der Leibeigenſchaft. Aber er fällt weg, ſobald nicht eine plötzliche, ſondern eine ſtufenweiſe Aufhebung gefordert, und die vorauszuſetzende nöthige Bildung der Leibeigenen nicht abſichtlich vernachläßiget wird.

Es iſt nicht möglich, bey einer Betrachtung, wie die, welche wir eben angeſtellt haben, eine ſo reichhaltige Materie ganz zu erſchöpfen. Es läßt ſich die Sache immer noch von mehreren und andern Seiten betrachten; es laſſen ſich vielleicht hin und wieder noch Einwürfe denken, die eine noch weitere Ausdehnung und nähere Beſtimmung nöthig machen. Aber meine Abſicht iſt ſchon erreicht, wenn nur die hier in Unterſuchung genommenen Gegenſtände mit mehrerer Ruhe angeſehen werden, als es bey einem überſpannten, parteyiſchen, vielleicht ſchwärmeriſchen Eifer möglich iſt; wenn nur ein weiteres, ruhiges und unparteyiſches Nachdenken über ſo wichtige Materien geweckt wird. Nur auf dieſem Wege des ruhigen Nachdenkens wird und kann es uns gelingen, auf ſichere, durch

Grundsätze und Erfahrungen bestätigte Resultate zu kommen. Wenigstens werden wir darin übereinstimmen, daß es nie gut sey, wenn man aus Reformationssucht überall stürmend zu Werke gehet; daß es vielmehr die Natur und der Charakter der Menschheit (nach welchem sich die Menschen nur allmählich der Vollkommenheit nähern, nur mittelst benutzter Erfahrung und berichtigter Erkenntniß Fehler und Irrthümer als solche anerkennen und ablegen) mit sich bringt, unabläßig zwar, aber stufenweise und mit aller der Schonung, welche schwache, leicht irrende Menschen verdienen, sie vom Irrthume zur Wahrheit, vom Schlechteren zum Besseren hinzuleiten, und sie so dem schönen Ziele näher zu führen. Hierdurch werden alsdann nicht nur die Gränzen genauer bestimmt werden, die man bey seinen Reformationen nach den besondern Bedürfnissen und den obwaltenden Zeitumständen nicht überschreiten darf, sondern auch die Art oder Methode, nach welcher man dabey verfahren muß, wenn man seinen Zweck erreichen will, wird sich mit ziemlicher Sicherheit daraus herleiten lassen.

Parhysius.

## 3.

## Auch ein Wort über Religionslehrbücher für die Jugend.

(Auf Veranlassung der von Rochowschen Aufsätze: Ueber Volkslehrbücher. Siehe Patr. Archiv. Heft 1. Seite 85.)

„Denke und handle, wie du nach dem Ausspruch deiner Vernunft (des Gewissens) und nach dem Willen Gottes (der Religion) denken und handeln sollst; das ist deine Schuldigkeit, weil du wissen und lernen, und weil du wollen und thun kannst, was recht ist; und — wenn du das thust, wird es dir jetzt und künftig wohl seyn.“

In dieser Formel, welche Forderung, Verpflichtung und Ermunterung in sich schließt, pflege ich auch vor Kindern den ganzen Umfang der Sittenlehre einzukleiden, und halte dafür, daß dabey

1. der reinen Sittlichkeit kein Eintrag geschiehet. Alles Bewegen zum Recht- und Guthandeln durch irgend einen eudämonistischen Grundsatz macht wohl legale, oder gesetzlich handelnde, aber nie moralisch- oder sitt-

lichhandelnde Menschen, und wirkt eben deshalb durchaus und nothwendig nur auf das Handeln, nicht aber auf das Gesinntseyn! Selbst in dem kantischen Grundsatze vermisse ich ungern die Erweiterung: „Denke und handle so“ ꝛc. — oder, damit das Wort denken nicht mißverstanden werde: „Sey so gesinnt und handle so“ ꝛc.

2. Daß dabey auch die uns angeborne Sinnlichkeit, der uns zu natürliche Wunsch und das erlaubte Streben nach Glück und Glückseligkeit nicht übersehen wird. Nur muß meines Erachtens das Glücklich- und Glückseligwerden durch Weisheit und Tugend nie als Pflicht-, sondern immer nur als Bewegungs- oder Ermunterungsgrund gebraucht werden. Sage nie: „Thue das — — auf daß du selig werdest“ - sondern immer: wie Jesus Christus, der Weiseste, „Thue das — — so wirst du leben.“ Der Pflichtgrund für religiöse Menschen sey von Kindheit auf kein anderer, als der: „Es ist dir gesagt, Mensch, was recht ist, und was der Herr dein Gott von dir fordert; und dabey unterlasse der Lehrer der Jugend nie, die Natur des

Sollens und Wollens — des Wünschens und Müssens — so wie die Unterschiede zwischen Gut

und Angenehm — Pflicht und Erlaubt — Glück und Glückselig — von früh auf zu entwickeln und einzuschärfen, und baue das Glücklich- und Glückseligseyn nur immer fester und sicherer auf das Glücklich- und Glückselig machen.

Der Einfluß dieser Gedanken auf Lehrbücher für die Jugend und sogenannte Katechismen, liegt zu Tage.

Bey dieser Gelegenheit einige Gedanken über die äußere Form derselben.

1. Nach meinem Dafürhalten sollte ein Lehrbuch, das zum und beym mündlichen, katechetischen, oder freyen Unterrichte gebraucht wird, weiter nichts enthalten: als die Anordnung, Stellung und Folge der Gegenstände, worüber die Unterredung oder Belehrung angestellt werden soll, — also nichts weiter seyn, als ein Leitfaden für Lehrer und Schüler, damit jener immer wisse, wo er auf seinem Wege stehe, wohin er sich weiter zu wenden habe u. s. w., und damit dieser auch wisse, wo er sey, wohin er geführt werden solle, was er zu merken, worauf er zu achten habe.

In diesem Leitfaden müßte nun

2. keine Erklärung, Definition, oder des etwas vorkommen, damit es dem verständigen und gewissenhaften Religions-Lehrer frey bleibe, nach

seiner Ueberzeugung über die vorkommenden Gegenstände zu lehren. Eben deshalb darf

3. kein biblischer Spruch in dem Lehrbuche citirt werden, weil es wieder Sache des Lehrers bleiben muß, nach seiner Ueberzeugung und nach den Fähigkeiten der Kinder zu wählen. Auch werden alle Kinderlehrer die Bemerkung gemacht haben, daß ein Spruchkatechismus die Aufmerksamkeit der Kinder stört, indem sie nun nur immer darauf denken, die folgenden Sprüche zu suchen, oder zu lesen, und darüber das Gespräch des Lehrers überhören. Wenigstens ist bey dem Unterrichte einer größeren Kinderzahl dieser Mißbrauch des Handbuchs kaum zu vermeiden.

4. Aus solch einem Leitfaden ist auch eben nichts zu lernen; und das ist gut, weil nun keine Definition mehr wörtlich gelernt wird, sondern das Kind Gedanken lernen lernt. Erklärte Bibel- und Gesangbuchsverse, auch mit unter ganze Lieder, weiset der Lehrer seinen Schülern natürlicherweise dessen ungeachtet gern zum Auswendiglernen an.

5. Ein Glaubensbekenntniß, das die Hauptlehre der Religion, ohne alle Beymischung einzelner, besonderer Secten-Erklärungen oder Meinungen, also den Glauben aller Christen, und ein Sittengesetz, das die Hauptgebote der christlichen Lehre concentrirt ertheilte, nach den bis

jetzt noch unübertroffenen und bis jetzt noch nicht zu abrogirenden Hauptstücken des unsterblichen Luther bleibt, damit von Jugend auf auch dem Gedächtnisse die Hauptmomente des Christenthums eingeprägt werden können, ein sehr wünschenswerthes Erforderniß. Diese Hauptstücke christlicher Lehre mögen dem Leitfaden voranstehen, oder ihm folgen, das ist Eins. Der Lehrer nehme auf ihren Inhalt immer Bezug.

Nun aber? was sollen unwissende Lehrer der Kinder, Stadt- und Landschulmeister, die sich selbst nicht helfen und rathen können, mit solch einem Skelett anfangen? — Dafür werden ihre Prediger gewissenhaft sorgen, und es an Privatanleitung zum Gebrauch des Büchleins, auch wohl an schriftlicher Erläuterung desselben nicht fehlen lassen. Ob eine gedruckte oder gedrängte, mit Beweissprüchen versehene Erläuterung rathsam seyn möchte? —

Vielleicht, daß dann das Ministerium der Altmärkischen Stadt Tangermünde, welches den Versuch gemacht hat, solch einen Leitfaden *) drucken

*) Dieser „Leitfaden zum Unterricht der Katechumenen“ (im Verlage und zum Besten der Tangermündischen Armen-Casse und bey Franzen und Grosse zu Stendal) ist vielleicht das vollkommenste, was je in dieser Art erschien, und verdient unstreitig zur Befriedigung der Wünsche Unzähliger allgemeiner bekannt zu werden. Das Exemplar kostet Einen Groschen. W.

drucken zu lassen und zu gebrauchen, veranlaßt würde, auf eine solche Erläuterung seines Leitsatzes zu denken. —

H . .

---

## 4.

## Daß und wie der Religionsverfall gewaltsame Staatsrevolutionen vorbereite.

„Gerechtigkeit erhöhet ein Volk."
Salamo.

Man hört in Deutschland das alte Klagelied über sichtbaren Verfall der Religion neu anstimmen; auch veranlassen die Zeichen unserer Zeit hier und da die Frage: welches wohl das Schicksal eines Landes seyn möchte, in welchem die Religion ganz vernachläßigt werde. In der That eine der wichtigsten Untersuchungen für jeden Vaterlandsfreund. Wer hierüber unbefangen nachdenkt, wird sich leicht überzeugen, daß die Wohlfahrt eines Landes innig mit der Religion verbunden sey, und da, wo man diese kalt und gleichgültig behandelt, jene unmöglich dauerhaft seyn könne. Diese Bemerkung scheint mir überhaupt, und ganz vorzüglich in den gegenwärtigen Zeitläuften des Platzes

in einer auf die Ruhe und Wohlfahrt Deutschlands abzweckenden Zeitschrift vor andern werth zu seyn. Ich weiß, daß Zollikofer, Ribbeck, Herzlieb, und andere achtungswürdige Patrioten diese Wahrheit schon ausführlich und schön aus einander gesetzt haben; aber dieß geschah theils von Stätten, die nur von Wenigen besucht werden, und theils in Büchern, die, so beliebt sie in ihrer Art sind, doch in die Hände einer zahlreichen Classe von Lesern gar nicht kommen. Ohnehin dürfte ein Wort zu seiner Zeit, von so wohlthätigem Einflusse auf das Ganze, und von solchen Männern geredet, zu jenen Belehrungen und Ermunterungen gehören, deren Wiederholung in veränderter Einkleidung keiner Entschuldigung bedarf.

Wenn ich behaupte, daß der Verfall der Religion den Verfall der Landeswohlfahrt nach sich ziehe: so dürfen meine Leser nicht besorgen, daß ich die Sache übertreiben, oder in die gewöhnlichen Klagen einstimmen werde, die man über den Verfall der Religion zu führen pflegt. Ich weiß, wie ungegründet, wie unbillig diese Klagen oft sind. Oft seufzt man, die Religion sey ihrem Verfalle nahe, wenn etwa in gottesdienstlichen äußern Gebräuchen die älteren Einrichtungen mit neueren vertauscht werden, oder in diesen und jenen Meinungen der Menschen über Lehren der Religion bald eine Totalveränderung vor-

gehet, bald hie und da nur eine abweichende Erklärung gehört wird.

Diejenigen, welche nicht Einsicht genug haben, um den Grund dieser Veränderungen zu begreifen; die ihre eigenen religiösen Vorstellungen für ursprüngliche Christuslehre halten: sind dann nur zu geneigt, zu fürchten, daß alsdann die wahre Religion selbst in Gefahr sey, indem man das Heiligste mit frevelhaften Händen antasten und zerstören wolle.

Dieß allein berechtiget uns daher noch nicht über den Verfall der Religion zu klagen. Denn einmal treffen diese Veränderungen nur selten das Wesentliche, die Hauptsache in der Religion. Sie gelten gewöhnlich entweder jenen geheimnißvollen Lehren, über deren Sinn und Bestimmung von jeher Streit geführt worden ist, und über die man nie einig werden wird, wenn man seine Vernunft nicht etwa dem blinden Glauben unterwerfen will; oder solchen Lehren, die keinen unmittelbaren, nahen Einfluß auf die Besserung und Beruhigung des Menschen haben, über die man daher so, oder anders denken, und doch wahre Religion haben, doch ein guter und zufriedener Christ seyn kann. —

Dann sind auch diese Veränderungen oft sogar wirkliche Verbesserungen. Zwar kann das Wesen der wahren Religion von uns weder verän-

dert, noch verbessert werden; sie bleibt an sich selbst ewig und unveränderlich, wie Gott, der die Quelle und der Stifter derselben ist. Aber wohl können unsere Vorstellungen über die Religion verbessert werden.

Auch der erste, größeste, liebenswürdigste Lehrer des Menschengeschlechts sollte, da er den ausgearteten Opfer- und Tempeldienst der Israeliten einst reformirte, ein Verächter und Lästerer des Gottes seiner Väter seyn; und man traf die ernsthaftesten Verfügungen, um ihn zum Schweigen zu bringen und seine Sache als unstatthafte Neuerung zu unterdrücken. Und doch war die Veränderung, die Jesus veranlaßte, eine Verbesserung, die für seine Zeitgenossen und für die ganze Nachwelt eben so wohlthätig wurde, als sie nothwendig war.

So können auch jetzt noch, durch Unverstand der Menschen, irrige Begriffe über einzelne Lehren des Christenthums unter einem Volke herrschend werden, deren Schädlichkeit, oder doch — Unnützlichkeit man endlich empfindet; man kann einsehen lernen, daß diese und jene Theile der äußern Gottesverehrung, deren Anordnung doch von der Willkür der Menschen allein abhänget, für unsere Zeiten nicht mehr passen, und schicklicher eingerichtet werden können und müssen. Aber von dem allen ist hier die Rede nicht, und ein vernünf-

tiger Christ, der das Wesen der Religion überhaupt und seiner Religion insbesondere kennt, wird dieß nimmermehr als ein Vorzeichen ihres nahen Verfalls ansehen. Nein, die Religion eines Landes geräth dann in Verfall, und bereitet den Untergang dieses Staates dann vor, wenn sie entweder in Aberglauben und leeren Ceremoniendienst ausartet, und so verkannt wird, daß man in ihre Außenseite Alles setzt; oder, wenn ihre wesentlichen Lehren zweifelhaft gemacht, gleichgültig und leichtsinnig behandelt werden.

Zuerst also: die Religion hört auf, wahre, bessernde und beglückende Religion zu seyn, wenn sie in Aberglauben und Ceremoniendienst ausartet. Dieß war in den Jahrhunderten der Verstandesfinsterniß, unter andern auch selbst mit den Lehren Jesu der Fall. Man verunstaltete diese durch Menschensatzungen; man mißbrauchte und verkannte sie fast ganz; man setzte die Religion des Geistes in einen gebrauchreichen und prunkvollen Gottesdienst, der nicht mehr Gottesverehrung war. Mit inniger Wehmuth denkt der Menschenfreund an diese unglücklichen Zeiten zurück, wo das reine, himmlische Christenthum unter den Händen unwissender, abergläubiger und herrschsüchtiger Menschen zu einem Deckmantel der Leidenschaften, zu einer Schatzkammer des Eigennutzes verunstaltet ward; und kein Wunsch

ist natürlicher, als der, daß diese Zeiten nie wieder zurückkehren mögen; zumal, da Gewissensbedrückung, Glaubenszwang und Religionsverfolgungen in dem Gefolge jenes Aberglaubens, welcher Religion genannt wurde, die Oberstellen einnahmen.

Aber eben so traurig und eben so gewiß ist der Verfall der Religion dann nahe, wenn die Hauptlehren derselben aufhören, gehörig erkannt, geschätzt und befolgt zu werden.

Der Vorbote dieses Verfalls ist allgemein einreißende Zweifelsucht. Wenn man einerseits anfängt, die wichtigen Lehren von Gottes Daseyn, von seiner Vorsehung und Aufsicht über unsere Handlungen und Schicksale, von der göttlichen Bevollmächtigung unsers Religionsstifters, von der Fortdauer unsers Daseyns nach dem Tode und einer gerechten Vergeltung unserer Thaten in jener Welt, zu bezweifeln und zu bestreiten; und andererseits diese Zweifel, Einwürfe und Bestreitungen höchst unvorsichtig ausbreitet, wohl gar absichtlich selbst den Unkundigen und Schwachen vorträgt, so daß sie in die geringsten Classen des Volkes sich einschleichen: dann kann man beynahe mit Sicherheit darauf rechnen, daß wenigstens auf einige Zeit das Gebäude der Religion erschüttert und wankend gemacht wird. Denn wie wenige sind derer, die Einsicht, Scharfsinn und Muße

genug haben, diese Zweifel zu lösen, die verworrenen Vorstellungen gehörig zu entwickeln, die Einwürfe und Bedenklichkeiten zu widerlegen, Gründe und Gegengründe abzuwägen und die bezweifelte Sache aufs Reine zu bringen. Da wird denn der Schwächere irre gemacht; und indem er sich aus allen den Schwierigkeiten nicht herauszuhelfen, und die einzelnen Zweifel und Einwürfe nicht zu heben weiß, wird ihm die ganze Religion zweifelhaft; er hat nichts, woran er sich festhalten könnte, und wirft mit dem Glauben an die Verpflichtung des Christenthums zugleich die beste Stütze seiner Tugend und seiner Ruhe hinweg. Noch Mehrere aber ergreifen begierig Alles, was von der Religion Nachtheiliges gesagt und geschrieben wird, weil gerade Das ihren verkehrten Neigungen, ihrer unsittlichen Denkungsart und Handlungsweise überaus willkommen ist. Bis dahin wurden sie noch durch eine gewisse Achtung gegen das Gebot der Gottheit und durch die geheime Ahnung eines künftigen richterlichen Urtheils zurückgehalten; wenn sie unrecht thaten, so geschahe es doch nicht ohne innere Aengstlichkeit, und sie erlaubten sich manche Ausschweifung schon darum nicht, weil ihnen das strafende Gewissen keinen ruhigen Genuß vergönnte. Aber nun hören, oder lesen sie, daß es mit den Lehren des Christenthums, mit den Vorschriften und Ankündigungen

der Religion nicht seine unbezweifelte Richtigkeit haben, daß sich dagegen noch manches sagen lassen könne: freudig ergreifen sie das; jeder Zweifel erhält in ihren Augen doppeltes Gewicht, jede Einwendung scheint ihnen unwiderleglich, weil es ihr verderbtes Herz so wünscht; und so versinken sie in Unglauben, oder überreden sich selbst, daß sie — und führen eine Sprache, als ob sie — nichts mehr glaubten, um nur ihr Gewissen desto sicherer einschläfern zu können.

So entstehet Geringachtung, ja selbst Verachtung der Religion. Man giebt sich die Miene der Freydenker, man bestreitet, belächelt und belacht wohl selbst das Ehrwürdigste und Heiligste. Es nimmt ein Leichtsinn überhand, der zu allem vernünftigen Nachdenken über die Angelegenheiten unseres Geistes unfähig macht, und sich weder durch das Andenken an Gott, noch durch die Heiligkeit der Pflicht, noch durch das Hinschauen auf eine vergeltende Ewigkeit in Schranken halten läßt.

Die Folge davon ist eine Vereitelung des Sinnes, wobey man nichts achtet, als die Güter der Erde, nach nichts strebt, als nach ihrem Besitze, nichts wünscht, als Ergötzung der Sinne, und wobey der Mensch so tief unter seine Würde erniedriget wird, daß er sich nur noch durch sinnliche Triebe und Temperamentsneigungen leiten läßt.

Daß damit die Geringachtung, auch alles deſſen, was zur äußerlichen Gottesverehrung gehört, verbunden iſt, verſteht ſich von ſelbſt; und daß dieſe Geringſchätzung und Verachtung des äußeren Gottesdienſtes eine immer größere Vernachläßigung und einen immer tiefern Verfall der Herzens- und Lebens-Religion nach ſich ziehen müſſe, iſt eben ſo gewiß. Auch wenn man weit davon entfernt iſt, kirchliche und häusliche Andachten und Andachtsübungen als das Weſentliche des Chriſtenthums anzupreiſen; ſo bleiben ſie doch unſtreitig das ſicherſte Mittel, um das Andenken an Gott und an die Pflicht lebendig und wirkſam zu erhalten. Ja, für die mehreſten Menſchen giebt es keine andere Gelegenheit, als dieſe, um in der Erkenntniß der Religion weiter zu kommen, und in einer religiöſen Denkungsart ſich zu befeſtigen. Sobald alſo dieß Beſuchen der öffentlichen Andachtsſtunde ſichtbar vernachläßiget, ſobald an Vorträgen über Wahrheiten der Religion kein warmer Antheil mehr genommen wird, ſobald unſere Sonn- und Feſttage für die Mehreſten weiter nichts mehr ſind, als Tage der Ruhe, des Müßiggangs und der üppigſten Zerſtreuungen: ſo kann man fürchten, daß in einer Stadt und in einem Lande, wo dieß der Fall iſt, auch die Religion zu fallen, und ihren wohlthätigen Einfluß zu verlieren in Gefahr ſtehe.

Aber sicher wird sie nicht ungestraft verachtet; sicher wird es sich bald zeigen, daß von dem Verfall der Religion, der Verfall der Wohlfahrt eines Landes unzertrennlich ist. Unglücklich ist zuvörderst das Volk, und übelberathen das Land, wo man das sclavische Festhalten an gewissen Lehrmeinungen, die man glaubt, weil es so befohlen, oder so herkömmlich ist, für Religion hält, wo man glaubt, ohne nach dem, was man glaubt, zu handeln; unglücklich das Volk, und übelberathen das Land, wo die Gottesverehrung in bloßen Ceremoniendienst ausgeartet ist, und unter der Last äußerer gottesdienstlicher Vorschriften, Gebräuche und Uebungen die Verehrung des allerhöchsten Geistes im Geist und in der Wahrheit weder gekannt, noch geübt wird! Da schmeichelt sich der gern und leicht betrogene Mensch mit dem Beyfalle der Gottheit, weil er vielleicht mit Selbstverleugnung streng ist, in pünktlicher Beobachtung jener äußern Vorschriften, oder blindlings gehorsam die anbefohlenen Glaubenslehren annimmt. Aber im Grunde bleibt man bey diesem blinden Glauben und diesen mechanischen Uebungen nur zu leicht eben so ungebessert, als unaufgeklärt; man überläßt sich um so sicherer den Unordnungen und Ausschweifungen, da man sie zu seiner Zeit durch Beichten und Abendmahlgehen, durch Fasten und

Büßungen wieder gut zu machen gedenkt. Am Schlusse eines durchträumten oder durchgesündigten Lebens wirft sich dann Fürst und Unterthan in die Arme der Barmherzigkeit Gottes, die er durch Gelübde und Bußthränen gewinnen zu können glaubt, und hat nicht einmal Arges daraus, wenn an seinem Lebensziele noch Etwas in ihm spricht, worauf er im Leben zu hören nicht gewohnt war.

Solch eine zu Aberglauben herabgesunkene Religion — welche Geißel ist sie für ein Land! Fleiß in nützlichen Geschäften, Treue im Beruf, Redlichkeit im Handel und Wandel, häusliche und öffentliche Glückseligkeit, Unschuld des Herzens und Gerechtigkeit, Billigkeit und Güte im gegenseitigen Verhalten — das alles verschwindet nach und nach, wenn es nicht hier und da noch Folge der — verdienstlosen und unsichern Temperamentstugend, oder des anderweitig wieder so gefährlichen Eigennutzes ist; und Armuth, Schwäche, Bedrückung, Tyranney entnerven und verzehren das Volk, das, begünstiget mit den besten Geschenken der Natur, das glücklichste seyn könnte, wenn es von aufgeklärter Religion und ächter Religiosität geleitet würde. Und es ist da noch immer ein Wunder, wenn jene schrecklichen Auswüchse des Aberglaubens und der Verfinsterung: Gewissensdruck und Glaubenszwang, aus solch einem Boden nicht hervorsprießen.

Der Aberglaube — das lehrt die Erfahrung aller Zeiten — zerstört das Wohl eines Landes! aber nicht weniger zerstörend und verderblich ist der herrschend werdende Unglaube. Ueberhaupt läßt sich die Wohlfahrt eines Landes nicht denken, so lange die einzelnen Einwohner desselben innerlich nicht ruhig, nicht zufrieden sind. Und was gründet wahre, innere Zufriedenheit — was bringt uns mit uns selbst, mit unsern Schicksalen und mit der Welt in die glücklichste Harmonie? — Doch in der That die Ueberzeugung von dem Daseyn und der Aufsicht eines Wesens, das mit Weisheit und Güte für seine Geschöpfe sorgt, ihre Schickungen anordnet und sie auf der Bahn der Pflicht einer in die Ewigkeit hineinreichenden Vervollkommnung und Beseligung entgegenführet.

O diesen Glauben braucht der Mensch hienieden so nothwendig, daß er ohne ihn keiner wahren dauerhaften Ruhe, keiner rechterquickenden und seiner würdigen Freude genießen kann. Ohne diesen Glauben ist der Mensch gleichsam in eine Wüste verstoßen, wo er kein letztes Ziel seiner Wünsche und Bestrebungen absiehet, es nicht einmal ahnet, keinen sichern Pfad findet, und sich, wenn er sinnend umher blickt, von tausend Gefahren umgeben siehet, ohne irgend ein helfendes, stützendes Wesen zu kennen; wo er schlafen,

wo er träumen muß, um nur auf Augenblicke glücklich zu seyn! —

Und gesetzt auch sogar, ein Volk befände sich dem Aeußern nach im glänzenden Wohlstande, werde von guten Gesetzen beherrscht, sey furchtbar und mächtig: wer möchte es wahrhaft glücklich nennen, so lange den einzelnen Mitgliedern die Seele des Glücks: gegründete, dauernde Zufriedenheit, mangelt? — Unstreitig hängt der Wohlstand eines Landes davon ab, daß die guten Gesetze auch beobachtet werden, daß wenigstens der größere Theil der Mitbürger treu seine Pflicht erfülle, daß Obrigkeit und Unterthan mit Wohlwollen einander zugethan sind, und daß sittliches Wohlverhalten im Allgemeinen herrschend sey. Aber was soll zur Erfüllung der Gesetze und zur treuen Beobachtung der Pflicht ermuntern, wenn die Religion ihre Kraft verloren hat? — Sie ermuntert, sie stärkt dazu. Wer einen allwissenden Gott, und ein Leben der Vergeltung glaubt, wem seine Pflicht, als von Gott geboten, heilig ist, und wer mit gewissenhaftem Ernste dem höchsten Ziele der Heiligkeit näher zu kommen strebt, nur der wird jede seiner Pflichten mit möglichster Treue und Pünktlichkeit erfüllen, nur der wird alles Gute, was er nach seinen Kräften in seinem Wirkungskreise thun kann, auch wirklich zu stiften

bemühet seyn, er wird um Gottes- und des Gewissenswillen auf seinem Posten treu seyn, und das ist durchaus etwas anders, als um der Strafe willen: aus Furcht — oder um des Lohneswillen: aus Ehrgeiz und Eigennutz — seines Berufes warten.

Nichts kann den Verlust der Religion in dieser Absicht ersetzen. Wer, die Gesetze der Obrigkeit nur darum befolgt, weil die Obrigkeit den Uebertreter straft, der wird sie auch nur in so weit und so lange befolgen, als er Strafe fürchten darf. Kann aber das Auge der Obrigkeit Alles bemerken, ihr Arm alles strafen? Findet Arglist und Gewissenlosigkeit nicht Auswege und Schlupfwinkel genug, sich dem Blicke und der Gewalt derselben zu entziehen? Oder steht es etwa schon dann gut mit der menschlichen Gesellschaft, wenn nur jeder das thut, was er durchaus, und von Gesetzes wegen thun muß? Giebt es nicht tausend ehrwürdige und wichtige Pflichten, die kein menschlicher Oberherr gebieten, tausend Unbilligkeiten und gemeinschädliche Vergehungen, die kein Richter bestrafen kann? — Gewiß, der Unterthan, der weder an Gott, noch an eine innere Verpflichtung zum Gehorsam gegen das Gesetz, noch an ein vergeltendes Leben nach dem Tode glaubt, mithin keine Religion hat, wird auch

seine Vorgesetzten nur in so weit ehren, als er Lust hat, oder muß; er wird, wo er seinen Vortheil dabey findet, den Gesetzen ausweichen, so viel er kann; die Obrigkeit hintergehen, wo es ihm nur möglich ist; wird murren und unwillig seyn, sobald es seinem Privatvortheil nicht gelingen will, die Regel der Pflicht zu verletzen und die Bande der Ordnung zu zerreißen. So wird es im Großen und im Kleinen seyn, und diese Vernachläßigung der Gesetze wird Unordnung auf Unordnung bewirken und allmählich ein solches Land seinem unvermeidlichen Untergange nahe bringen.

Und was soll den Oberherrn auf dem Wege der Pflicht erhalten, wenn es die Religion nicht thut? Er, der die Gesetze giebt, und dem man von Jugend auf mit dem Wahne schmeichelt, als sey er über die Gesetze erhaben, Er, der in sich selbst und außer sich Reizungen genug zur Uebertretung derselben findet, wird er nicht ungezügelter Wollüstling, oder habsüchtiger Eroberer, oder eigensinniger, hartherziger Tyrann werden, je nachdem Temperament und Neigung, oder Umstände und Menschen ihn leiten? Was soll ihn abhalten, sich seinen leidenschaftlichen Begehrungen zu überlassen, und zu handeln, wie es ihn gut dünkt, ohne auf Recht und Billigkeit Rücksicht zu nehmen? Wer kann ihn einschränken, wer soll ihn strafen, wer dem Unterdrückten Recht verschaffen,

wer für des Landes Bestes sprechen, wenn es die Religion nicht thut, die ihn an Den erinnert, der ein König der Könige ist, vor dem auch Er einst die Krone niederlegen muß, die er aus seiner Hand empfing, und der ihn, gleich dem geringsten seiner Unterthanen, in den Stand der Verantwortung und Rechenschaft setzen wird? Und würden jene Erinnerungen auch von treuen Dienern gewagt; wollte auch das Volk, der unverdienten Bedrückungen müde, sich gegen seinen Gebieter erheben, um sich selbst Recht zu schaffen: ist damit dem Elende abgeholfen? — Ist Verwirrung, Blutvergießen und Gesetzlosigkeit nicht jederzeit die schreckliche Folge solcher Empörungen, für welche Kinder und Enkel noch bitter genug büßen müssen? *)

Doch, ich habe noch nicht alles gesagt: Ueppigkeit, Eigennutz und Unsittlichkeit jeder Art sind fast unvermeidliche Folgen von dem Verfalle der Religion und der Religiosität. Menschen, die in dem Wohlgefallen der Gottheit, in der Reinigkeit des Herzens, in der Erfüllung der Pflicht, in ihrer Bestimmung für die Ewigkeit, nicht mehr ihre höchste Würde und ihre reinste Glückseligkeit zu finden wissen, wissen dann auch nichts Besseres und Wür-

*) Verglichen mit C. F. E. Herzliebs Predigten, herausgegeben von D. W. A. Teller. Zellichau, 1795.

Würdigeres, als das Vergnügen der Sinne und ein schwelgendes Wohlleben. Darin sucht man dann Alles, damit soll der nach Glückseligkeit dürstende Geist gesättiget werden! Einer sucht es nun dem Andern an Pracht und Aufwand zuvor zu thun. Man liebt die Freude nicht mehr, wenn sie nicht im kostbaren Prunk erscheint, mit lautem Gejauchze sich ankündiget. Man glaubt das Leben nicht zu genießen, wenn man nicht aus Einer Zerstreuung in die andere hinüber taumeln kann. Dieß Gift der Ueppigkeit und Verschwendung schleicht sich von den höheren Ständen in die niedrigeren ein; keiner ist mit seinem Loose, mit seinen mittelmäßigen Glücksumständen zufrieden. Man will mehr seyn, mehr glänzen, mehr genießen, als man nach den Gesetzen der Natur, nach der Beschaffenheit seiner Lage und seines Vermögens seyn, glänzen und genießen darf. Nun entstehet Mangel und Dürftigkeit und mit demselben auch die niedrigste Habsucht und der ungenügsamste Eigennutz. Jeder sucht mehr zu gewinnen, um seine erkünstelten Bedürfnisse befriedigen, seinem übelgeleiteten Hange folgen zu können. Ob das auf rechtem Wege geschehe, das kümmert Den nicht, der Gott und Pflicht und Ewigkeit nicht weiter achtet. Falschheit und Betrug nehmen im Handel und Gewerbe Ueberhand, der Mächtigere drückt den Schwächern, verzehrt das Mark des Landes, und

ättiget ſich mit dem Schweiße der Unterthanen; Recht und Gerechtigkeit ſind feile Waare; wer ſeine Verbrechen abkaufen kann, frevelt ungeſtraft fort; die Klage des unterdrückten Armen erreicht nicht mehr das Ohr des Richters, der für Alles taub iſt, nur nicht für die Lockſtimme der Beſtechung. Jeder iſt ſo viel werth, als er Vermögen hat; Armuth macht verächtlich, und das Verdienſt, das nicht äußerlich ſchimmert, wird überſehen!

An Vaterlandsliebe, an gemeinnützigem Eifer für Beförderung der Wohlfahrt des Volkes, iſt da nicht zu denken, wo Eigennutz Alles beherrſcht; wo jeder nur auf ſeinen Vortheil ſieht, nur für ſich zu gewinnen ſucht, wenn auch Alles um ihn her darüber zu Grunde ginge. Die ehelichen Bündniſſe werden ſeltener; denn wer ſoll den Aufwand einer Familie beſtreiten? und wem iſt es zuzumuthen, ſich in eine Ordnung zu fügen, die ſeiner ausſchweifenden Sinnlichkeit Schranken ſetzt? denn Keuſchheit, eheliche Treue, häusliche Eingezogenheit kennt man nur den Namen nach, und Meineide ſind Kleinigkeiten! Die leichtſinnige Jugend, deren ungeſtüme Triebe durch die Empfindungen der Ehrfurcht vor Gott und durch die Achtung gegen Reinheit und Unſchuld nicht mehr eingeſchränkt, vielmehr durch das Beyſpiel der Grö-

ßern, durch das Leſen üppiger Schriften, und durch das Anhören der ſchamloſeſten Geſpräche vor der Zeit aufgewiegelt und entzündet werden, ſtürzt ſich in die Arme der Luſt, verzehrt ſich in den Ausſchweifungen der Liederlichkeit, und iſt an Geiſt und Leib geſchwächt, wenn ſie anfangen ſoll, dem Vaterlande Dienſte zu leiſten, die Freuden des häuslichen Lebens zu verdienen, und durch aufopfernde Thätigkeit Segen um ſich her zu verbreiten.

So greifen Unſittlichkeit, Unordnung und Verwirrung überall um ſich, ſo zerrütten ſie jedes Land, aus welchem mit der Religion auch die Tugend entflohen iſt! — Man denke ja nicht, daß dieß Träume der Einbildung, und Uebertreibungen ſind! Die Geſchichte aller Zeiten — dieſe große und unwiderlegbare Lehrerinn — beſtätiget das Geſagte auf das Genaueſte. Wer beſonders mit den Begebenheiten der blühendeſten und mächtigſten Reiche der alten Welt bekannt iſt, und ſich an die Urſachen ihres Verfalles erinnert, der weiß, daß immer erſt Religion und Sittlichkeit fiel, ehe die Macht und das Glück dieſer Reiche vernichtet wurde.

Freylich geſchiehet das nicht mit Einem male. Nur nach und nach löſen ſich die Bande der Religion, und mit derſelben die Bande der Sittlichkeit und bürgerlichen Wohlfahrt auf; unvermerkt

windet sich der Pfad der Sittenlosigkeit — der bürgerlichen und religiösen Untugend — bis an den Abgrund hin, in welchen ein Volk, zum warnenden Beyspiele der Mitwelt und Nachwelt hinabstürzt. Aber am Ende muß es jedem Volke so gehen, sobald es die Gesetze Gottes — des Gewissens — der Religion freventlich mit Füßen trit.

Kein redlicher Deutscher sollte daher je den grossen Werth verkennen, welcher auch für die Ruhe und Wohlfahrt eines Landes aus der Religion herfließt. Sie, die eine unbestechliche Gerechtigkeit, eine unermüdende Treue im Berufe uns zur heiligsten Pflicht macht — sie, die Gehorsam gegen die Obrigkeit, Gewissenhaftigkeit in allen Handlungen, und uneigennützigen wohlthätigen Eifer für das Wohl Aller von uns fordert, und bey ihren wahren Bekennern auch bewirket; sie ist die Stütze jeder bürgerlichen Tugend; sie ist der Grundpfeiler, auf dem die Wohlfahrt und Sicherheit eines Landes unerschütterlich — fest ruhet:

Und einer Religion, die so überaus wohlthätig auf die Menschen einwirkt, sollten wir uns nicht ganz hingeben, nicht treulich anhangen? — Wir sollten nicht unsere Kinder, und Alle, die wir sonst, wegen unseres Einflusses auf sie, die unserigen nennen, mit Ehrfurcht für Gott, mit Anhänglichkeit an unsere Fürsten, mit

Liebe zum Vaterlande — kurz mit dem Sinn für Das, was gut und recht ist, erfüllen? sie nicht zu guten, erleuchteten Christen und Staatsbürgern bilden? — Gewiß dieß ist die beste Erbschaft, die wir ihnen, und die segenreichste Wohlthat, die wir dem Vaterlande zurücklassen können. Denn was ein Weiser des Alterthums schon vor Jahrtausenden sagte, das bleibt noch immer wahr: Gerechtigkeit, auf Religion gegründete Tugend, erhöhet ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben!

# II.

# Patriotiſche Vorſchläge.

## 6.

## Zur Errichtung eines wohlverdienten litterariſchen Prangers.

In ſo mancher Leſebibliothek, beſonders in großen Städten, wird ein ſchändlicher Handel mit ſogenannten heimlichen Büchern getrieben. — Darunter verſtehet man aber nicht etwa die von der Cenſur verbotenen politiſchen, philoſophiſchen, ſtatiſtiſchen und dergleichen Schriften, ſondern die üppigſten und abſcheulichſten Bücher der Wolluſt. — Viele davon kennt weder die Policey noch das Publicum. Jene würde ſonſt gewiß ſtrenger in Aufſuchung derſelben ſeyn, und dieſes ſorgfältiger davor behütet werden können. — So mancher Vater, Lehrer oder Meiſter, der die Knthrdn., oder die Dnkwrdgk. d. v. H., Grcts Gdcht, Lndmn hſt Wlt, ds glnt Schſn u. ſ. w. dem Namen nach nicht kennt, wird, wenn er nicht gerade durch die Kupfer belehrt wird, gewiß

nicht darauf fallen, daß diese Bücher den ächten Pesthauch für Unschuld und Tugend enthalten. — Es giebt aber noch mehrere solcher schändlichen Schriften, welche sich weder durch Titel, noch Kupfer verrathen, und also noch weniger von Eltern und Erziehern erkannt werden können. —

Wie wäre es nun, wenn man diese Scheusale unserer Litteratur mit menschenfreundlicher Sorgfalt überall in Deutschlands Bücherläden und Büchersammlungen aufsuchte, und ihren Verfassern (den Schriftstellern, wie den Kupferstechern) und Verlegern (den Buchhändlern, wie den Büchertrödlern) nachspürte, sie zu entdecken suchte, um sie an den litterarischen Pranger zu stellen *) und sie außerdem noch, von Obrigkeits wegen, in eine der Schändlichkeit und Schädlichkeit ihrer Gewinnsucht angemessene Strafe zu ziehen? — Wie wäre es, wenn Menschenfreunde, die es übersehen könnten, dergleichen Schriften nach und nach aufkauften,

*) Ich halte dafür, daß dieß geschehen könne und müsse, ohne diese Bücher ihrem Titel nach in dem Allg. Litt. Anzeiger (wie derselbe in Nr. 17. 1799. vorschlägt) bekannt zu machen. Mancher junge Wüstling, der zwar selbst durch sie nicht mehr zu verderben, aber doch lüstern nach solcher Waare ist, würde, wenn er sie noch nicht kennt, dadurch nur veranlaßt werden, sie sich von seinen schändlichen Helfershelfern herbey schaffen zu lassen, und dann gelegentlich noch manche Unschuld damit vergiften. D. H.

und sie — öffentlich und mit obrigkeitlicher Erlaubniß — verbrennen ließen? — Sollte dieß nicht auf Verfasser, Verleger, Lese-Bibliothekare und Büchertrödler mehr Eindruck machen, als wenn man sie, im Entdeckungsfalle, um wenige Thaler straft? —

Wer einen Menschen aus dem Wasser gezogen, oder ihm auf andere Art das Leben gerettet hat, bekömmt eine Belohnung an Gelde — das ist löblich, denn ein Menschen-Leben ist mit 10 und 20 Rthlrn. in der That noch zu wohlfeil bezahlt. — Jene anstößigen Bücher rauben aber — das ist nicht zu leugnen — Tausenden Gesundheit, Unschuld und Leben, bevölkern Spitäler und Lazarethe — verpesten oft bis in das dritte und vierte Glied — und prägen die Sünde der Väter mit unverkennbaren Zügen auf das Gesicht der Kinder. — Wie nun, wenn begüterte Privatpersonen, oder wenn Obrigkeiten ansehnliche Belohnungen Dem ertheilten, welcher einen Verfasser, Verleger, Verleiher und Vertrödler solcher scandalösen Schriften entdeckte und anzeigte — und die Schriften selbst aufkaufte und der Obrigkeit überlieferte? Man würde sich so in der That große Verdienste um die Menschheit erwerben; — man würde nicht Ein — sondern tausend Menschenleben erhalten — man würde die negative Ursache seyn, daß sich das Laster der Wollust und alle dahin einschlagenden

Kenntniſſe hier und da gar nicht, oder doch wenigſtens nicht ſo ſchnell in Familien einſchleichen könnten. — Wo wäre alſo auch wohl eine Aſſignation auf landesherrliche Prämien-Caſſen rechtlicher und zweckmäßiger angewandt, als hier? —

---

## 7.

## Zur Benützung einiger bisher wenig angewandten Mittel, den Patriotismus zu erwecken.

Der rühmlichſt bekannte Schriftſteller Herr Dr. Ackermann zu Zeiz hielt daſelbſt am 9ten April 1791. in einem für die Armen gegebenen Concerte, zur Gedächtnißfeyer eines großen Patrioten der Stadt, (des achtungswürdigen, verewigten Zeumers, der durch ein Teſtament vom 24ſten März 1774. den Zeiziſchen Armen 24000 Rthlr. ꝛc. und zu Stipendien für arme Studirende, 3000 Rthlr. vermacht hatte,) eine ſchöne Rede über einige Mittel, den Patriotismus zu erwecken. Er rechnet unter andern auch die Muſik — obgleich nicht die überkünſtelte — unter dieſe Mittel.

„Möchtet Ihr — ſo redet er die großen Tonkünſtler unſerer Zeit an, möchtet Ihr Euch doch

nicht von einem schlechten Modegeschmack hinreißen lassen! Möchtet Ihr innig fühlen, wie viel Ihr vermöget, wie viel Ihr nützet, wenn Ihr Producte liefert, welche der erhabensten Bestimmung der Musik angemessen sind, Producte, welche den Geist des Menschen erheben, nicht zum Sclaven der Ueppigkeit erniedrigen; ihn zu großen Thaten anfeuern, nicht weichlich und zu wichtigen Geschäften untüchtig machen! Möchtet Ihr Euch mit den ersten Dichtern unserer Zeit vereinigen, Vaterlandsliebe in den Herzen Eurer Mitbürger zu erwecken und zu beleben! Welcher Ruhm ist dann Euer Loos! Welchen Dank zollt Euch dann noch die späteste Nachwelt!“

In Verbindung mit dem Zauber der Harmonie wünschte der Redner vorzüglich Nationalfeste, als Mittel, den schlafenden Patriotismus zu erwecken, eingeführt zu sehen, als woran es uns Deutschen so sehr fehlt, wie an Gemeinsinn. „Man lasse, sagte er, berühmten Männern des Vaterlandes zu Ehren, prachtvolle Denkmähler an öffentlichen Plätzen errichten! Man lasse ihnen zu Ehren Münzen prägen:“ und doch wird alles dieses nicht so viel wirken, als Volksfeste von Musik begleitet. Staunend steht mancher vor jenen Monumenten und bewundert

mehr die Geschicklichkeit der Künstler, die sie verfertigten, als die Größe der Männer, welchen zu Ehren sie errichtet wurden. Flüchtig betrachtet Mancher auf Münzen das Bild eines Philosophen, eines Staatsmannes oder eines Helden: und mißt die Größe dieser Männer — nach dem Werthe der Münzen. Man feyre aber ein Nationalfest: und welche Aufmunterung zum Patriotismus! Alles spricht laut an diesem Tage von der wichtigen Begebenheit, deren Andenken gefeyert werden soll: und wichtiger wird uns das Vaterland selbst, wo sie geschehen ist. Alles lobet laut an einem solchen Feste den Mann, dessen Andenken geehrt werden soll: und stolz werden wir auf das Vaterland, das ihn erzeugt hat. So weit sich dieses Land erstreckt, überall herrscht an dem festlichen Tage Frohsinn. Ungleichheit der Stände störet nicht das Vergnügen: gleichen Antheil nimmt daran der Hohe und der Niedrige: und was ist natürlicher, als daß dadurch ein wohlthätiger Gemeingeist erzeugt und genährt wird? — Man eilet an einem solchen Feste in die Tempel: und die Religion macht den Gemeingeist stärker, den Patriotismus edler und wirksamer. War die Begebenheit, deren Gedächtniß an Einem Tage von einer ganzen Nation gefeyert wird, Wohlthat für viele tausend Menschen, war der Mann, welchem zu Ehren ein ganzes Volk ein Fest begehet, ein großer Wohl-

thäter seiner Zeitgenossen und Nachkommen: welche Aufforderung für jeden rechtschaffenen Staatsbürger, vorzüglich solche Tage durch Wohlthun zu bezeichnen, und sein Privatinteresse an diesem Tage dem Wohle des Staats aufzuopfern! — So wichtig sind also die Vortheile, welche uns Volksfeste verschaffen können. Und wir wollten uns nicht bestreben, diese Vortheile zu erlangen? —

Nur ist es dabey ein etwas schwieriges Problem, bey den Anordnungen solcher Volksfeste die Grundsätze der Einfalt und Würde mit dem der Wahrheit und Anmuth zu verbinden; und dann die Fragen: wer trägt die Kosten? wer ersetzt die darüber für den Arbeiter verloren gehenden Tage und Stunden? und wer bürgt dafür, daß nun Ausschweifungen und Mißbräuche mancher Art verhütet werden? Beynahe ist die Beantwortung dieser Fragen in unsern Zeiten noch schwieriger, als die Lösung jenes Problems. Und doch ist es nicht leicht, die Sache so einzuleiten und die Partien des Ganzen so zu stellen, daß nicht Nachbilder jener lächerlichen Comödien ans Licht kommen, womit das französische Volk amüsirt werden soll und sich — kaum noch amüsiren läßt.

Zu musikalischen Volksfesten ist überdieß nur in großen Städten die Möglichkeit vorhanden. Wissen doch — das glückliche Thüringen ausgenom-

men — nicht einmal unsere kleinen Landstädte von erträglicher Kirchenmusik, und auf den Dörfern giebt es ja selten einmal Einen, der nur seinen Baß streichen könnte. Was noch zu thun wäre, könnte einzig durch musikalische Schulmeister und Cantoren bewirkt werden, wenn sie die Dorf- und Stadtjugend zur Vocalmusik anleiteten.

---

## 8.

## Zur Ausrottung der mediciniſchen Pfuſcherey unter den Landleuten, und zur zweckmäßigern Behandlung der Kranken.

Man ſollte es kaum glauben, wie oft die armen Landleute der Hülfe und des Troſtes ihres Predigers bedürfen, und wie ſie ohne dieſen, beſonders in Krankheiten, oft ganz verlaſſen ſeyn würden. *)

Niemand bekümmert ſich um ſie, wenn es nicht der Prediger thut. Sie nehmen daher nicht ſelten zu unnatürlichen Mitteln ihre Zuflucht, um ſich wieder geſund zu machen, und morden ſich aus Unwiſſenheit und Aberglauben. Ihre gute Natur hilft zwar Manchem, aber Viele werden doch auch

*) Eine der wichtigſten Gründe gegen die hier und da in Vorſchlag gekommene Einziehung von Predigerſtellen und Vermehrung der Filiale.

das Opfer der unzulänglichen, oder gar verkehrten Selbst- und Pfuscher-Hülfe.

Selbst wenn von Obrigkeits wegen, z. B. in der Ruhrzeit, wohlthätige Verhaltungsregeln von der Kanzel herab, oder vom Schulzen der Gemeine vorgelesen werden, ist es noch durchaus nothwendig, daß anderweitige Mitwirkungen des Predigers, zum Heile derer, denen sonst nur halb geholfen ist, hinzukommen. Ich führe, um die Richtigkeit dieser Behauptung zu zeigen, hier einen unserer Landprediger redend ein:

„Ich schaffte mir im Herbste 1789, als die rothe Ruhr in meiner Gemeine zu wüten anfing, Brechmittel und Rhabarber, in Portionen getheilt, für Alte, Mittlere und Kinder an; unterrichtete mich erst selbst von der Beschaffenheit und Heilungsart dieser Krankheit, und ließ dann durch den Schulzen der Gemeine bekannt machen: daß, wer einen Anfall von der Ruhr spüre, sich sogleich bey mir melden solle; weil ich Mittel dagegen angeschafft hätte. Dieses thaten die Meisten, und ich habe meine Patienten, deren bis jetzt zehn gewesen, mehrentheils von mittlern Jahren und Kinder, glücklich durchgebracht. Ein einziger junger Bursche von 23 Jahren, der nicht zu mir gekommen, weil er es nicht gewußt, und der die Ruhr mit einer Suppe von Schöpsentalg gestopft hatte, starb daran; so wie ein Mädchen

von 11 Jahren, bey der zu spät etwas gebraucht wurde.“

„Dabey besuchte ich die Kranken fleißig, und war die Krankheit bedenklich, so wies ich sie sogleich zu einem Arzte. Freylich kostet mich das einige Groschen, indem die Bauern gewöhnlich die Kosten zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit scheuen: allein ihr Dank, ihre Liebe und die Gefälligkeiten, die sie mir bey jeder Gelegenheit wieder erzeigen, ersetzen mir diese Unkosten reichlich. Meine Sophie erquickt die Schwachen oft mit einer Suppe: und so lebe ich jetzt als ein Bruder unter Brüdern, um dereinst, wenn Gott will, als ein Vater unter Kindern zu leben. In einem kleinen Dorfe, eine halbe Stunde von meinem Wohnorte, starben an dieser Krankheit 13 Personen; weil viele unter ihnen zu unnatürlichen Mitteln ihre Zuflucht genommen hatten. Einige hatten Erde, Baumrinde, Papier in Milch gekocht, eingenommen. Der Prediger dieses Orts hatte deshalb einen Bericht an das Amt gemacht, und dasselbe ersucht, einen Arzt hinzuschicken, in der Meinung, daß solcher vom Amte bezahlt werde. Allein das letzte geschieht nun einmal nicht.“

Der Landphysicus schickte wöchentlich einige junge Aerzte her; diese kamen zu Pferde und in Wagen, und die Rechnung stieg bald auf 20 Thlr. Diese sollen nun die Bauern bezahlen. Das wol-

len und können Manche auch nicht, indem sie vorgeben, sie hätten keinen Arzt verlangt. Die Regierung wird sich also genöthiget sehen, diese Kosten auf das ganze Amt zu legen, damit die Aerzte zu ihrer Zahlung gelangen. Was für schlimme Eindrücke dergleichen Verfahrungsarten auf die Gemüther der Landleute machten, läßt sich denken. Sie gehen dann bey einfallenden Krankheiten lieber zu einem alten Weibe oder Pfuscher, wo man sie geduldig anhört, und ihnen wenig abfordert. Mir ist daher längst eingefallen, meine Bauern zu bereden, eine gemeinschaftliche Casse zu errichten, zu welcher ein jeder Hauswirth alle Monathe beytrüge, worüber eine oder zwey Personen aus der Gemeine Rechnung führten, und aus welcher man, bey einfallenden Krankheiten, den Arzt und die Arzeney bezahlen könnte. Dieß müßte freylich unter Leitung und Aufsicht des Predigers geschehen, und dieser müßte dann auch die Mühe über sich nehmen, den Arzt von dem jedesmaligen Zustande der Kranken zu benachrichtigen. Ich warte nur auf günstigere Zeiten und Umstände, um diesen Plan auszuführen, und bereite meine liebe Gemeine einstweilen im Stillen dazu vor.“

---

# III.

# Patriotiſche Charakterzüge.

## 17.

## Herr von B... in der Churmark Brandenburg.

Herr von B... auf und zu N..., deſſen Namen bloß mit dem Anfangsbuchſtaben zu bezeichnen, ſeine außerordentliche Beſcheidenheit mir zur Pflicht macht, iſt zu werth, auch außer der Mark gekannt und geehret zu werden, als daß ich nicht einige Züge ſeines wahrhaft edlen Charakters, von mir und zweyen andern Freunden ſeines Hauſes geſammelt, freudig allen meinen Leſern mittheilen ſollte. Zwar darf und werde ich mir nicht erlauben, in das Detail der Verhältniſſe dieſes noch lebenden Mannes und ſeiner ehrenwerthen Familie einzudringen: aber dieß iſt auch nicht erforderlich, um ſeinen moraliſchen Werth einigermaßen anſchaulich zu machen. Alſo hier bloß im Allgemeinen, was dieſen Edelmann, als Familienvater, als Guts-

herr, und als Kirchenpatron, einem jeden, der ihn kennt, so achtungs- als liebenswürdig macht.

1. Der Familienvater.

Wenn es ehrenvoll ist, einen festen Charakter zu haben, so gebühret diese Ehre Herrn von B... im hohen Grade. So wie er in den Augen der großen Welt, in allen Lagen und Verhältnissen jederzeit und in aller Hinsicht sich selbst gleich bleibet, so ist er auch in seiner Familie immer derselbe. Das sagt nicht wenig. Denn was ist schwerer, als auch im Negligee zu bleiben, was Mancher im Gallakleide gern scheinen möchte. Schon die Außenseite unsers B.., seine mit Ernst und Würde verbundene Freundlichkeit, sein zuvorkommend gütiges, gefälliges Wesen kündiget den Mann an, der an sich zieht und Zutrauen wecket. Und daß dieß nicht, wie so oft, bloß Affectation, sondern reiner Abdruck der Seele ist, zeigt sich in seinen Handlungen. Besonders bemerkenswerth ist das Betragen gegen die unter seinen Augen aufwachsenden Enkel; musterhaft der Eifer, mit welchem er sich die moralische Bildung derselben angelegen seyn läßt. Ich habe es oft mit innigem Vergnügen bewundert, mit welcher stets regen Wachsamkeit er jedem, auch dem entferntesten, nachtheiligen Eindrucke vorzubeugen sucht, welchen dieses oder jenes Gespräch, diese oder jene nicht wohl überlegte Aeußerung ir-

gend eines Erwachsenen auf die jugendlichen Gemüther, machen könnte. Ueberall ist er bemühet, das Gefühl für das Schöne und Gute in ihnen zu wecken und zu beleben, und in dieser Hinsicht besonders Menschenwerth ihnen recht wichtig und heilig zu machen. Er duldet es daher durchaus nicht, daß sie irgend Einem von der Dienerschaft unhöflich und unanständig begegnen, oder daß von Einem derselben durch übertriebene Ehrenbezeigungen ein unzeitiger, schädlicher Stolz in ihnen angefacht werde. Jeder im Hause, auch der Niedrigste, darf sie nicht anders, als Du, und bey ihrem Taufnamen nennen; und wenn etwa Fremde, die den Ton des Hauses noch nicht in jeder Hinsicht kennen, den Kindern mehr Ehre geben, als ihnen zukömmt, so bittet man es sich sogleich zur besondern Freundschaft aus, dieses doch ja nicht zu thun. Die Kinder selbst sind auch an das trauliche Du, und an ihre Taufnamen schon so sehr gewöhnt, daß sie es selbst lächerlich finden, wenn Jemand sie Herr von, oder Sie nennet. —

Die Tugenden des Mitleids, der Wohlthätigkeit, der Güte, auch gegen die ärmsten Unterthanen des Dorfes, werden ihnen bey jeder Gelegenheit wichtig gemacht; und jede schickliche Veranlassung, diese Tugenden auszuüben, wird sorgfältig für sie herbeygeführt.

Mit eben dem Eifer, mit welchem Hr. v. B.. die moraliſche Bildung ſeiner Enkel zu befördern ſucht, bemühet er ſich auch, den Verſtand derſelben zu entwickeln. Zu dem Ende läßt er keine Gelegenheit ungenutzt, wo ihre Kenntniß auf irgend eine Weiſe vermehret, ihre Wißbegierde befriediget werden kann. Jede Frage, welche die Kinder thun, beantwortet er daher, wenn ihm nicht ein Anderer zuvorkömmt, mit der pünctlichſten Genauigkeit, und mit der ihm eigenen Art, Kindern unbekannte Sachen leicht faßlich und verſtändlich zu machen. Nur unbeſcheidene, oder vorwitzige Fragen, oder ſolche, die über den Horizont ihrer Faſſungskräfte gehen, werden mit Ernſt und Würde abgewieſen; oder man ſagt ihnen: „Das verſteheſt Du noch nicht; wenn Du erſt größer biſt, wirſt Du es erfahren.“

## 2. Der Gutsherr.

Als Gutsherr verdient Herr von B.. die nämliche Hochachtung und Werthſchätzung derer, die in dieſer Hinſicht ihn ganz zu würdigen im Stande ſind. Er rechnet die Unterthanen zu den Seinigen, und wird von ihnen als Familien-Vater betrachtet. Es bedarf daher kaum noch beſonders bemerkt zu werden, daß er ihnen die Laſten ihres Standes, nach allen ſeinen Kräften zu erleichtern ſucht, und in Beziehung auf einen ſolchen Gutsherrn iſt ihnen

ihre Dienstpflichtigkeit keine lästige Bürde. Wie sollten dankbare Kinder ihrem Vater nicht gern dienen? Wie sollten sie ihm nicht willig thun, wozu, außer dem Gesetze, auch die Liebe sie verpflichtet, die Liebe zu einem Herrn, der ungemessene Dienste verabscheuet, und dem Grundsatze der Billigkeit und Menschlichkeit so gern Gehör giebt? — Hr. von B.. thut für seine Unterthanen Alles, was Verhältnisse ihm erlauben; — und in seinem ächtdeutschen Herzen liegen, wie es scheint, noch Keime zu Edelthaten, zu deren Entwickelung es einzig der Begünstigung von Zeit und Umständen bedarf.

Eine der wohlthätigsten Einrichtungen, die Herr von B.. zum Besten seines Gutes, auf welchem er wohnt, gemacht hat, ist die, daß jede Familie desselben in Krankheiten, die sie treffen, Ein für allemal die Erlaubniß hat, sich auf seine Kosten des Raths und der Hülfe des Arztes der benachbarten Stadt R.. zu bedienen. Er läßt nicht nur, bey jeder bedenklich scheinenden Kränklichkeit, den Geringsten seiner Unterthanen, den Arzt, oder in dessen Abwesenheit einen Wundarzt aus der Stadt holen, sondern er bezahlt auch die Arzeneyen, und läßt auf seine Kosten die Kranken pflegen. In seinem Hause wird das vom Arzte angerathene Getränke, die Speisen und Erfrischungen bereitet und dem Kranken ins Haus ge-

schickt. Als vor einigen Jahren in seinem Wohnorte ein sehr bösartiges Fieber epidemisch herrschte, Viele daran niederlagen, und der Arzt unter andern auch den Genuß des Rheinweins empfahl, reichte Hr. v. B. so viel des besten Rheinweins dar, als nöthig war; es betrug wenigstens dreyßig Maaß. Ein Mädchen, die Tochter eines seiner Unterthanen, bekam, durch äußerliche Beschädigung und unrechtmäßige Behandlung eines Afterarztes, den Beinfraß am Schenkelknochen. Herr von B. ließ sie in die Stadt bringen, und sie da von einem Wundarzte behandeln. Die Kur währte drey und ein halbes Jahr. Hr. v. B. bezahlte für das Mädchen die innerlichen und äußerlichen Arzeneyen, und den Wundarzt für seine Bemühungen. Alles zusammen machte ein sehr beträchtliches aus.

Seine Wohlthätigkeit gegen seine Unterthanen kann man gränzenlos nennen. Wenn gleich manche seiner Unterthanen, nach überstandener Gefahr, diese Wohlthaten nicht achten, nicht erkennen, ja sogar undankbar sind; so thut das den menschenfreundlichen Handlungen des Hrn. v. B. keinen Eintrag, indem er in dem Bewußtseyn, gut gehandelt zu haben, seine Belohnung findet.

Wenn Tagelöhner sterben und unerzogene Kinder hinterlassen, nimmt er sich dieser väterlich an. Er verpfleget und kleidet sie, hält sie zur Schule, und giebt ihnen in den schulfreyen Stunden kleine

Beschäftigungen. Wenn sie erwachsen sind, ist er für ihr ferneres Fortkommen in der Welt besorgt, läßt sie in den Arbeiten des Landmanns unterrichten, nimmt sie, wenn sie gut einschlagen, selbst in seine Dienste, oder läßt sie auf seine Kosten ein Handwerk erlernen. Alle seine Tagelöhner bekommen bey ihm Arbeit, und keiner von ihnen, deren Anzahl beträchtlich ist, hat nöthig in einem andern Dorfe Arbeit zu suchen. Faule Menschen leidet er nicht in seinem Dorfe. — Auf seine eigene Kosten hat er vor einigen Jahren eine Frau nach Berlin geschickt und sie, um sie in der Hebammenkunst unterrichten zu lassen, daselbst erhalten, auch examiniren und approbiren lassen; jetzt giebt er ihr freye Wohnung, Holz und andere Unterstützung.

3. Der Schul- und Kirchenpatron.

Als vor mehreren Jahren St.., der wohlverdiente Schullehrer der Dorfjugend zu N.. erblindete, so daß ihm ein Nachfolger im Amte gesetzt werden mußte, kamen Beyde in Gefahr, bey der nun getheilten Diensteinnahme Noth zu leiden. Herr v. B. ließ so wenig diese Gelegenheit, seinem Herzen wohl zu thun, wie eine andere, die sich ihm hierzu darbot, ungenützt vorübergehen. Unaufgefordert und auf die thätigmenschenfreundlichste Art erklärte er, daß er, so lange der alte Schulmeister leben würde, zu dem ordentlichen Küstergehalt, worin sich beyde zu glei-

chen Theilen theilen mußten, jährlich 16 Scheffel Roggen, eine Wiese zur Ausfütterung einer Kuh und 12 Rthlr. baares Geld zulegen werde. So war nun Allen geholfen: die Dorfjugend ward wieder gut und freudig unterrichtet, und der alte und neue Schullehrer hatten Brod.

Noch zuvorkommender, aufopfernder und uneigennütziger war sein Benehmeu bey der neuen Besetzung der kürzlich erledigten Pfarrstelle seines Dorfs. Bey der bisherigen eigenen Benützung der Pfarräcker beliefen sich die sämmtlichen Pfarreinkünfte nach vieljähriger Durchschnittsrechnung ungefähr auf 350 Rthlr. jährlich. Herr v. B. that so durchaus annehmbare und daher auch angenommene und bestätigte Erbverpachtungsvorschläge, daß der Prediger, als solcher jetzt auf das sichere Jahrgeld von 550 Rthlr. rechnen kann, und über alle Nahrungssorgen gänzlich hinweg ist. Auch die gewöhnlichen, zum Theil nicht ungegründeten Einwendungen gegen Erbverpachtungen leiden also hier keine Anwendung, weil ein großer Theil der Erbpacht in Fruchtkörnern abgetragen wird, und es jedem Sachverständigen einleuchtet, daß dieser edle Mann nicht sich, nicht seinen Nachkommen, sondern einzig dem Prediger und der Pfarre einen unmittelbaren und bleibenden Nutzen hat stiften wollen.

Dieß leuchtet zum Theil auch aus der schonenden und unwiderstehlichen Güte hervor, womit er den neu anziehenden Prediger — dem er, wohlgemerkt, nicht im mindesten verpflichtet war, und mit welchem er vorher selbst nicht einmal in einer entfernten Verbindung gestanden hatte — zuvorkommend ersuchte, bis dahin, wo die Ausbesserungen der Pfarrwohnung vollendet seyn, und der junge Prediger zur häuslichen Einrichtung die erforderliche Zeit gewonnen haben würde, bey ihm für lieb, und Essen, Trinken, Wäsche, Wohnung und Bedienung unentgeltlich von ihm anzunehmen. Ein Anerbieten, das beynahe den langen Zeitraum eines Jahres umfaßte, und welches, wenn der Werth moralischer Edelthaten jemals mit dem traurigen Maßstabe des Geldes zu würdigen wäre, gewiß auf mehrere hundert Rthlr. würde haben müssen in Anschlag gebracht werden.

Wie sehr dem Herrn v. B., außer dem physischen, auch das moralische Wohl der Gemeine zu N. am Herzen liegt, das bezeugen unter andern die vielen vortrefflichen Aeußerungen, die er, bey Gelegenheit der Berufung seines jetzigen Predigers zum Predigtamte, in dem von Königsberg aus, an ihn erlassenen Vocations-Schreiben zu Tage legte. Es ist in jeder Hinsicht zu musterhaft, als daß ich es hier nicht wörtlich mittheilen sollte:

„Durch eine Menge von Geschäften, schrieb Herr von B., die ich vor meiner Abreise noch zu besorgen hatte, wurde es mir ganz unmöglich gemacht, noch von N. aus, an Sie zu schreiben; auch haben Sie dadurch nichts verloren, weil ich wirklich damals noch nicht in der Lage war, Ihnen auf Ihre Wünsche, in Ansehung der erledigten Pfarrstelle zu N., etwas Bestimmtes sagen zu können. — Erst jetzt bin ich davon benachrichtiget worden, daß die Verhältnisse, durch welche ich mich bisher noch immer gebunden sahe, ganz gehoben sind; jetzt will ich Ihnen nun auch keinen Augenblick länger meine Erklärung vorenthalten. Die Wichtigkeit des Schrittes, welchen wir beyde jetzt thun wollen, wird mich jedoch hinlänglich entschuldigen, wenn ich zuvor noch eine kleine Betrachtung vorausschicke. —

Es ist in der That viel, was ich Ihnen anvertrauen soll — und sehr viel, was Sie übernehmen wollen. — Mein Wahlrecht legt mir die große Pflicht auf, meiner Gemeine einen Prediger zu geben, der sie nicht allein durch eine vernünftige Belehrung, sondern auch durch ein musterhaftes Beyspiel zu guten Menschen bilden soll — und kann; einen Prediger, an welchem sie immer einen treuen Freund habe, und bey welchem sie in allen Fällen Trost, Hülfe und Beystand finde. Wie viel Vorwürfe würde ich mir

also zu machen haben, wenn ich es jemals erleben müßte, daß man mir sagen könnte: „Du hättest besser für uns sorgen sollen!“ — — Ueberdem müssen wir in Zukunft mit einander leben; und von der Art, wie wir mit einander leben, hängt ein großer Theil des Nutzens ab, welchen Sie und ich stiften können. — Wie traurig durch seine Folgen überhaupt, und wie schmerzhaft für mich insbesondere würde es daher seyn, wenn Ihre Neigung zur Verträglichkeit der meinigen nicht vollkommen gleich käme? wenn Sie nicht eben so bereitwillig, als ich, seyn sollten, uns immer einander die Hände zu reichen, und so — gemeinschaftlich — an der Besserung, Vervollkommung und Beglückung unserer Gemeine zu arbeiten? —

Zwar haben Sie sich schon durch unsere kurze Bekanntschaft mein ganzes Zutrauen erworben und das vorzügliche Lob, welches Ihnen von so vielen rechtschaffenen Männern gegeben wird, überhebt mich der Besorgniß, daß ich mich vielleicht zu sehr auf meine eigene Beurtheilung verlassen haben könne. Auch kann ich wohl ganz sicher voraussetzen, daß Sie den ganzen Umfang der großen Pflichten, welche Ihnen das Amt eines Predigers auflegt, nicht allein hinlänglich kennen, sondern auch lebendig fühlen; daß Sie es vollkommen einsehen, wie unendlich viel dazu gehört, wenn diese Pflichten alle erfüllt werden sollen, und daß Sie

gewissenhaft genug denken, um nicht allein Ihren guten Willen — sondern auch Ihre Kräfte gehörig geprüft zu haben. — Darum trage ich denn auch weiter kein Bedenken, sondern will Ihnen das Amt eines Predigers zu N. — so weit es nämlich von mir abhängt — in Gottes Namen hiermit übergeben haben. — Nur sey es mir erlaubt, Sie nochmals daran zu erinnern, daß nicht allein das zeitliche und ewige Wohl einer ganzen Gemeine, sondern auch Ihre eigene Glückseligkeit und meine ganze Ruhe jetzt auf dem Spiel stehen, und Sie zur nochmaligen reiflichen Ueberlegung feyerlich aufzufordern. Da ich meine Rückkunft noch nicht ganz gewiß bestimmen kann, und vielleicht zu viel Zeit darüber verstreichen möchte: so habe ich das nöthige Präsentations-Schreiben an das Consistorium bereits abgefaßt, und lege es hier bey, damit es noch ganz von Ihrer Entschließung abhange, ob Sie davon Gebrauch machen wollen. — —

Daß Sie von meiner Seite nichts zu befürchten haben, was Ihnen Ihre künftige Lage erschweren könnte, dafür kann Ihnen meine bisher noch jederzeit bewiesene Denkungsart und Handlungsweise hinlängliche Bürgschaft leisten; nehmen Sie indessen zum Ueberfluß auch noch das feyerliche Versprechen an, daß ich von ganzem Herzen immer bereit seyn werde, in allen Fällen — und

nach allen Kräften zu ihrer Erleichterung und Unterstützung beyzutragen. — Lassen Sie uns nur immer mit Offenheit und Vertrauen gegen einander handeln, und es uns beyderseitig zum unverbrüchlichen Gesetze machen — jederzeit ohne Zurückhaltung, über Alles immer selbst mit einander zu reden; alle Umwege — alle Mittelspersonen zu vermeiden — und nie auf das Gerede der Leute zu achten, sondern immer nur nach unserer eigenen Ueberzeugung zu urtheilen. — Denn nur auf diesem Wege können Achtung, Freundschaft und Eintracht unter uns Bestand haben. — Sie werden mich immer eben so geneigt finden, Rath anzunehmen, als Rath zu geben. — Ich habe durchaus keinen höheren Wunsch, als immer gut, billig und gerecht zu handeln, — jede Aufforderung dazu — so wie jede Warnung, wenn ich aus Irrthum oder Leidenschaft etwa auf einen Abweg gerathen sollte, wird mir daher immer willkommen seyn, denn ich verachte den Mann, der so eingenommen von sich selbst seyn kann, daß er sich für unfehlbar hält, oder der sich durch eine unverzeihliche Eitelkeit abhalten lassen wollte — seinen Fehler zu gestehen, und — auf der Stelle wieder gut zu machen.

Was übrigens die Vorschläge anbelanget, welche ich Ihnen zur Erleichterung Ihres Anfangs — und zur Verbesserung Ihrer Einkünfte überhaupt

zu machen gedenke, so kann davon unmöglich eher die Rede seyn, als bis Sie

1. im völligen Besitze der Pfarre sind, damit Ihre freye Entschließung ganz allein darüber entscheiden kann, und
2. bis Sie Zeit und Gelegenheit genug gehabt haben, sich von der ganzen Lage der Sachen vollkommen zu unterrichten; denn ich würde mich nie zufrieden geben, wenn man mich in dem Verdacht haben könnte, daß ich niederträchtig genug gewesen wäre, Ihren Mangel an Kenntniß des Ganzen, zu meinem Vortheil benutzt zu haben; oder daß ich Ihnen wohl gar die Annahme meiner Vorschläge zur Bedingung gemacht hätte. —

Vor der Hand müssen Sie sich schon mit der bloßen Versicherung begnügen, daß ich, so viel ich kann, zur Erleichterung Ihres allerdings sehr beschwerlichen Anfangs beytragen will — und daß Sie mich immer bereit finden sollen, Ihnen durch Rath und That zu beweisen, wie aufrichtig die Achtung, und wie redlich und uneigennützig die Freundschaft ist, mit welcher ich unveränderlich bin und seyn werde

Ihr
treuergebenster
B . . "

Königsberg in Preußen,
den 20sten April 1797.

Es wäre gewiß völlig überflüßig, diesen für sich selbst sprechenden Thatsachen noch irgend etwas hinzuzufügen.

Der Herausgeber.

---

## 18.

## Würde und Entschlossenheit des Gouverneurs von Danzig bey dem dortigen Matrosen-Auflaufe im April 1799.

(Eingesandt von einem erklärten und angesehenen Vaterlandsfreunde, d. d. Danzig den 27sten April 1799.)

Am 22sten d. M. wollten die hiesigen Schiffer auf die in den Gesetzen angeordnete Art, mit dem Schiffsvolke den Vertrag wegen des dießjährigen Lohnes abschließen. Einen solchen Vertrag bezeichnet man hier mit dem niedersächsischen Worte: Heuer. Die Danziger statutarische Vorschrift, die neu revidirte Willkür genannt, enthält in ihrer altdeutschen Sprache des vorigen Jahrhunderts auch wegen dieser Heuer die nöthigen Gesetze; und setzt unter andern fest, daß außer den zwey Wasser-Dienern, welche von der Obrigkeit auf Empfehlungen der Schiffs-Rheder

zu ihren Dienstleistungen in Eid und Pflicht genommen werden, Niemand bey Strafe der Haft, den Schiffern einiges Schiffsvolk zubringen, oder vermiethen darf. Besonders sollen die Wasserdiener bey Vermiethung des Schiffsvolkes, dahin sehen, daß nur der geringste Lohn für das Schiffsvolk bestimmt werde. Da nun der verflossene überaus strenge Winter und ein nicht ganz unbeträchtlicher Mißwachs in den Früchten des vorhergehenden Sommers, in Danzig und der umliegenden Gegend alle nothwendigen Lebensmittel überaus vertheuert hatte, so wollte das Schiffsvolk die Heuer darnach reguliret wissen, um ihren Frauen und Kindern das erforderliche Auskommen während ihrer Seereise zu sichern. Die Wasserdiener, als einzig gerichtlich bevollmächtigte Miether für die Schiffer, hielten sich aber an die dürren Worte des Gesetzes, daß nämlich für den geringsten Lohn gemiethet werden solle. Darüber entstand nun kein kleiner Streit. Die Wasserdiener wollten, wahrscheinlich ihre Autorität, in strenger Befolgung der dürren Worte des Gesetzes sehen lassen; und die Schiffsleute, von Armuth und von der Noth gedrückt, welche sie für ihre Familien während ihrer Abwesenheit voraussahen, glaubten ein sehr natürliches Recht zu haben, auf Erhöhung ihres Lohnes zu dringen. Der Streit unter beyden

den Parteyen mochte freylich nicht mit Mäßigung und Sanftmuth geführet werden, und gab deshalb den Wasserdienern, nach Vorschrift des Gesetzes, Anlaß zur Klage bey der Obrigkeit. Nach angestellter Untersuchung ward am 24sten d. M. der eine Rädelsführer des Schiffsvolkes, weil er sich während der Untersuchung unartig betrug, gefänglich eingezogen. Dieß veranlaßte die übrigen Schiffsleute, daß sie sich unter einander verschworen und verpflichteten, demjenigen Arme und Beine entzwey schlagen zu wollen, der sich unterstehen würde, für die angebotene Heuer ein Schiff zu betreten. Tages darauf ward von dem durch Brandwein begeisterten Matrosenhaufen sogar beschlossen, ihren arretirten Cameraden mittelst des Faustrechtes wieder loszumachen. Mit diesem Beschlusse sollen an zweyhundert Matrosen *) zu ihrer Obrigkeit gegangen seyn, und gedrohet haben, das Gefängniß erbrechen, und den Arrestanten befreyen zu wollen. Dieser Vorfall ward sogleich dem hiesigen Gouverneur und General der Cavallerie, Herrn Grafen von Kalkreuth, gemeldet. Dieser Held erschien sogleich und ohne Anstand in der ihm eigenen Würde zu Pferde, ritt im ruhigen Schritt unter den Haufen der Matro-

*) Da der Einsender die Anzahl der Tumultuanten nicht gezählt hat, so kann und will er dieselben nicht bestimmt angeben; eine große Menge war es aber gewiß.

sen und redete sie im ernstlich väterlichen Tone an: „Kinder! sagte er unter andern, was wollt ihr „hier? Habt ihr eine Klage anzubringen? so thut „das mit Vernunft! Wählet dazu einige unter „euch aus, und ihr übrigen gehet nach Hause, oder „ich lasse euch alle arretiren;“ und hiebey wies er auf ein kleines Commando dazu bestellter Soldaten. So groß der Tumultuanten-Hause auch war, und so großen Lärm derselbe vorher gemacht hatte, so sichtbar trat Muthlosigkeit an die Stelle der Entschlossenheit, als der Gouverneur mit seiner Geistesgegenwart so ganz unbefangen unter sie eintritt. Noch mehr schwand die Kühnheit der Matrosen, als der weise und ehrwürdige Friedenstifter sie anredete, und zerstreuet war der große Haufen in wenigen Augenblicken, als der Gouverneur zeigte, daß es ihm mit der Drohung ein Ernst sey, indem er einen noch unruhigen Matrosen auf der Stelle von der Wache arretiren ließ.

So endigte sich durch das kluge und anständige Benehmen eines entschlossenen großen Mannes der angefangene Tumult ohne weitere üble Folgen. Die, nach abgehaltener Untersuchung schuldig befundenen Anstifter, sollen, Andern zum warnenden Beyspiele, ernstlich zur Strafe gezogen werden. Für seine Maaßregeln segnet, bey abgekühltem Blute, gewiß selbst ein großer Theil der Tumultuanten und deren Familien, den verehrungs-

würdigen Ruheſtifter. Beſonders aber freuet ſich die übrige Bürgerſchaft der weiſen und glücklichen Abwendung einer nicht unbedeutenden Gefahr, und bedauert es mit Recht, daß der Herr Gouverneur nicht im Jahre 1797, bey dem hieſigen Knabentumulte des Studenten Bartholdi gegenwärtig ſeyn konnte, denn wahrſcheinlich hätte dieß unbeſonnene Unternehmen einiger unerfahrnen, kraftloſen jungen Leute nicht ſo manche widerſpruchsreiche Gerüchte ſelbſt bis zum Throne des Königs verbreitet; den Einwohnern Danzigs nicht jene unvortheilhafte Meinung in Berlin bewirkt und ſo manches Uebel nicht geſtiftet, wovon Viele noch die Nachwehen fühlen; und worüber die Beckerſche Nationalzeitung im erſten Stück des Januars 1798 mehrere Aufſchlüſſe giebt.

Welcher Menſchenfreund zittert aber nicht, wenn auf Veranlaſſung des erwähnten Vorfalls die Frage aufgeworfen wird: „Was würde wohl daraus geworden ſeyn, wenn nicht ein Mann von Kopf und Herz die Circular-Verordnung, wegen Verhütung der Tumulte und Beſtrafung der Urheber und Theilnehmer *) dieſes mal ſo trefflich zur Ausübung brachte?“ — Ich füge als Preu-

*) Es iſt der erſte Abſchnitt der Circular-Verordnung wegen genauer Beſtimmung verſchiedener in dem allgemeinen Landrechte und der Gerichtsordnung enthaltenen Vorſchriften. d. d. Berlin, den 30ſten December 1798.

ßischer Unterthan dieser Frage nichts weiter hinzu, als die Bitte an alle ächte Preußen, den ersten Aufsatz des patriotischen Archivs für Deutschland (St. 1.) recht aufmerksam zu lesen, und wieder zu lesen, und es dann dem Könige und seinen Dienern bey ähnlichen Aufwallungen leidenschaftlicher Excesse des Pöbels durch die That zu beweisen, daß die Vaterlandsliebe der Preußen zu groß sey, als daß nur irgend etwas zu befürchten stehe, welches einer Revolution ähnlich ist; — als ein Freund und Einwohner Danzigs aber die Bitte an die Machthaber dieser großen Stadt, den hunderttausend Menschen, die darin wohnen und zu ihren Bezirken gehören, nun bald eine feste, sichere Policey zu geben, damit es unmöglich werde, daß Excesse und Gefahren ähnlicher Art unsere gute Stadt noch einmal bedrohen.

Sollte indessen die ganze Unruhe des Matrosenhaufens theils in der Unbestimmtheit des Schiffergesetzes, theils in der unweisen Deutung und Anwendung desselben ihren nächsten Grund haben, so dürfte eine Reform des Gesetzes nach dem Geiste und Bedürfnisse der Zeit, und eine Reform der Administration desselben, in unsern Tagen eben so erwünscht, als nothwendig seyn.

Beynahe leidet es keinen Zweifel, daß der geringste Lohn in diesen theuern Zeiten eine übertriebene Bedingung sey. Aber sicher gebietet

auch der Ausdruck des Gesetzes weiter nichts, als daß die Wasserdiener unter den verschiedenen Forderungen des Schiffsvolks auf der geringsten beharren und diese zur Norm nehmen sollen. Ist dieß, so war es die Ungeschicktheit und Unweisheit der Wasserdiener, daß die Gesetzesanwendung den Tumult veranlaßte. In beyden Fällen bleibt das Resultat beherzigenswerth: „Man gebe bestimmtere Gesetze und lege ihre Anwendung in die Hände geschickter und rechtschaffener Executoren.“ —

---

## 19.

## Christoph Franz von Bamberg.

Wenn mit dem Wohle eines Staates die Aufrechthaltung der Landesreligion, und selbst die äußere Gottesverehrung, im innigsten Zusammenhange stehet: so muß es jedem rechtlichen Deutschen Freude machen, wenn man zur Förderung des fast allgemein vernachlässigten Religions-Cultus zweckmäßige Maaßregeln ergreift. Der Hirtenbrief, welchen der Fürstbischof Christoph Franz von Bamberg vor kurzem bekannt machen ließ, ist in dieser Hinsicht zu schön, als daß einige

diesen Herrn zugleich charakterisirende Stellen aus demselben hier nicht einen Platz verdienen sollten.

„Unser erster und heiligster Grundsatz — heißt es in demselben — bleibt immer der, daß die Seele des ganzen Gottesdienstes die Religion des Herzens ist; und nur Die sind würdige Anbeter Gottes, die ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Zugestanden sey es, daß sich dieser Geist bey der Menge, aus mancherley Ursachen, gar leicht in dem Außenwerke, im zu sinnlichen Gepränge der Religionsübungen verliere. Indem Wir aber diese Wahrheit anerkennen, und sie euch mit allem Nachdrucke auch an das Herz zu legen wünschen: so behaupten Wir hinwieder auf der andern Seite, daß eben diese Religion des Herzens ohne die äußere Gottesverehrung, deren edelster und zweckmäßigster Theil der öffentliche gemeinschaftliche Gottesdienst ist, unmöglich bestehen kann, sondern dieser vielmehr für jene ein unentbehrliches Bedürfniß ist.

Nehme man doch nur den Menschen, wie er ist! Die Anlage seiner ganzen Natur ist einmal so, daß sich die Empfindungen des Herzens, wenn sie die gehörige Stärke erhalten haben, gar nicht verschließen lassen, sondern vielmehr durch einen natürlichen Drang ausbrechen und, wie man sagt, den ganzen Menschen einnehmen. Wenn die Re-

ligion des Herzens, auf die man sich beruft, nicht vielleicht nur ein schönes Wort ist, welche sind denn ihre Bestandtheile und Eigenschaften? Ehrfurcht und Anbetung gegen Gott, Liebe zu ihm, Streben, sich ihm, dem Urbilde der Heiligkeit, im Denken und Handeln ähnlich zu machen, Freudigkeit des Geistes im Gefühle dieses Strebens, d. i. der Tugend, Trost des Herzens bey dem Genusse des immer gegenwärtigen Gedankens an Gott, noch mehr aber bey den beseligenden Aussichten in die Zukunft, u. s. w. sind ihre Bestandtheile und Eigenschaften. — Verbietet nun, wenn ihr könnt, schon in den alltäglichen Verhältnissen des Lebens dem Freudigen den Ausbruch seiner Freude, oder verschließet in der pochenden Brust des Freundes die Liebe! Oder glaubt ihr vielleicht, daß die Gefühle und Empfindungen des Herzens, welche Religion erzeugt, von einer andern Art sind, als jene, welche die Natur hervorbringt? Ja, bloß sinnlich sind sie nicht, sondern reine, von dem erhabenen Gedanken Gottes, als des Urbildes der höchsten Sittlichkeit, erzeugte und geläuterte Gefühle, welche aber nach den Gesetzen der Menschennatur wirken; und die Religion ist es, welche alle übrigen Gefühle, Neigungen und Triebe des Menschen erhöhet, und ihnen die zweckmäßige Richtung giebt. Die äußere Gottesverehrung ist weiter nichts, als der Ausdruck eben

jener Empfindungen, welche die Religion des Herzens einflößet, und in soferne ein einiges Bedürfniß unserer Natur, auf welches alle ihre Gesetze hinweisen. Und darum saget selbst, ob man nach der Natur der Sache nicht gewissermaßen in die Religion des Herzens sogar ein Mißtrauen setzen muß, wenn dieselbe, ganz in sich verschlossen, in keiner ihrer natürlichen Aeußerungen sich zeigt! Gleichgültig werden dem Menschen, dessen Herz von den Gesinnungen der Religion durchdrungen ist, gewiß jene Gelegenheiten nicht seyn können, in welchen Religion sich in ihrem ganzen Ausdrucke äußert; gewiß nicht gleichgültig jene Versammlungen, deren Endzweck eben die Gottesverehrung ist, die er im Herzen nährt, so wenig als dem Freunde die Versammlungen, wo Freundschaft und sympathetische Theilnahme herrscht. Für beyde haben dieselben, jede in ihrer Art, eine eigene und natürliche Anziehungskraft; und so hieße es allemal, die Gefühle seiner eigenen Natur unterdrücken, oder die Natur mit sich selbst in einen Widerspruch bringen, wenn man die Religion des Herzens mit der äußeren Gottesverehrung außer Verbindung setzt.

Indessen wir sagen noch mehr: So wie diese äußere Gottesverehrung, im Grunde genommen, der fast ganz unwillkürliche Ausdruck der Religion des Herzens ist: so wirkt auch jene wieder auf

diese zurück, und wird für sie eine ganz eigene Haltung, ohne welche sie ihre Dauer und Festigkeit verliert. Die Wahrheiten der Religion, von Gott, der Zukunft, der Unsterblichkeit, sind von solchen Gegenständen hergenommen, die nicht in die Sinne fallen. Der Mensch ist aber von Natur sinnlich, und jene übersinnlichen Gegenstände können nur durch Hülfe der Versinnlichung auf ihn einen geltenden und dauerhaften Einfluß haben. Ohne diese bleiben sie gar leicht für Verstand und Herz ohne Leben und Wirksamkeit. Man kann also mit Grunde besorgen, daß die Empfindungen der Religion, wenn sie nicht durch Gegenstände, die mit ihr in Verbindung stehen und auf die Sinne wirken, immer neu belebt und unterhalten werden, gar bald erkalten, oder sich gar aus der Seele verlieren. Hat es nicht selbst mit den Empfindungen, welche der Erfahrung und der Sinnlichkeit abgeborgt sind, schon diese Bewandniß? Die Freundschaft erkaltet ohne den immer neu erwärmenden Händedruck; — die Liebe verlöscht, ohne öftere Vergegenwärtigung ihres Gegenstandes; die Achtung verliert, wenn sie nicht immer durch neue Beweggründe belebt wird; die tröstlichen Erwartungen für die Zukunft verschwinden, wie Schatten, wenn sie nicht immer durch neue Bilder dem Verstande und Auge vorgehalten werden. Muß dieß also nicht um so mehr der Fall

mit den Empfindungen einer Religion seyn, die ganz und durchgehends geistig ist, und darum schon an und für sich nicht so stark auf die Seele wirkt, als Gegenstände, die wir sehen und fühlen können?“ — —

„Aber die Religion — sagt man — hat ja in unsern Tagen bereits ihre Großjährigkeit erhalten, und bedarf der äußeren Gottesverehrung, als eines Gängelbandes, nicht mehr. Auch ist der äußere Gottesdienst nicht selten ein bloßes Maschienenwerk von Ceremonien, gleich herabsetzend für die Vernunft und für die Begriffe von der Gottheit.“

Treffend und wahr erwiedert der Hirtenbrief hierauf: daß eine solche Großjährigkeit mit der Natur der Vernunft selbst im Widerspruche stehe; daß sich die Vernunft bey dem größesten Haufen des Menschengeschlechts vielmehr unter immerwährender Vormundschaft befinden werde; daß Millionen Menschen, die zum eigenen Denken entweder von Natur nicht aufgelegt, oder durch Erziehung nicht dazu angewiesen, oder im Gewühle ihrer Berufsgeschäfte darin gehindert sind, bloß durch Ansehen geleitet werden müssen, und daß also die Erkenntniß von übersinnlichen Wahrheiten nur durch Unterricht ihnen beygebracht, nur durch sinnliche Vorstellungen in ihnen erhalten, nur durch äußeren Gottesdienst belebt, und wirk-

ſam gemacht werden kann; daß die Vernunft, auch des aufgeklärten, ſelbſtdenkenden, bey weitem kleinſten Theils der Menſchen, ihre ſinnliche Natur nicht aufhebe; daß ſie bey vielen Bedürfniſſen, insbeſondere bey den Gefühlen des Herzens, der ſinnlichen Hülfsmittel eben ſo wenig, als des Auges und Ohres zum Sehen und Hören entbehren könne; daß ſie, in dieſem Leben immer noch Menſchenvernunft, eingeſchränkt, dunkel und unvollkommen, nur in Räthſeln, und durch einen Spiegel ſehe: alſo das Licht des Evangeliums bedürfe; noch immer ſchwach ſey: alſo die Stütze der Religion brauche; leicht ſich verirre: alſo des Leitfadens ſich nicht entſchlagen könne. Die Großjährigkeit der Menſchenvernunft wird in Ewigkeiten für ſie nicht erreichbar. Gerade in unſern Tagen ſcheint die Vernunft ſich mehr als ehemals von den Jahren einer ſolchen Großjährigkeit entfernt zu haben; indem die Sinnlichkeit faſt nie ſo viel Stärke und Macht über die Vernunft zu ihrer Entmannung gehabt hat.“

„Was aber das Gepränge der äußeren Gottesverehrung angehet, ſo bitten Wir euch, betrachtet doch Alles mit einem vorurtheilsfreyen Auge. In der Kirche heißt Das öffentlicher Gottesdienſt, was im Staate und alltäglichen Leben Ceremonien ſind; Ceremonien, die oft viel ſteifer, viel ſonderbarer, und manchmal mit weit

richtigerem Grunde lächerlich gefunden werden können, als jenes Gepränge der Kirche Gottes. Und doch behalten sie die Menschen bey, ja halten auf ihre Beobachtung, wie auf Gesetze; der ernsthafteste Mann im Staate macht sie mit, und er würde es sogar auffallend finden, wenn man ihm zumuthete, daß er sich davon losschrauben sollte. Warum will man denn nur die Gebräuche der Religion verächtlich machen, und sie abgeschaffet wissen? Auffallender ist doch wirklich in diesem Punkte keine Erscheinung, als jene, die uns unsere Tage in einem auswärtigen euch allen bekannten Staate liefern. Man machte den Prunk der Kirche Gottes lächerlich, und verschwor sich gegen Tempel, Priesterverrichtungen und Ceremoniendienst. Zieht nun einen Vergleich zwischen den vorigen Feyerlichkeiten der Kirche, und den Nationalfesten jenes Volkes; zwischen den umgestürzten Altären des Herrn, und dem dafür errichteten Opferaltare des Vaterlandes; zwischen dem geheiligten Gewande der Priester, und den gesetzlichen Kleidungen jener vollziehenden Mächte. Man erklärte sich als Feind der Ceremonien, und verwechselte einen Ceremoniendienst mit dem andern. Hier nämlich bestätiget sich die oben aufgestellte Wahrheit in der Erfahrung: Sinnlich bleibt der Mensch immer, und wenn er sich von

einem Außenwerke losgemacht hat, klebt er an dem andern.“ ꝛc.

---

## 20.

## Der gewissenhafte Vornehme vermag viel über den Geringen.

Daß Obrigkeiten und Vorgesetzte durch die Macht ihrer Beyspiele außerordentlich auf ihre Untergebenen einwirken können, daß selbst schon der bloß Vornehmere, als solcher, durch sein Vorbild, durch seinen Beyfall oder Tadel, einen bedeutenden Einfluß auf die guten oder bösen Sitten des Geringeren hat: das wird keiner, der die Menschen nur einigermaßen beobachtet, in Zweifel ziehen, und hierzu kann folgende Thatsache einen neuen Belag abgeben;

Herr Amtmann Hrtm. zu N. in der Churmark Brandenburg, pflegte, als er noch zu H. wohnte, dem wißbegierigen Dorfschulzen M . . r in dem benachbarten Dorfe L., der ihn oft um Lesebücher bat, von Zeit zu Zeit dergleichen zu geben. Als ein gewissenhafter, denkender und rechtschaffener Mann traf Hr. Hrtm. jederzeit eine solche Auswahl der Bücher, daß M . . r keinesweges bloß belustiget, sondern auch belehret werden muß-

te; eine Vorsicht, die in unsern lesesüchtigen Tagen nur zu oft aus den Augen gesetzt wird, und doch so sehr nöthig ist, wenn diese Leserey dem gemeinen Manne nicht mehr verderblich, als nützlich seyn soll.

Der Schulze war ohnehin schon einigermaßen gebildet, und dabey ein nachdenkender Landwirth, so, daß der Amtmann gelegentlich sich gern ein Stündchen mit ihm unterhielt; aber er hatte sich in frühern Zeiten den Trunk angewöhnt, und anstatt als Dorfschulze der Gemeine mit einem guten Beyspiele voranzugehen, gab er ihr manches Aergerniß, kam in seinem Haushalt zurück und blieb diesem und jenem schuldig.

Der Amtmann beschloß, den M..r entweder zu bessern, oder ihn nie wieder seiner Unterhaltung und der Unterstützung mit ausbildender Lectüre zu würdigen. Als der Schulze das nächstemal sich wieder ein Buch ausbat, erhielt er statt des Buches die Weisung: „Wenn ich Ihm bisher eine angenehme, nützliche Unterhaltung durch Bücher zu verschaffen suchte, so setzte ich dabey voraus, dieß Lesen werde Seinen Geist und Sein Herz mehr ausbilden, oder Ihn vernünftiger und besser machen; leider hat Er aber meine Hoffnungen unerfüllt gelassen; Er ist bey allem Lesen ein Säufer, ein schlechter Bezahler, und ein übles Muster für die Gemeine Seines Dorfes geworden. Bisher

machte es mir Vergnügen, mit meinem sonst lieben M..r ein Stündchen zu verplaudern; jetzt schäme ich mich Seiner um des eiteln Wahnes, daß das Lesen Ihm nütze und fromme. Ich verbitte mir daher von nun an Seine Besuche gänzlich, so wie ich fernerhin auch keinem Säufer mehr ein Buch leihe."

Stumm wie ein Fisch, schlich der erröthende, ehrgeizige Dorfschulze nach Hause, und beschloß — seine Besserung. Man sah ihn von dieser Zeit an in sich gekehrt und ernsthaft, aber nie wieder betrunken. Jeder Dorfbewohner bemerkte die plötzliche und ehrenvolle Umwandlung des M..r, ohne die eigentliche Veranlassung derselben zu ahnen. Hr. Hrtm. allein bekannt mit dem wahren Zusammenhange dieser erfreulichen Erscheinung, wußte, daß und in wiefern ein edler Ehrgeiz des Schulzen als die Quelle der Besserung desselben anzusehen sey. Innig erfreuete es ihn, zu hören, daß M..r seit einem namhaften Zeitpunkte sich auch nicht ein einzigesmal wieder im Trunke übernehme, seitdem alle vorher gemachte kleine Schulden bezahle, ein vollkommener Wirth, ein redlicher Hausvater und überhaupt als Dorfschulze der Gemeine in jeder Hinsicht ein gutes Vorbild sey.

M..r hatte indessen in seinen Mußestunden, bey dem gänzlichen Mangel an Büchern, die ihm schon zum Bedürfnisse geworden waren, die quä-

lendste lange Weile; Er wagte es daher wieder, den Amtmann Hrtm. um ein Buch anzusprechen. Dieser hatte längst darauf gewartet, empfing ihn zuvorkommend gütig, und behandelte ihn von nun an mit einer Auszeichnung, die er nur als eine Folge seines neuen moralischen Werths deuten konnte. Es konnte nicht fehlen, daß diese ehrenvolle Auszeichnung dem Gebesserten, dem es an einem richtigen Ehrgefühle nicht fehlte, zugleich ein neuer Sporn zur größern innern Vervollkommnung wurde.

O daß alle Vornehmere ihren bedeutenden Einfluß auf die ihnen untergeordneten Volksclassen so patriotisch gewissenhaft benützen möchten!

---

## 21.

## Deutsche Redlichkeit im Handel und Wandel.

Zu Klein-Liebringen, einem freyherrlichen von Hollebenschen Gerichtsdorfe im Schwarzburg-Rudolstädtischen, besuchte der alte Schulze, David Werner, seinen Gerichtsherrn, der sich mit diesem erfahrnen Greise gern über landwirthschaftliche

liche Gegenstände unterhielt. Der Gerichtsherr hatte einen Vorrath von Heu liegen, der ihm überflüßig war, und im Wege lag. Er bot ihn daher dem Schulzen zum Verkauf an, der viel Heu für Fuhrleute brauchte, die bey ihm ausspannen. Der Antrag war ihm willkommen, er besah das Heu, und der Verkäufer forderte, weil es wegen der Lage nicht genau zu schätzen war, auf das Gerathewohl zwölf Thaler dafür. Der vier und siebenzig jährige, sachverständige Greis schüttelte sein ehrwürdiges, weißes Haupt und sagte seinem gnädigen Herrn frey heraus: dieß sey zu viel gefordert. Diesem that es leid, wider seinen Willen eine zu hohe Forderung gemacht zu haben; und da er dem Schulzen zu eben der Zeit sieben Thaler für Holz zu bezahlen hatte: so bot er ihm das Heu dafür an. David Werner schüttelte abermals den Kopf, und meinte: „Das geht auch nicht an.“ —

Der Gutsherr ward sehr betroffen darüber, daß dieses noch zu viel seyn sollte, und fragte ihn: was er ihm geben wolle? — Die Antwort war: „Zehn Thaler; mehr gebe ich nicht, aber für weniger nehme ich es auch nicht.“ Alles Zureden, daß er es gegen die Holzschuld annehmen möchte, war vergebens.

---

## 82.

## Hermann der Zweyte.

Zu Ausgang des Monaths May 1790 brachen die Einwohner von sieben bis acht böhmischen Dörfern, bewaffnet mit Keulen, Stangen und Hacken, in das Churſächsische Amt Grünhayn, setzten alles in Aufruhr, und fingen förmlich zu plündern an. — Die Sachsen, die sich dieses Anfalls nicht versehen hatten, trauten ihren Augen kaum, als sie eine so zahlreiche Menge böhmischer Bauern in ihren Gehöften fürchterlich hausen sahen: und da ihnen der Feind überlegen war, wagten sie es nicht, Widerstand zu thun, sondern berichteten es in der größesten Geschwindigkeit ihrem Amtmann.

Dieser brave Mann, ein würdiger Namensvetter des berühmten deutschen Helden Hermann, schwenkte sich eiligst auf sein Roß, und jagte in voller Karriere mitten unter den Haufen der tollkühnen Plünderer. Er zog seinen Hut ab, und bat sich auf einige Minuten Gehör aus, welches ihm die von dem Staunen über seine Herzhaftigkeit überraschte Menge sogleich verwilligte.

„Nachbarn und Brüder! — begann er nun mit sanfter und freymüthiger Stimme — fast

sollte ich glauben, die Bande der Freundschaft und Blutsverwandschaft, die durch die wechselseitige Verheirathung unserer Kinder so oft geknüpft worden sind, wären gänzlich zerrissen. Ihr kommt nicht als Söhne und Freunde, nicht als Väter und Brüder, sondern — daß ich durch keinen harten Ausdruck Eure erhitzte Leidenschaft von neuem reize — als beleidigte Feinde über unsere Grenze, stört unsere Ruhe, nehmt uns Das, was wir Euch gern in Güte geben würden, mit Gewalt, und verderbt uns die gute Meinung, die wir von Euch hatten."

„Seyd ihr bedrückt und gedrängt?" Sollen wir Euch beystehen? — Von Herzen gern mit Rath und That, mit Leib und Leben! Wir sind ja eines Gottes Kinder, wenn auch gleich zweyer Herren Unterthanen; und nicht nur Beruf, sondern Pflicht ist es, Euch beyzustehen, wo wir nur können. — Hier habt ihr den Zügel meines Pferdes! Sehet, ich trete mitten unter Euch, ohne Eisen und Stahl: aber mein gutes Gewissen und meine Liebe zu Euch sind mehr als Waffen gegen Eure Mordgewehre. Jetzt sagt mir Euren Kummer, schüttet Euer Herz vor mir aus! Ich meine es gut, recht herzensgut mit Euch, und wenn Ihr mir die Ursachen Eurer Unruhen eröffnet habt: so wollen wir mit einander berathschlagen, wie wir Euch am besten unter die Arme greifen können."

Die Tumultuanten sahen sich bey dieser Rede einander an, begafften den unerschrockenen Helden, und keiner hatte das Herz, den Mund aufzuthun; so hatte Hermanns ungekünstelte Beredsamkeit sie beschämt, entwaffnet und ihre Hitze abgekühlt.

Endlich ergriff einer unter ihnen des Amtmanns Hand, schüttelte sie, und sagte: „Bey Gott, Herr! wir alle sind blind gewesen; aber wenn Kummer und Jammer uns immer auf den Hacken folgt, so kann man wohl endlich alle fünf Sinne verlieren. Die Stützen unsers Alters, unsere Söhne, die bravsten Jungen von der Welt, müssen sich von den Preußen und Türken zusammen hacken und schießen lassen; unsere Weiber und Töchter heulen und schreyen, daß es einen Stein in der Erde rühren möchte; unsere Lebensmittel fressen die Einquartierungen auf; das Brod wird täglich seltner, u. s. w. — und so sind wir herüber gekommen, um uns Lebensmittel zu holen; sonst müssen wir und unsere Kinder verhungern. Aber wir sehen es ein, daß wir Unrecht haben, und es thut uns allen herzlich leid. Nun, lieber Gott! in der Noth bedenkt man es nicht.“

Der Amtmann war äußerst gerührt über die mißliche Lage dieser armen Leute, machte Anstalten zur schleunigen Hülfe, und ohne viele Mühe brachte er seine guten Amtsunterthanen dahin,

daß dieſe freywillige Beyträge an Korn, Weizen, Gerſten und allerley Arten von Gemüſe zuſammen ſchoſſen; wozu er ſelbſt ein Anſehnliches beytrug. Alles ward nun auf Wägen geladen, und in die Behauſung der beſänftigten Plünderer gefahren.

Hand in Hand begleiteten jetzt die Einwohner der beunruhigten Dörfer mit dem Amtmanne, die Tumultuanten bis an die Gränze, wo der Amtmann ſie zur Ruhe verwies und zu gegenſeitiger nachbarlicher Treue ermahnte, und von ihnen mit heißen Thränen der Reue und des Dankes geſegnet ward.

Sollte Hermann der Zweyte nicht unſern Schlachtengewinnern an die Seite geſtellt, nicht unter die wohlthätigſten Helden unſers Jahrhunderts gezählt zu werden verdienen? —

---

## 23.

## Julius von Soden.

Der deutſche Reichsgraf Julius von Soden, den die Nation als einen ihrer guten Schriftſteller kennt, beſitzt das reichsritterſchaftliche Gut Saſſanfurth bey Bamberg. Auf demſelben und dem dazu gehörigen Ort Küttmannsdorf waren acht Bauern zu ungemeſſenen,

also nahe an Leibeigenschaft grenzenden Frohndiensten von Alters her verpflichtet.

Ihrem Herrn, der ein redlicher Weltbürger ist, und sich seines Adels wegen für verbunden hält, noch mehr für das Wohl der Menschheit zu thun, als wenn er diesen bürgerlichen Vorzug nicht besäße, war dieses drückende Recht längst anstößig gewesen; um so mehr, da er aus richtigen Kameralgrundsätzen wußte, daß die Herrschaften selbst so viel Schaden dabey leiden, als die Unterthanen.

Er beschloß daher, seine Bauern gegen ein mäßiges und billiges Dienstgeld, worüber er mit ihnen einig ward, von dieser Last zu befreyen.

Um aber dieser Handlung das Vertrauen der Unterthanen zu erwerben, und deren Besorgnisse über künftige willkürliche Eingriffe, wozu der Landsmann sehr geneigt ist, zu heben, auch diese seiner Nachkommenschaft selbst unmöglich zu machen, verband er sie mit einer öffentlichen dem menschenfreundlichen Geiste unserer Zeit gemäßen Feyerlichkeit.

Am 4ten Julius 1790 zogen die acht Frohnbauern mit ihren Kindern, alle mit Blumensträußern geschmückt, und von Musik begleitet, paarweise in den Schloßhof. Nach einer kurzen Anrede des Amtmanns über den Gegenstand des Festes, las er jedem Bauer den ihm ausgefertigten Frohnbefreyungsbrief vor, und übergab ihm sol-

chen. Darauf wurden Gesundheiten getrunken, und die jungen Paare tanzten einige Reihen.

Zum Beschluß verlas der Amtmann noch eine kleine Ergießung der Freude und Liebe von der Feder des Gutsherrn, der über Menschenrechte und Pflichten so schön schreibt, als er sie erkennt und ausübt.

Und darauf zogen die guten Leute in das Wirthshaus und machten sich auf seine Rechnung lustig, vermuthlich bis zum andern Morgen. Denn Herr von Soden ist der Meinung: man müsse das Volk bey seinen Freuden, wenn sie nur die öffentliche Sicherheit ungestöret lassen, nicht belauren, noch es in die Schranken des conventionellen Wohlstandes der verfeinerten Welt einzwängen wollen.

---

## 24.

## Die Abendschule.

Karl Dietrich Barth zu Huffenhardt in Schwaben, Metzger und Viehhändler und dabey ein edler Mann, zeigte von Jugend auf ungewöhnliche Neigung, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Er erlernte, meistens durch eigenen Fleiß, die Rechen- und Feldmeßkunst, Erdbeschreibung, Ge-

schichte, die französische, lateinische und jüdisch-deutsche Sprache, und las die besten Werke, die er sich selbst anschaffte. Und dieß alles nicht zum Nachtheil, wie es bey dem gemeinen Mann oft der Fall ist, sondern zum Vortheil seiner Vernunft und seines Handwerks. Er trieb dabey seinen Viehhandel so ordentlich, daß er von seinem Gewerbe sich sogar ein beträchtliches Kapital zurücklegen konnte.

Daß aber diese Aufklärung seines Verstandes auch sein Herz veredelt hatte, bezeugen alle, die ihn kannten, und so zeigte sich dieser edeldenkende Mann auch in seinem letzten Willen. Da es ihm nämlich schwer geworden war, ganz durch eigenes Bemühen, sich an Kenntnissen, Denkungsart und Sitten zu vervollkommnen, so wünschte er seinen Mitbürgern in Zukunft ihre Bildung erleichtern zu können, und legte daher, da er unverheyrathet starb, das von ihm erworbene Vermögen von 700 Fl. zu dieser Absicht an. Er entwarf selbst einen Plan zu einer Abendschule, worin erwachsene junge Leute freyen Unterricht in Schreiben, Rechnen, Geschichte, Erdbeschreibung, Feldmeßkunst und auch die nothwendigen Schreibmaterialien und nützliche, moralische und ökonomische Bücher unentgeltlich zum Lesen erhalten. Ein Drittel der Interessen wird jährlich zum Kapital geschlagen, um in der Folge die Anstalt zu erweitern und auch

den Schulkindern Bücher zum Geschenk austheilen zu können. Als eine Nebenabsicht hatte er in seinem Entwurf ausdrücklich angegeben, daß diese Abendschule in den Winterabenden dazu dienen sollte, junge Leute von böser Gesellschaft abzuhalten und ihnen einen nützlichen Zeitvertreib zu verschaffen. Mit der Hinsicht auf diese edle Stiftung hatte Barth, der sich wegen seines von Geburt an schwächlichen Körpers kein hohes Alter versprechen konnte, sein Gewerbe ämsig und redlich betrieben, und Gott hatte es gesegnet. Da er merkte, daß der Tod ihn bald von der Erde wegnehmen würde, erbat er sich von seinen noch lebenden Eltern die Einwilligung jener Stiftung, ließ sie den 21sten Junius 1790 von der Obrigkeit bestätigen und starb Tages darauf mit der Freudigkeit eines Reisenden, der das Ziel seiner Wanderschaft erreicht hat.

---

## 25.

## Ein edles Weib widersteht aus Vaterlandesliebe hinreißenden Versuchungen.

Die Oesterreicher belagerten im Jahre 1758 die preußische Festung Neiße in Schlesien, welche wegen der im Felde nöthigen Truppen nur schwach

besetzt war. Die Hoffnung, diesen wichtigen Platz zu erobern, war wegen der Entfernung des Königs und seiner Armee gleich Anfangs groß. Durch das für die Preußen so unglücklich abgelaufene Treffen bey Hochkirch schien Neiße ohnehin so gut als verloren zu seyn. Unter diesen nachtheiligen Umständen führte der General von Treskow das Commando in der bedrängten Festung. Er hatte nicht weit davon ein Gut, auf welchem seine brave, edle Gattinn wohnte, als die Oesterreicher unter dem General Harsch die Belagerung anfingen. Diese besorgten, daß die Unternehmung sich in die Länge ziehen und Friedrich, ungeachtet einer vierzig Meilen weiten Entfernung von Neiße, Mittel finden möchte, ihren Entwurf zu vernichten. Eine Verrätherey schien ihnen daher auf jeden Fall die sicherste und geschwindeste Maßregel zu seyn.

Der preußische Commandant war kurz vorher österreichischer Kriegsgefangener gewesen. Man hatte ihm in Oesterreich mit vieler Achtung begegnet, und die Generalinn, die, um das Schicksal ihres Gemahls zu erleichtern, selbst nach Oesterreich gereiset war, am kaiserlichen Hofe mit auszeichnender Höflichkeit behandelt. Die angenehme Erinnerung an das Betragen der Kaiserinn Maria Theresia mußte bey ihr noch in frischem Andenken seyn. Hierauf nun ward von den Be-

lagerern ein Entwurf gegründet. Der kaiserliche Rittmeister und Adjutant der Generale Laudon und Harsch, Freyherr von Eichberg, der diese Geschichte erzählt hat, ward darzu ausersehen, den Entwurf auszuführen. Er stattete zu dem Ende der Frau von Treskow einen Besuch ab, brachte ihr Schutzbriefe vom kayserlichen Feldherrn, und ward daher wie ein Wohlthäter empfangen und behandelt. Es war Abend, als er ankam; er mußte also auf dem Gute übernachten. Bey der Tafel, ohne Zeugen, macht die Unterhaltung über die Kayserinn den Nachtisch. Das edle Herz der Generalinn kann mit Theresiens Lobe nicht fertig werden. Nun erfolgt ein förmlicher Antrag; große Summen, Würden und Ehrenstellen, ein verstellter Angriff zur Ehrenrettung, und ein unverbrüchliches Geheimniß.

Frau von Treskow ward auf das Innerste bewegt. Kaum faßte sie sich so lange, bis alles vorgetragen war. Nun aber sprang sie voll edlen Unwillens auf, rang wehmüthig die Hände und bejammerte die ihr widerfahrne Erniedrigung, wobey sie immer ausrief: „Ist es möglich? Mir einen solchen Antrag?“ — Alle Beruhigungsgründe des Officiers, der den Vortrag so gut, als nicht geschehen, betrachten wollte und ein heiliges Stillschweigen angelobte, waren bey der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Der Plan, auf ihrem

nunmehr geschützten Landsitze das Ende der Belagerung abzuwarten, wurde auf einmal vernichtet. Sie entsagte allen Schutzbriefen, aller Bequemlichkeit, aller Ruhe, um mit dem Belagerten Unruhe, Mangel und Gefahren zu theilen. Ihr Gut, das einzige Eigenthum ihrer Familie, der Erwerb fünfjähriger Kriegesdienste, wurde dabey großmüthig preis gegeben. Sie sagte dem Abgeordneten: „Wir sind arm; dieß hier ist unser Alles; durch die Ehre gezwungen, überlasse ich es Ihren Händen — Wollen Sie sich rächen — wohlan! thun Sie es!“ —

Vergebens stürzte der durch diesen Edelmuth gerührte Officier zu ihren Füßen und beschwur sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, allein sie wollte durchaus nicht länger in der Gewalt von Preußens Feinden bleiben. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Sie nahm keine Lebensmittel mit sich, ob sie gleich den Mangel in der bedrängten Festung kannte. Der Officier begleitete sie bis an die äußersten Linien und verließ sie sodann voll Bewunderung.

## 26.

## Lüderlin der Edle und seine Bauern.

Der Beamte zu Lohnsee, einem der freyen Reichsstadt Ulm zuständigen Pfarrdorfe, ließ, nach dem unglücklichen Brande zu Göppingen, welcher dieses gewerbvolle Würtembergische Landstädtchen den 18ten August 1782 in einen Aschenhaufen verwandelte, einige seiner reichsten Bauern zu sich kommen, schilderte ihnen den Zustand dieser zu Grunde gerichteten Nachbaren mit männlicher Beredsamkeit, und sagte, daß er gesonnen wäre, dahin zu reisen, und ein paar Kinder in seine Versorgung zu nehmen, deren Eltern außer Stand gesetzt wären, ihnen eine weitere Erziehung zu geben. Wenn etwa, fügte er hinzu, einer oder der andere von ihnen Lust hätte, ein Gleiches zu thun, so wollte er sich nach mehreren solcher Hülfsbedürftigen erkundigen. Ohne Zaudern erklärte einer von den Versammelten: „Ich will eins.“ Diesem folgte ein zweyter: „will auch eins:“ und eben so gut und trocken stimmten noch acht andere zu gleichem Liebeswerke. —

Der Amtmann, hoch erfreuet über diesen Erfolg seiner Bemühung, fügte nun hinzu, daß es

nicht genug sey, daß sie sich zu dieser Aufnahme entschlossen hätten; ihre Weiber müßten auch um diese Vermehrung ihrer künftigen Tischgenossen gefragt werden: „ja daran habe ich nicht gedacht,“ erwiederte Einer. Hierauf liefen alle zum Amthause hinaus, und alle kamen froh mit der Nachricht zurück, daß ihre Weiber des nämlichen Sinnes wären.

Nun ritt unser Amtmann nach Göppingen, eröffnete seine Werbung und hatte sehr bald seine jungen Rekruten beysammen, welche unter Anstimmung eines Dankliedes auf einem Wagen zu ihren neuen Pflegeeltern fuhren. Als sie in dem Amthause zu Lohnsee angekommen waren, stellte sie der Amtmann in eine Reihe, und ließ den Bauern die Wahl, während daß er, wegen eines Geschäfts, in ein anderes Zimmer gegangen war. Bey seiner baldigen Zurückkunft waren die guten Leute nicht nur mit ihren Kindern bereits davon gegangen, als ob sie fürchteten, daß man ihnen ihre Beute wieder abnehmen würde; sondern andere waren eben im Begriff, ihm auch die zwey übrig gebliebenen hinweg zu führen, die sie ihm endlich, nicht ohne bezeugten Unwillen, überließen. — Dieser edle Mann, welcher in seinem Leben nicht Eine von allen empfindsamen Schriften unserer Zeit gelesen hat, heißt Lüderlin. Er würde sich durch eine Lobrede über diese Handlung

beleidiget finden, und glaubt gewiß nicht, daß er etwas gethan habe, welches nicht jeder Anderer eben so gut gethan haben würde. Diese Geschichte mag hier nur diejenigen belehren, welche den Bauernstand mit dem Titel des rohen Pöbels belegen.

---

## 27.

## Edelmuth des Hofraths Schnelle.

Wenn in einem Lande, von Christen bewohnt, der Gebrauch herrschend wäre, sich Sclaven zu halten, so würde ich diesen Gebrauch zwar nicht gut mit dem Christenthume in Einverständniß bringen können, aber ich würde doch erwarten, daß es hier den Sclaven so übel nicht gehen könnte, daß sie nach Regeln der Billigkeit und heilsamen Ordnung würden behandelt werden; und wenn ich meine Erwartung bestätiget fände, so würde ich sagen: Der Gebrauch selbst ist wohl übel, aber die Behandlung der Sclaven ist gut, ist den Pflichten der Menschlichkeit nach, wie sie seyn muß. Wohldenkende Griechen und Römer begegneten ehemals ihren Sclaven auch gut, und wohldenkende Barbaren thun es auch noch. Die Pflichten der Menschlichkeit gegen einen jeden, selbst gegen den

Geringsten, ausüben, schickt sich für alle Menschen in allen Weltgegenden wohl.

Wer sie ausübt, thut seine Menschenpflicht; Diese erfüllen, heißt recht und wohl thun, aber diese Pflichterfüllung ist auch weiter keines besondern Lobpreisens werth; gehört noch nicht zu den Thaten, die den Ruhm des vorzüglich Guten, des Edlen davon tragen.

Wenn ich hingegen unter den mancherley christlichen Sclavengebietern Einen fände, dem selbst die erträglichste Sclaverey noch eine den Menschenwerth entehrende Bürde schiene, und der deshalb nicht ohne Aufopferung seinen bisherigen Sclaven die Freysprechung von Sclaverey und Leibeigenschaft großmüthig und mit gehöriger Vorsicht zum Geschenke darböte: so würde ich mich aus der Sphäre der Alltagsbegebenheiten herausgerissen fühlen, und in dem Innersten meiner Empfindungen den Ausspruch lesen: das ist edel und groß gedacht und gethan!

Ein solches Beyspiel der mit Pflichterfüllung verbundenen Aufopferung gab im Jahre 1788 der Eigenthümer des Landgutes Gottmannsfrede im Herzogthum Schwerin, Herr Hofrath Gottlieb Schnelle, der seinen Vorsatz wegen Befreyung seiner Gutsunterthanen von der Leibeigenschaft ausgeführt, und, nach gesuchter und erhaltener Landes- und Lehnsherrlicher Beystimmung,

die

die zu seinem Landgute mit der Freyheit, für sich und ihre Nachkommen, beschenkt hat.

Die Handlung rühmt sich selbst, und also sey es genug, sie hier angemerkt und in dem Protocoll edler Thaten aufgeführt zu haben.

---

## 28.

## J. E. Lange zu Bienstädt.

Als am Ende des Jahres 1793 das Glück der Waffen und der Drang der Umstände die Franzosen sehr begünstigte, und Mancher, nicht ohne Grund, selbst für einen Theil Deutschlands Gefahren erblickte, äußerte der herzoglich gothaische Bauer Johann Ernst Lange zu Bienstädt mehr als einmal den lauten Wunsch: „daß doch sein lieber Herzog recht bald, und auf jeden Fall früher, als die Franzosen immer näher vorgerückt seyn würden, befehlen möchte, daß die Landleute sich bewaffnen sollten. Mit der größten Bereitwilligkeit würde er das Gewehr ergreifen. Auch seine Frau habe er bereits beruhiget, wenn es fortgehen sollte, und sie werde selbst jedes Schicksal, das ihn im Streit für das Vaterland treffen könne, christlich zu ertragen wissen. Denn, setzte er hinzu: wenn der Feind nur erst mit vereinten Kräften

zurück getrieben seyn wird, so kann zum wenigsten sie mit ihren Kindern ruhig leben, wenn ich auch nicht wieder komme. Aber man müsse auch nicht warten, bis der Feind erst in das Land käme.“

Als bey dem Anfange dieses unglücklichen französischen Krieges, der Freyheitsschwindel so manchen ergriff, so äußerte der nämliche Bauer Lange seine Liebe zur Ruhe und Ordnung im Vaterlande auf folgende Art. In der Schenke führte in seiner Gegenwart ein einzelner Vielsprecher allerley unverständige Reden von französischer Freyheit und Gleichheit, und meinte (zum sichern Beweise, daß er nicht begriffen hatte, was alle vernünftige Franzosen unter den Lieblingswörtern der Menge: Freyheit und Gleichheit, verstehen) ganz ernstlich, daß es so unrecht eben nicht seyn müßte, wenn zur Abwechselung auch die Fürsten Deutschlands einmal hinter dem Pfluge hergehen müßten, und die Reihe auch einmal an den armen Bauersmann käme, Krone und Scepter zu tragen. Einige schoben bey dieser Aeußerung die Mütze auf das linke Ohr, als wären sie im tiefen Nachdenken begriffen, und noch nicht recht mit sich einig, ob sie lachen oder weinen sollten; Andere nickten dem albernen Schwätzer ihren Beyfall zu; wieder Andere bemerkten, es komme ihnen so vor, als wenn jene Aeußerung fades Geschwätz wäre; Freund Lange aber erklärte ganz bestimmt und in einem

sehr festen Ton: „Er könne Den für nichts anders, als einen schlechten Christen und einen Aufwiegler halten, der auch nur den leisen Wunsch äußere, seinen allergnädigsten Herrn Herzog von dem Throne verdrängt zu sehen; und wenn es auch gleich nur Scherzreden wären, so müsse er sie dennoch verbitten, wenn anders er nicht in der Hitze des Gesprächs verleitet werden solle, dem Ersten, der fernerhin solche sündliche Reden führe, aus Achtung und Liebe zu seinem Fürsten in das Angesicht zu schlagen.

Diese entschlossene Androhung gab unter den bisher noch wankenden Meinungen der Anwesenden so gänzlich den Ausschlag, daß jener Schwätzer auch nicht Einen mehr auf seiner Seite behielt. Alle fühlten dunkel eine moralische Verbindlichkeit zur Anhänglichkeit an einen so guten Fürsten; denn alle verriethen dieß durch die Wärme und Entschlossenheit, mit welcher man Gevatter Langen beystimmte. So wenig auch diese Drohung ein Maaßstab der richtigen Handlungsweise gegen Politisch-Irrende seyn kann und seyn soll: so zeugt sie doch abermals von dem Geiste, der den Bauerstand belebt, und dienet zum Belag für die in der Regel unstreitig richtige, obgleich nicht allgemein zugestandene Behauptung, daß unsere vernünftigen Bauersleute und unteren Volksclassen keinesweges so entschieden, als Mancher meint, auf die

Seite der Volksverführer sich hinneigen; vielmehr ihrem dunkeln Gefühle von Recht und Pflicht, und von dem hohen Werthe der Ruhe und Ordnung gern Gehör geben, sobald man nur einigermaßen dem schwerfälligen Gange ihrer Ueberzeugungen zu Hülfe kömmt, und ihr gesundes Gefühl von Recht und Billigkeit nicht irre leitet. Nur kömmt es freylich, wie bey allem, was auf Mehrere wirken soll, auf den an, der gerade das Wort führt. Führt dieser sein Wort bieder und kräftig, so hat es keine Noth. Vor ächter Beredsamkeit verstummt das fade Geschwätz!

---

## 29.

## Humanität des Magistrats zu Großglogau.

Ob man in dem glücklich gepriesenen Lande, worin Menschenrechte, Freyheit und Gleichheit, wenigstens den Worten nach, zur Tagesordnung gehören, wohl wirklich so frey und so gleich ist, als in dem größesten Theil Deutschlands? — Ob die Municipalitäten eines Landes, dessen neue Organisation mancher Deutsche — an Erfahrungen vielleicht wie an Jahren noch Jüngling — bis in den Himmel erhebt, Recht und

Gerechtigkeit wohl wirklich so handhaben, als unsere Gerichtspflege sie handhabt? — Ob wir sogenannten „Kettenträger, wir elenden Sclaven noch elenderer Tyrannendespotie“ — in Vergleich mit den „bandelosen Gliedern jener großen Nation“ wohl in der That so bedauernswerth sind, als diese glauben mögen? Ich zweifle!

Nachstehendes Requisitionsschreiben des Glogauischen Magistrats veranlaßt vielmehr die gegründete Vermuthung, daß wohl noch manches Jahr vergehen möchte, bevor die Wachsamkeit und Humanität der Policey in Frankreich die nämliche ehrenvolle, beglückende Höhe erreichen dürfte, die sie bey uns, wenigstens hie und da, erreicht hat:

„Der Kunstspieler Nikolai, der nebst seiner Familie am hiesigen Orte äquilibrische Stücke producirte, hat bey seinem Abgange von hier, der in dürftigen Umständen sich befindenden verwittweten Unteroffizier Balleck achtjährige jüngste Tochter, Namens Catharina, ohne unsere Genehmigung fortgeführet, um dieselbe zur Erlernung seiner Künste anzuziehen. Es ist nun wohl solches mit seiler Einwilligung ihrer genannten Mutter geschehen, welche dem Nikolai, gegen einige von ihm erhaltene Unterstützung, aus Armuth diese Tochter überlassen. Inzwischen verlautbaret nach sicheren Nachrichten, daß gedachtes unmündiges

Mädchen kein Behagen an besagter Kunsterziehung finde, und sich daher von genanntem Kunstspieler in der Frauſtädter Gegend zu einem Hirten entfernet; aber wieder als ein vermeintes Eigenthum aufgesuchet, und zurückgeholet worden. Wenn jedoch mehrerwähntem Kunstspieler die Dürftigkeit der Mutter kein Recht auf die junge Balleck und ihre Willensfreyheit ertheilet: so tragen Wir auch überdieß Bedenken, die in Rede stehende Wahl der Lebensart der ersteren für letztere zu billigen, weil sie in ihrer vernachläßigten frühen Jugend noch gar keine regelmäßigen Lehrbegriffe besitzet, auch wohl nicht leicht ohne Schaden für ihre Gesundheit, über deren Mangel sie bereits klagen soll, dahin gebracht werden dürfte, daß sie Beyfall erhielte, und Verdienst erwecken könnte. Alle und jede Gerichtsbarkeiten werden daher hierdurch gebührend ersuchet, dem Nikolai, wo er mit seiner Gesellschaft eintreffen möchte, das obbeschriebene Mädchen gefälligst abzunehmen, und unter gehöriger Begleitung und Empfehlung, dasselbe liebreich zu behandeln und zu verpflegen, von Stadt zu Stadt, oder einem Dominio zum andern, weiter zu befördern, und letzteren Orts im Umlauf an Uns abgeben zu lassen, die Wir zum Kostenersatz und zu Gegengefälligkeiten in vorkommenden Fällen bereitwillig seyn werden.

Glogau, den 10ten Sept. 1798.

Director, Vice-Director und Rath."

Möchten, um den patriotischen Wunsch bey dieser Gelegenheit zu äußern, überhaupt bey Zulassung äquilibrischer Künstler die Policeyen der Städte sich jedesmal zugleich als Sittengericht darstellen, und durchaus und mit aller Strenge darüber halten, daß es der Aequilibrist und seine Gehülfen und Gehülfinnen durchaus unterlasse, durch eigene unanständige Stellungen und unsittliche Handhabungen zarter Kinder den Wohlstand und die Sittlichkeit öffentlich zu beleidigen. Dieß geschiehet sonst ohne Ausnahme. Die mißbrauchten — ja gewaltsam mißbrauchten und mißhandelten Kinderkörper werden dem Publico in Stellungen und Figuren gezeigt, und müssen sich Verdrehungen und Manipulationen gefallen lassen, die das — nicht einmal zarte — Gefühl von Anständigkeit und Schädlichkeit schreyend empören. Zu geschweigen, daß die Beyspiele mächtig auf die Jugend des Orts, der sie sehen mußte, wirken und schon in unzähligen Fällen die Gesundheit der Gliedmaßen und die Moralität der Herzen vergiftet haben. Mir sind Beyspiele bekannt, daß Kinder aus rechtlichen Häusern der Todesgefahr nahe waren, weil sie Kunststücke hatten nachmachen wollen, die eben so brodlos, als halsbrechend sind.

## 30.

## Der ungenannte Edle.

(Aus einem Briefe d. d. Anemold den 10ten May 1799.)

„Zu der Idee, in Ihr Archiv unter andern auch patriotische Charakterzüge niederzulegen, wünsche ich aufrichtig Glück. Sie kann nicht anders als wohlgefallen; denn ihre wohlthätige Einwirkung auf den Leser ist unausbleiblich. Auch wird es Ihnen gewiß nie an Stoff zu diesem Abschnitte Ihrer Zeitschrift fehlen. Ein jeder Edle, der aus Pflicht für das Gute im Stillen thätig ist, verdient im Grunde den Namen eines Patrioten, d. h. eines Menschen- und Vaterlandsfreundes. Indessen wer kennt diese immer, da die verborgenen unter ihnen gewöhnlich die entschlossensten und unbezweifeltesten sind? — Und wenn man sie auch je zuweilen kennet, wer darf ihre Namen immer öffentlich nennen, ohne ihre Bescheidenheit dadurch in Verlegenheit zu bringen? —

Oft laufen wir, indem wir unsern Eifer für das Gute bekannt werden lassen, Gefahr, verkannt zu werden, oder wohl gar Gegner wider uns zu reizen. Und gerade aus dem Munde derer, die vielleicht kaum, oder doch höchstens nur für die

Gesetzmäßigkeit ihrer Handlungen sorgen, ertönt nicht selten die allerstrengste Tugendkritik. —

Diese vorläufige Bemerkung mag mich bey Ihnen entschuldigen, wenn ich Sie bitten muß, folgenden kleinen Beytrag zur Charakteristik des deutschen Adels ohne den hier im Briefe bloß für Sie ausgeschriebenen Namen des Edlen aufzunehmen.

Im Jahre 1797 brach in dem adelichen Dorfe F.., dessen Gutsherr in einer entfernten Stadt ein öffentliches Amt bekleidet, eine wüthende Feuersbrunst aus. Herr von * *, ein drey Stunden vom brennenden Dorfe wohnhafter Landedelmann, eilte mit thätiger Hülfe herbey, und traf mit seltener Geistesgegenwart die zweckmäßigsten Anstalten, um der entsetzlichen Wuth der Flamme Grenzen zu setzen. Bey der Unentschlossenheit der ganz bestürzten, unglücklichen Dorfbewohner war man es, wo nicht einzig, doch großentheils, seinen weisen Anordnungen schuldig, daß ein Drittel des Dorfes gerettet ward. Bescheiden wich er, als die Gefahr vorüber war, jedem Danke aus, und eilte nach seinem Landgute zurück, um ungesäumt den fast von aller Nahrung Entblößten fürs Erste zwey volle Wagen mit Lebensmitteln zuzusenden.

Drey Tage nachher ritt er in aller Stille, und, seiner Meinung nach, ungekannt, nach dem eingeäscherten Dorfe, vertheilte unter die Abgebrann-

ten aus seiner Privatbörse noch — vierzig Friedrichs d'or, und — verschwand. Selbst der Gattinn dieses Edlen, die sich nicht minder gern dem schönen Triebe der thätigen Menschenliebe, und des himmlischen Wohlwollens überläßt, ist diese reintugendhafte Handlung noch jetzt — zwey volle Jahre nach der That — ein Geheimniß. Ich entdeckte sie durch einige zusammentreffende Zufälligkeiten.

Kein Jahrbuch wird den Namen dieses im Stillen thätigen braven Mannes verewigen; aber gesegnet ist dennoch sein Andenken in den Herzen jedes seiner Unterthanen und aller, die ihn so kennen, wie Sie und ich.

v. — m — ."

Wollte man, zur Herabsetzung des Werths jener liebevollen Thätigkeit, sagen: Herr von * * habe nichts mehr gethan, als was jeder andere Gute in seiner Lage auch gethan haben würde, so erwiedere ich: Vierzig Friedrichs d'or waren gewiß das allerhöchste, was ihm, einem Manne von Grundsätzen, dessen Herz nicht mit dem Verstande durchzugehen pflegt, bey seinen Vermögensumständen erlaubt war, der leidenden Menschheit freudig darzureichen. Hundert andere an seiner Stelle würden geglaubt haben, ihrer Pflicht, oder wohl gar nur, den Erwartungen der Welt, mit einer viel kleinern Summe vollkommen zu genügen.

Wieder hunderte würden genug und übergenug gethan zu haben glauben, wenn von diesen dreyfachen Wohlthaten nur Eine Art auf ihrer Rechnung stände, wenn sie nur bey dem Feuer selbst Anstalten zur Hülfe gesendet, oder nur die Lebensmittel herbeygeführt, oder nur Geld ausgetheilet hätten. Und abermals Hunderte würden den Augen der Beobachter schwerlich so geflissentlich ausgewichen, der Eitelkeit des menschlichen Herzens schwerlich so vollkommen widerstanden haben, wie Er.

Wann wird man überhaupt anfangen, der reinen Tugend überall Gerechtigkeit widerfahren zu lassen! — wann aufhören, die verdienstlichen Handlungen des Edelmanns, als eines solchen, mit einer zu strengen Kritik zu würdigen? *)

Heil dem deutschen Adel, so fern er es sich angelegen seyn läßt, seinen Geburtsadel durch den Adel des Verstandes und des Herzens bey den ihm vorkommenden Gelegenheiten auf die kräftigste, ehrenvollste Art zu erneuen und zu bestätigen!

Heil aber auch den deutschen Bürgern und Bauern, so fern der Landesstand, den sie über sich erhaben sehen, ihnen auch als nachahmungswürdi-

*) Strenger muß der Gebildetere, der höher steht und weiter seyn kann und soll, allerdings gewürdiget werden. Nur muß auch hier — Grenze gehalten werden.

ges Beyspiel reiner Tugend vorglänzt, und sie unwiderstehlich zwinget, ihn zu lieben und zu verehren. So werden Deutschlands Edle unerschütterlich fest stehen! Und wenn man in jenem bedauernswürdigen Reiche des politischen Wirrwarrs auch die Adelsdiplome wüthend zerrissen hätte: so wird doch der glücklichere Nichtadeliche in Deutschland überall und jederzeit taub seyn für die verächtliche Stimme einzelner Volksverführer, und im Nothfall selbst mit Gut und Blut einen Stand aufrecht halten und vertheidigen helfen, der unter jenen Bedingungen auf seine Liebe, auf seine Verehrung und Ergebenheit so gerechte Ansprüche hat; und dessen immer allgemeiner werdende edle Denkungsart und Handlungsweise die schönste, wo nicht die einzig sichere und unüberwindliche Schutzmauer seiner wohlbegründeten Vorrechte und Vorzüge bildet.

Der Herausgeber.

---

## 31.

## Der Präsident v. S. in B.

Der Präsident v. S. in B. gehört zu den seltenen Männern, welche das wirklich sind, was sie, ihrer äußern Würde und ihrem Berufe nach, seyn

sollen. Sein Amt verpflichtet ihn zur Sorge für die Armen und Nothleidenden einer großen Stadt, und zum eigentlichsten Umgange mit der niedrigsten Volksclasse. Er hat Humanität genug, die Beschwerden nicht zu scheuen, welche mit jener Sorge verbunden sind, und ist so weit von allem Stolze auf Stand und Geburt entfernt, daß er diesen Umgang nicht für entehrend, sondern für höchst ehrebringend hält. Vor einem Jahre bettelte ihn auf einem Spaziergange ein Knabe von etwa 10 Jahren an, der ein sehr abschreckendes Aeußere hatte, und äußerst gebrechlich war. Der edle Mann begnügt sich nicht, dem bettelnden Knaben ein Almosen zu geben, oder ihn mürrisch von sich zu weisen, etwa mit der Ermahnung: du solltest doch lieber arbeiten; sondern er läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, um zu erfahren, wie der Knabe dazu kam, daß er bettelte. Zu seinem Erstaunen erfährt er von dem sehr offenherzigen Kinde, daß es eine Waise sey, und bereits einige Jahre seines Lebens auf diese Weise sich selbst erhalten habe; daß es sich im Sommer bald hier bald da aufhalte, und allenfalls mit einem Nachtlager in einem noch warmen Backofen zufrieden sey, wenn die Einkünfte des Tages gerade nicht hinreichten, ein besseres zu miethen. Der wackere Mann erstaunt über die Größe dieser Verwilderung, und beschließt, den Knaben der bürgerlichen Gesell-

schaft zu erhalten, für die er bereits verloren zu seyn schien. Er sucht sein Zutrauen zu gewinnen, und nimmt ihn mit sich nach Hause. Hier macht er ihm ernsthafte Vorstellungen über seine bisherige wilde Lebensart, lehrt ihn die traurigen Folgen davon kennen, und kündiget ihm nun an, daß er sogleich einem Waisenhause zur Erziehung und zum Unterricht übergeben werden solle. Das gefiel nun freylich dem verwilderten Knaben anfangs gar nicht, und ohne die strengste Aufsicht würde er gewiß entlaufen und wieder zu seiner vorigen wilden Lebensart zurückgekehrt seyn. Doch nach und nach lernte er, bey einer sehr humanen Behandlung, dem ordentlichen häuslichen Leben, dem Fleiße und der Arbeitsamkeit Geschmack angewinnen, und besonders mußte ihn wohl die liebreiche Ermunterung seines gütigen Wohlthäters endlich für das Gute einnehmen. Genug, er giebt jetzt, nach einem jährigen Aufenthalte in dem Waysenhause, die stärkste Hoffnung, daß er ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft werden wird. Möchte doch der biedere und thätige Präsident S. recht viele Nachahmer finden; so würde mancher verwaysete Knabe der Gesellschaft erhalten werden, welcher nur darum verwildert, und zum Bettler, ja vielleicht zum Diebe und Betrüger heranwächst, weil der Staat, dem er, nach dem Verluste sei-

ner Eltern und Angehörigen, anheim gefallen war, nichts für ihn thun wollte.

W.

---

## 32.

## Sorgfalt in Betreff des Schulwesens.

(Aus einem Briefe.)

Man denkt jetzt mehr als jemals über die Mittel nach, wodurch man auf eine leichte und nicht kostspielige Art nützliche Kenntnisse, Erfahrungen und Grundsätze, Lebensweisheit und, Lebensklugheit unter das Volk bringen könne. Zu wenig scheint mir ein sehr einfaches Mittel bisher noch benutzt zu seyn, welches eben darum desto stärker wirken müßte, weil es zu einer Zeit angewandt wird, da die Seele noch durch keine vorgefaßte Meinungen und Vorurtheile für die Wahrheit unempfänglich geworden ist, sondern vielmehr für dieselbe noch ganz offen steht. Dieses Mittel sind die Vorschriften, welche man der Jugend bey den Schreibeübungen vorlegt. Durch sie kann außerordentlich viel Gutes mitgetheilt und fortgepflanzt, aber auch viel Böses verbreitet und gleichsam verewigt werden. Wie wahr auch das Letzte ist, davon machte ich neulich eine sehr niederschlagende Erfahrung.

In einer Bürgerschule, welche meiner Aufsicht übergeben wurde, entdeckte ich bey einer genauen Revision aller bisher gebrauchten Hülfsmittel des Unterrichts unter vielem Unzweckmäßigen und Schädlichen auch einen ansehnlichen Vorrath von Vorschriften, die nun schon seit mehr als 20 Jahren gebraucht wurden, und in der That fast ohne Ausnahme die besten Beläge oder Beyträge zu dem Buche vom Aberglauben enthielten. Keinem der vorigen Aufseher war es eingefallen, seine Aufsicht auch hierauf auszudehnen, und so hatten denn die Kinder durch eine lange Reihe von Jahren unter andern folgendes Histörchen mit allen seinen Schreib- und Sprachfehlern fleißig und zierlich abgeschrieben:

„Es sind einsmals zwey Studenten mit ein-
„ander gereiset, und sind die eine Nacht unter
„freien Himmel geblieben, weil sie kein Wirths-
„haus haben erlangen können. Und da sie des
„Morgens sind erwacht, ist der Eine von Thau
„sehr naß gewesen, und der Andere ist ganz trocken
„gewesen. Darauf hat ihn der Andere gefragt,
„woher daß käme, hat er gesprochen: Er hätte
„einen heimlichen Mord begangen, deshalben er
„den Thau nicht werth wäre. Und hieraus kann
„ein jeder sehen, daß vor Gott nichts verborgen
„ist.“ W . . n.

---

## 33.

## Die arme Frau auf der Redoute.

Zu Hildburghausen erschien auf der Fastnachts-Redoute 1790 unsere allverehrte Frau Herzoginn, in der Maske der Dürftigkeit, mit folgendem kleinen Gedichte:

„Verzeiht, ihr Glücklichen, verzeiht
Der armen Frau, die sich
Zum Sammelplatz der Fröhlichkeit
Durch alle Wachen schlich!

Wie schwer, wie sauer ist der Gang
Nach einem Stückchen Brot!
Mich alte Mutter, ach! — mich zwang
Zu diesem Schritt die Noth.

Ihr alle seyd gesund und froh;
Seyd's immer! seyd's mit Dank!
Dort liegt, auf einer Schütte Stroh
Ein armes Mädchen krank.

Auf seinem kalten Lager ficht
Der Hunger mit dem Schmerz:
Oft fleht's: komm Tod! — der Tod hört nicht:
— Da bricht das Mutterherz.

Ein Alter hungert — Enkel flehn
Den Darbenden um Brod —
O, könntet Ihr die Thränen sehn
Beym Lampenschein der Noth!

Erbarmt Euch! lindert mild den Schmerz,
Der ihre Tage trübt!
Gott lohnt! Gott lohnt das gute Herz,
Das gern den Armen giebt.

Die arme Frau auf
der Redoute.“

Der Zweck dieser schönen Handlung — die frohe Versammlung zur Mildthätigkeit gegen einige Unglückliche zu bewegen, ward vollkommen erreicht; denn kaum hatte die arme Frau ihre Verse vertheilt: so drängte sich alles mit voller Hand nach der holden Sammlerinn. — Welcher Volkssegen ist eine Fürstinn, die an der Seite eines menschenfreundlichen Regenten ihr gutes Herz immer im Auge und in der Hand trägt, und nicht nur in der Stille die Thräne des Kummers von der abgehärmten Wange trocknet, sondern auch — im Geräusche der Freude die Fröhlichen erinnert, einen Blick in die Hütte des Elends zu thun, und ihre Freuden durch süßes Wohlthun zu veredeln!

Wie sehr verdient diese überaus glückliche, menschenfreundliche Redoutenidee Nachahmung! und

wie wohl muß es dem guten Herzen dieser Fürstinn behagen, zu erfahren, daß sie seitdem an mehr als einem Orte auch schon wirklich und mit nicht weniger glücklichem Erfolge nachgeahmet worden ist! —

# IV.

# Patriotiſche Litteratur.

## 3.

## Schreiben eines Deutſchen an den General Buonaparte.

Als die Franzoſen ihr altes Königsthum in ein conſtitutionelles umwandelten, und einen kühnen Schritt nach dem andern thaten: da waren in Deutſchland die Urtheile über dieſe, großentheils durch üble Staatsökonomie und tief geſunkene Moralität vorbereitete, nothgedrungene politiſche Erſcheinung getheilt. Sie blieben es aber auch ſelbſt da noch, als das wohl nur eingebildete Bedürfniß, und die hinreißende Neuerungsſucht, von Zeitumſtänden begünſtigt, die blutige Schöpfung einer ungeheuern Republik begann. Viele Deutſche, noch nicht gewöhnt an ſo dreiſte Aeußerungen der gereizten Volksmacht, ſahen in den franzöſiſchen Ereigniſſen nur Verbrechen der erſten Größe, nur ein Werk frecher Zügelloſigkeit, welches der Allgerechte mit Feuer vom

Himmel zertrümmern, oder das doch nächstens in sich selbst zusammen stürzen werde. Kaum hielten sie es für nöthig, daß die Heere der verbündeten Mächte diesen Einsturz des colossalischen Nationalbaues beschleunigten. Andere, kaltblütiger und vielleicht auch unbefangener und vorurtheilloser, als jene, betrachteten das große Wunder unserer Zeit aus richtigern Gesichtspunkten, und wenn sie den jetzigen Erfolg auch nicht mit Zuversicht vorherzusagen wagten, so ahneten sie ihn doch. Auch sie erblickten hier und da die Hand des Allgerechten im großen Spiele; denn wie hätte die Vorsehung, (welche weislich und liebevoll sogar das unbedeutendste Schicksal des einzelnen Menschen leitet) um die Schicksale von vier und zwanzig Millionen Franzosen und ihrer zahllosen Nachkommenschaft unbekümmert bleiben sollen? — Man sah eine, der Menschenzahl nach, große Nation verzweiflungsvoll Freyheiten erringen und Menschenrechte blutend erkaufen, deren der freye, nicht zum Sclaven erniedrigte Deutsche schon längst im vollen Sinne des Worts genossen hatte. Was ist natürlicher, als daß der gutmüthige Deutsche, (den weder die durch den Erfolg gerechtfertigten Ahnungen, noch die beabsichteten Ahndungen der Cabinetter sehr kümmerten) an dieser seiner Unterthanenglückseligkeit auch seinen Nachbar, den

bisher nieder getretenen Franzosen, gern theilnehmen ließ, und ihm zu seiner Wiederaufnahme unter die Menschen mit einer an Gedankenlosigkeit grenzenden Unbefangenheit glückwünschte? — Was natürlicher, als daß die Heere freyer Deutschen gegen eine für Freyheit und Freyheitskampf erwärmte ungeheure Volksmasse nur mit Lauigkeit fochten? Für wie manches, sonst unerklärbares Räthsel aus den ersten Jahren des französischen Freyheitskrieges liegt der Schlüssel in dieser Bemerkung! —

Nicht die Waffen der Republikaner, sondern die Meinungen der gegen sie Verbündeten haben den Franzosen die Siege erleichtert, und gesichert — so lange sie eine gute Sache verfochten. Möchten sie, um ihrer selbst und um der Menschheit willen, das ursprünglich sich selbst gesteckte Ziel ihres Kampfes nie, vom Glücke verblendet, überschritten haben! Möchte die ehrwürdige Erklärung, welche ihnen die Herzen Aller gewann: „daß sie nicht erobern, sondern einzig für Freyheit und Vaterland kämpfen wollten“ — nie leichtsinnig von ihnen vergessen worden seyn! — Des Siegers entehrende Behandlung einer Nation, deren Vorfahren das römische Reich zertrümmerten, könnte leicht eine Wirkung haben, deren Berechnung nicht schwer ist: Diese

Nation wird — so behandelt — selbst der eine Zeitlang allmächtigen Republik gefährlich werden.

„Sie kennen die Geschichte, Herr General! — heißt es in dieser Hinsicht in dem vor uns liegenden Schreiben — nicht immer ist ein unterjochtes Volk auch ein besiegtes Volk! Auch die Römer mußten einst unter Samnitischen Gabeln die Unbesonnenheit ihrer Anführer büßen! — Der vom Uebermuthe der Sieger selbst herbeygeführte Zeitpunkt scheint sich zu nahen, und vielleicht ist er schon gekommen, wo wir sagen können: Es gab zwar selbst unter den Deutschen eine Menge Freunde der so genannten Freyheitskämpfer, aber es giebt deren nun bald nicht Einen mehr! — Der edle Deutsche wenigstens, liebt nur die gute Sache der Menschheit und deren Vertheidiger, auch selbst im Feinde; aber er haßt von ganzem Herzen den wortbrüchigen Eroberer, der, um frey zu seyn, seine längst freyen Nachbarn nicht besiegen bloß, sondern — auch entehren will.“

Ueberhaupt enthält dieß Schreiben eines wahrhaft patriotischen Deutschen manche treffende, in ein patriotisches Archiv für Deutschland gehörige Bemerkung. Wir heben einige davon aus, zumal, da dieser Brief dem Publicum nicht so allgemein bekannt geworden zu seyn scheint, als er dieß

wohl verdient hätte. Indessen kann der deutsche Mann bey kaltem Blute, das Ehrenrührige und den bittern Spott vieler Stellen des Originalbriefes weder gut heißen, noch je in diesen Ton einstimmen.

„In der ganzen Geschichte des menschlichen Herzens —, in den Jahrbüchern, welche das menschliche Elend und die menschlichen Greuel aufbewahren, ist kein glänzenderes, kein tröstenderes Bild —, als die Mäßigung des Siegers, zumal des gereizten Siegers! — Als Sie, Herr General! in der überraschenden Laufbahn Ihres ruhmvollen Feldzugs plötzlich innehielten, und ihren Gegner, den Erzherzog Carl, zum Frieden zu bewegen suchten — da staunten die Völker Europens; da erschienen Sie wirklich groß! Jener Brief eroberte unsere Herzen mehr, als ein neuer, als der glänzendste Sieg es zu thun vermocht haben würde. — — Redlich war der Dank, den Ihnen Millionen Herzen dafür brachten, daß Sie der Menschheit blutende Wunden, selbst auf Kosten Ihres militairischen Ruhms, zu heilen sich bereitwillig zeigten!“

„Das war der schönste Augenblick Ihres Lebens! Da hätte Ihr Name sollen eingetragen werden in die Annalen dieses furchtbaren Jahrhunderts! — Aber Ihr bald darauf folgendes Benehmen bewog den Geschichtschreiber, die Lücke

offen zu lassen, wo der laute Dank Ihres Sie segnenden Zeitalters hätte folgen sollen — um einen Nachtrag hinzuzufügen, der das Urtheil der Nachwelt berichtigen könnte! — — Sie gehen als Friedensstifter für Deutschland zu Werke, wie mancher Arzt im Feldlazarethe, der bey geringfügigen Wunden Arme und Beine abnehmen läßt; Sie geben Ihrem Vaterlande die Grenze, welche die Natur ihm bezeichnete; — Sie sichern durch einen großen Fluß die Vertheidigung eben dieser Grenze; — Sie machen sich vom feindlichen Gebiet für Ihren Kostenaufwand bezahlt.“ — —

„Wenn im Taumel des Triumphs diese Vortheile von Tausenden in Ihrer Nation laut gepriesen und gefordert werden: so nimmt dieß Niemanden Wunder, der das menschliche Herz — und vorzüglich Ihre Nation kennt. Aber Sie, Herr General, Ihre Gesetzgeber, Ihre Directoren, sollten einer andern Meinung seyn — und würden es auch seyn, wenn der große Nationalrausch Ihnen zur kalten Ueberlegung Zeit genug gelassen hätte!“

„Also ein Fluß wäre die Grenze, welche die Natur für zwey verschiedene Nationen bestimmte? Ich denke, Sitten, Religion und Sprache sind eine viel natürlichere Grenze — und diese zerstören Sie jetzt!!“

„Aber die bessere Vertheidigung.“ — Sollte das wohl wirklich der Fall seyn? Ach! Herr General, es ist traurig für uns alle mit einander, das heißt, für Ihr Argument, und für das Schicksal von Deutschland, daß gerade Ihre eigenen Feldzüge die Beweise davon liefern, daß auch ein beträchtlicher Fluß die Grenzen eines Landes nicht schützt, — und daß eine Reihe von Festungen, wie die Ihrige an Ihrer vormaligen Grenze, eine weit sicherere Vormauer eines Landes ausmachen.“

„Wenn aber eine Eroberung an und für sich nicht vortheilhaft ist, so kann sie noch weniger als ein Schadenersatz betrachtet werden. Auch pflegt der, welcher einen Zweck erringt, der, nach seinem eigenen Geständniß, über allen Werth erhaben ist, eben nicht von Kostenersatz zu reden; — oder er zerstört wenigstens die romanhafte Idee, die er hat aufstellen wollen von dem heiligen Feuer, von dem er entbrannt war! Noch mehr aber zerstört er die Idee von seiner Gerechtigkeits- und Billigkeitsliebe, wenn er diesen Schadenersatz fordert, wo die Hand des Schicksals ihm zuvorgekommen ist.“

„Sie, die allen Völkern der Erde so viel Wohlwollen zurufen, Sie wollen das Maaß des Unglücks bey uns voll machen, durch die Forderung, daß wir Ihnen außer dem, was Sie uns

schon nahmen, noch einen großen Theil Ihrer Kosten ersetzen sollen! — wir — die Millionen aufopfern mußten — und Nichts dafür hatten — Ihnen — die zwar auch Millionen opferten, aber dafür, nach Ihrer Versicherung — Alles erhielten! — Ueberdieß — welche Art der Entschädigung wollen Sie denn eigentlich dem Reiche abnehmen? Land? — das haben Sie ja nicht verloren! — Geld? — Nun, dafür haben Ihre Requisitionen bereits gesorgt. — Leute? — Aber sollten Ihre neuen Deutschen Unterthanen, deren Patriotismus für die Nation, der sie einverleibet werden, wenigstens noch sehr ungewiß ist, Ihnen Ihre aufgeopferten, ächt heroischen Republikaner, deren Verlust Sie etwa in Anschlag bringen würden — ersetzen können? —

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr General! diese Verfahrungsart, dieser Kostenersatz, kann schlimme Folgen für Sie alle haben *). Welchen Eindruck glauben Sie wohl, daß diese Forderung auf die Völker machen wird, die Zeugen davon sind? — Frankreich hat allen Machthabern ein furchtbares Beyspiel gegeben, was öffentliche Meinung und Volksglaube vermag!“

*) Ein wahres, schon jetzt 1799 durch den Erfolg bewährtes Wort!

„Wenn Sie mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit die Grenzen und Schutzmauern überschritten, welche die Natur Ihren Nachbaren zu ihrer Sicherheit gegeben zu haben schien; — wenn Ihre Feinde auch hier Ihren hohen Muth anstaunten — und wichen: — so ging die öffentliche Meinung vor Ihrer Armee her, wie die Bundeslade der Hebräer; sie wirkte auf beyde Heere! — Glauben Sie nicht, daß diese öffentliche Meinung Ihnen noch auf die Zukunft nützlich und nöthig seyn kann?“

„Ihre Siege, tapferer General! haben Ihr Vaterland zuerst in den Stand versetzt, ohne Leidenschaften, ohne Furcht, ohne Verzweifelung handeln zu können. — Von dieser Epoche, — ich sage es noch einmal, von der glänzenden Epoche Ihrer Siege — fängt die freye, unbefangene Handlungsweise Ihrer Gesetzgeber an! Die gegenwärtigen Gesetzgeber Frankreichs sind die ersten, die nicht zwischen der Guillottine und ihrer Ueberzeugung, — zwischen ihrer Pflicht und dem Meuchelmorde, zu wählen haben. Aber von diesem Augenblick an sind Sie auch der Nation und der Nachwelt für jede Maaßregel verantwortlich, deren Folgen für Frankreichs Wohl, für die Fortdauer der Republik gefährlich werden können! — Jetzt dürfen nicht mehr immer emporgehaltene Grundsätze und täglich wiederholte Handlungen

im widrigsten Contraste mit einander stehen! Jetzt beurtheilt man sie strenger, und von dieser Beurtheilung hängt die Existenz und die Fortdauer Ihrer Republik ab!“

„Ihre Volksprediger gewannen dadurch die Herzen von Millionen, daß sie den Widerspruch, worin Ihre Grundsätze und die gehässige Politik stehen, die gewöhnlich den Höfen beygemessen wird, in das vortheilhafteste, auffallendste Licht setzten. — Glauben Sie wohl, Herr General! daß diese Millionen es mit besonderer Zufriedenheit und mit Wohlbehagen ansehen werden, wenn Ihre fünf Directoren gerade so handeln, wie fünf Minister Ludwigs XIV. gehandelt haben würden? Und daß so viel Blut vergossen ward, um Arondissements-Plane für Frankreich, Italien und Deutschland zu bilden, die, statt die Quelle zu künftigen Kriegen zu verstopfen, gerade die gewisseste Veranlassung zu neuen Fehden werden müssen? Denn nichts kann wohl weniger befriedigend seyn, als der Wahn, durch Flüsse sichere Grenzen zu erhalten; wenn dieß auf Kosten von Völkern und Nationen geschehen muß, die noch nicht alles Ehr- und Nationalgefühl bey sich unterdrückt haben. — — Ueberhaupt ist es schwer zu glauben, daß dieser Grenzberichtigungsplan nach dem Geschmacke gerade des schätzbar-

sten Theils Ihrer eigenen Nation ist, welcher aus der Geschichte es wissen muß, wohin dergleichen Erweiterungsplane gewöhnlich führen!“

„Wie aber? wenn, ehe dieser Plan zur Ausführung kömmt — Ihr Vaterland gar angegriffen würde? Wenn, trotz der natürlichen Grenze des Rheinstroms, Deutschlands Völker die Schmach zu rächen suchten, die Sie dem Deutschen Namen anzuthun gewilliget sind? wenn das Blatt sich umkehrte? wenn Ihr Vaterland von Parteyen beherrscht würde, die sich gegenseitig aufrieben, und dann Deutschland mit vereinten Kräften, oder auch nur eins seiner großen Völker mit Nachdruck wirken könnte? Wenn sogar einige der Wunderquellen bey Ihnen in Frankreich versiegten, und plötzlich in Deutschland zum Vorschein kämen? Und wirklich, Herr General, Ihr Arrondissementsplan könnte wohl eine solche Folge haben! — Denn glauben Sie nur, das Gefühl des Unwillens, das jetzt in jeder deutschen Brust sich regt, ist ganz etwas anders, als die hier und da vorausgesetzte, vielleicht auch wirklich existirende, aber immer sehr geringfügige und vorübergehende Unzufriedenheit, welche man hier und da als offenbare Empörungssucht schilderte.“ ꝛc.

Viele, ja die mehresten Behauptungen dieses Briefes sind zum Theil schon jetzt durch Das, was

vor unsern Augen geschiehet, bewährt worden; und stimmen auch gleich nicht Alle in jede Aeußerung des vom Patriotismus in Eifer gesetzten Briefstellers ein; bedauert es gleich der Kältere und doch Fühlende, der Ruhigere und doch Empfindende, daß das Feuer des Unwillens jezuweilen Ausbrüche und Erschütterungen veranlaßte, welche nur die ruhige Ueberlegung zurückhalten konnte: so unterschreibt doch auch der bedächtigste, überlegendste Vaterlandsfreund gern und fest die Behauptung,

„daß jeder Schein von Ungerechtigkeit, Eigen„nutz und Gewinnsucht die Sache eines Volks, „das seine Freyheit erkämpft — verdächtig „macht, die glänzendsten Siege seiner Füh„rer und Helden in Schatten stellt, und „die humaneste, gebildeteste und gesitteteste „Sprache seiner Machthaber und Wortfüh„rer des Widerspruchs mit ihren Tha„ten zeihet.“

Und so kann der deutsche Patriot des Wunsches sich nicht erwehren, daß dieselbe groß gewordene Nation, die muthvoll siegen konnte, auch großmüthig worthalten möge; daß dieselbe freygewordene Nation, die sich eine Constitution nach ihren Wünschen gab, auch jeder andern Nation die Constitution ruhig und ungestört lasse, bey der sie sich wohl be-

findet; daß endlich dieselbe mächtige Nation, die sich so laut über den Eingriff und das Einreden Anderer in ihren Willen, ihre Veränderungen, ihre innern Vorstellungen beschwerte, und dawider mit Glück kämpfte, nun auch, überzeugt von der Gleichheit der Rechte und der Freyheiten des Willens jeder Nation, sich um Das, was Nachbaren und Nachbarinnen für ihre innere Einrichtung gut und recht dünkt, nicht kümmere, und noch viel weniger für Menschen, die keine Franzosen sind, Constitutionen mache, und Constitutionen gebe, oder, welches Eins ist, unter ihrer Aufsicht und Leitung machen und geben lasse, ohne dazu von Rechtswegen bevollmächtigt, oder in der Ordnung berechtigt zu seyn! —

---

## 4.

## Schreiben eines preußischen Patrioten an das französische Directorium.

8. Germanien 1798.

Der edle Verf. ist so glücklich, unter dem Scepter Friedrich Wilhelm III. die ihm schon längst bekannte theoretische Wahrheit praktisch ausführen zu sehen: „daß man keiner Republik be„darf, um im eigentlichsten Sinne des Worts

„Worts frey zu seyn, und frey zu „leben.“ Er hofft mit Recht, daß wir eher, als die Franzosen mit ihren unsäglichen Anstrengungen, am Ziele seyn werden, ohne irgend andere Opfer gebracht zu haben, als diejenigen, welche jeder Patriot bringen soll: daß er das Gute anerkenne, wo er es findet, daß er jeden elenden Eigennutz und Eigendünkel von sich entferne, und unter dem Monde keine Vollkommenheiten erwarte, als solche, die bey solchen Menschen, als unter demselben wandeln, möglich sind; daß er dem Gemeinsinn huldige, und mit allen seinen Kräften dahin strebe, daß es nach und nach besser in der Welt werde.

Bürgerdirektoren! heißt es S. 24. Sie wollen es; die herrlichen deutschen Provinzen am linken Rheinufer sollen nicht mehr zu unserm Vaterlande gehören, sondern auf immer zu dem Ihrigen gerechnet werden. Ein Fluß soll uns und Sie vor jedem etwanigen Kampfe, der in der Folgezeit entstehen könnte, schützen. Ihr Machtwort hat entschieden; unsere Regenten müssen sich dieß große Opfer gefallen lassen, weil sie m de geworden sind, das ihnen nach so mannigfaltigem Verluste, theuer gewordene Blut, um eines bloßen Phantoms willen, noch weiter zu vergießen. Aber glauben Sie, Bürgerdirectoren! die Behandlung

dieser durch Sie frey gewordenen *) Rheinbewohner, das fortdauernde Verfahren Ihrer Cohorten gegen eine Nation, die ihnen Alles gab, was sie verlangten, können sie doch unmöglich folgerecht nennen. Jene sowohl, wie die dießseitigen Rheinbewohner, werden noch immer als Besiegte behandelt; man organisirt und fährt fort zu republikanisiren, ohne das Eigenthum gegen die Raubgier der von Ihnen abgeschickten Proconsuln zu schützen; hier müssen die bis auf das äußerste Elend gebrachten Bewohner, nicht bloß Contributionen geben, sondern Ihre Armeen auch kleiden und unterhalten, da sie doch kaum selbst ihre elenden vier Mauern, und ein Dach behalten haben, und nicht wissen, wo sie am Abend Brot für ihre vor Hunger schreyenden Kinder erhalten sollen. Ich könnte hier eine wahre, aber gräßliche Schilderung von dem namenlosen Elende dieser bis zur Verzweifelung niedergedrückten Menschen machen; aber meine Hand weigert sich, das

*) Wenn das Nachfolgende, wie ich höffe, mit dazu beytragen sollte, manche in diesem Sinne nicht freygewordene Deutsche zu überzeugen, daß sie wahrlich keine Ursache haben, auf die von ihnen abgerissenen Landesleute am linken Rheinufer neidische Blicke hinzuwerfen: so ist der Zweck des patr. Archivs bey dieser ausführlichen Inhaltsanzeige einer kleinen Piece voll ächter Vaterlandesliebe erreicht, und Niemand glaube, daß sie — zu spät komme. d. H.

niederzuschreiben, was meine Seele mit Unwillen und der äußersten Betrübniß denkt. Wozu auch? Das Geschrey dieser Armen muß bis vor Ihren Thron gedrungen seyn *). Sie müssen dieses unsägliche Elend, wenigstens dem Namen nach, kennen; sollte Ihnen auch die ganze Fülle desselben unbekannt seyn. Mir ist es unglaublich zu denken, daß Sie alles dieses für Recht anerkennen, und mit dem großen Zwecke, den Sie sich zu erreichen vorgesetzt haben, übereinstimmend halten sollten. Mir ist es unbegreiflich, daß Sie es nur einen Augenblick, durch den Gedanken der abgedrungenen Nothwehr, entschuldigen wollen. Ich kann es kaum fassen, daß dieses alles nur klug genannt werden kann; oder daß die Gesetze einer in der Hölle erfundenen Politik, dergleichen zu rechtfertigen im Stande wären. Ich bin kein Rheinbewohner, habe durch den alles verheerenden Krieg wenig, oder gar nicht gelitten; aber mich jammert, als Mensch, das unerhörte Elend, meiner Mit-

*) Wenn dieß Geschrey auch bis dahin durchgedrungen seyn sollte, so ist doch die unnennbare Summe des Unglücks des eroberten deutschen Landstrichs noch immer um nichts verändert worden; und wenn die nur anscheinend gedämpfte Flamme der Niederländischen Empörungen je wieder auflodern sollte: so wird das neue Blutvergießen großentheils dem unerträglichen Drucke, worunter diese Provinzen fast zur Verzweifelung gebracht werden, zuzuschreiben seyn. d. H.

menschen; ich beklage, als Freund der Menschheit, die unnennbaren, traurigen und nicht zu berechnenden Folgen, die aus allem diesen nothwendig entstehen müssen. Mein eigentliches Vaterland, ist durch die Weisheit seiner Regenten, bis jetzt geschützt worden, und sicher haben wir nichts zu befürchten, so lange Friedrich Wilhelm III. das Ruder der Regierung, und mit Kraft und Würde so fortführt, wie er angefangen hat. Der Gemeinsinn, welcher uns ehemals vor allen Nationen auszeichnete, erwacht jetzt wieder von allen Seiten mit verdoppelter Stärke; er wächst zu einer einzigen, aber furchtbaren Kraft an, die nicht muthwillig nach außen sich äußern, aber jeder Gegenkraft hinlänglichen Widerstand leisten wird.“

S. 31. „Möchten Sie, Bürgerdirectoren! doch nie in dem Glanze der Hoheit, der Sie umgiebt, vergessen, daß auch wir zu dem Menschengeschlechte gehören, und daß Sie Ihre Mitbürger nur dann auf Kosten der übrigen Nationen erheben können, wenn sie absichtlich darauf hinausgehen, der Wahrheit und der guten Sache einen unersetzlichen Schaden zu bringen! Ich würde kein Wort darüber verlieren, wenn ich mir mit dem Gedanken schmeicheln dürfte, daß Sie jetzt nur gezwungen so handelten, wie wir Sie alle handeln sehen; und daß die alles rechtfer-

tigende Zeit, auch Sie rechtfertigen werde; daß Sie ohne Furcht, Ihren Zeitgenossen, und der Nachwelt die Gründe Ihres Handelns vorlegen könnten. Allein ich ahne, und fürchte das Gegentheil; indem ich in dem nämlichen guten Glauben, selbst die unerhörtesten Handlungen Ihrer Vorgänger, in Gedanken entschuldiget und — gerechtfertiget, aber auch zugleich gesehen habe, daß mich meine Gutmüthigkeit, der ich mich beynahe schäme, getäuscht hat. Das Gebäude, das Sie aufführen, ist zu consequent gebaut. Es hat Haltung in allen seinen Theilen, und stützt sich auf Gründe, die eine furchtbare Größe ahnen lassen, so daß es beynahe der Ewigkeit trotzen zu wollen scheint. Aber was ist ihr Zweck? Wer soll in diesem großen Gebäude wohnen? Sollen Vernunft und Recht ihren Sitz darin aufschlagen? Soll der ruhige Außenbürger, der ohne alle Ansprüche dasselbe in der Ferne betrachtet, erst ganz elend gemacht werden, damit er die Größe und Trefflichkeit der Bauart, woran er keinen Theil hat, desto besser anstaunen könne; damit kein Gefühl von Selbstständigkeit ihn mehr belebe, um den großen Zweck, den die Natur auch ihm vorgeschrieben hat, zu erreichen? Sollen nur Ihre Mitbürger dem Ziele näher gebracht werden, und wir Uebrigen alle, auf Ihr Geheiß, uns immer mehr davon entfernen? Dieß scheint, Regenten

Frankreichs! der Zweck Ihrer großen Unternehmungen zu seyn; darauf scheinen die unsäglichen Opfer, die Sie gebracht haben, und noch stündlich bringen wollen, einzig und allein hinauszugehen. Darum — muß ich, leider! glauben — werden Sie auch in Zukunft selbst das Blut von Millionen Ihrer Mitbürger nicht schonen, um die Uebrigbleibenden, nach Ihrer Meinung, desto glücklicher zu machen.“

S. 55: „Sie haben unsere Nachbaren und Landesleute am linken Rheinufer auf immer von uns getrennt, und in ein solches Verhältniß zu uns gesetzt, daß sie auf keine Weise mehr zu den Unsrigen gerechnet werden können. Wollen Sie wirklich diese Absicht erreichen, so müssen Sie die Gesetze der Natur erst aufheben. Deutsches Blut rollt noch in ihren Adern. Sie erkannten eine gleiche Verfassung, wie wir, an. Sprache, Sitten und Gebräuche haben sie mit uns gemein; dieß alles läßt sich durch keine Gewalt in der Welt ausrotten. Sie sind uns näher verwandt, durch deutsche Gutmüthigkeit und Treue, wie Ihnen; diese anziehende Kraft kann der todte Buchstabe des Gesetzes nicht aufheben. Sie wird sich äußern, sobald sie wieder freyen Spielraum gewinnt; und der erste Schlag wird rückwärts, und nicht vorwärts, wo sich Augen und Herz hinwenden, geschehen.“ ꝛc.

Es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß dieß Prognostikon — Eroberern, die nicht erobern wollten, gestellt — über kurz oder lang in Erfüllung gehen wird; und der Menschenfreund, der, aus Liebe zur Menschheit und bey der so oft und so plötzlich veränderten Lage der Dinge, kaum noch weiß, was er wünschen soll, ruft: Friede! Friede! oder viele Tausende haben umsonst geblutet! —

---

5.

## Huldigungen freyer Liebe — von Stadt und Fürstenthum Halberstadt. — Im Sommer des Jahres 1798. 8. 432 S.

Erzeugnisse des reinsten Patriotismus, deren ehrenvolle Erwähnung recht eigentlich in ein patriotisches Archiv niedergelegt zu werden verdient. Was man hier findet, machte weder Vorschrift noch Gewohnheit nothwendig, sondern der innerste Wunsch des Herzens, die Gesinnungen der Liebe zu Friedrich Wilhelm III. an den Tag zu legen, und rings um sich her zu verbreiten, gab diesen mannigfaltigen Aeußerungen derselben das Daseyn.

An der Spitze des schönen eigenthümlichen Ganzen steht das wahre Wort Salust's, des Philosophen:

„Wo Alles nach Vernunft geschieht,
„Und der Beste von Allen regiert:
„Das ist Monarchie!“

Der erste Abschnitt ist überschrieben: Wahrheiten und Weissagungen aus des Königs Glaubensbekenntnisse. Die Litterarische Gesellschaft zu Halberstadt hatte sie ihren mit Recht sogenannten Gemeinnützigen Blättern einverleibt, und so wurden nun diese Weissagungen von 1784, die durch ihre Vergleichung mit den Erfüllungen von 1798 ihren vollen Werth bekamen, mit allgemeiner Rührung und Freude gelesen.

Abschn. II. liefert ein merkwürdiges Te Deum für Patrioten das hier im Archive unter der Rubrik V gelegentlich mitgetheilt werden wird.

Abschn. III Gedanken, Freuden und Wünsche patriotischer Jünglinge. — Die Jünglinge, deren Arbeiten, auszugsweise bekannt gemacht, des Raums, welchen sie einnehmen, keinesweges unwürdig sind, werden in wenigen Jahren an den Geschäften und Angelegenheiten ihres Vaterlandes Antheil nehmen; und es ist doch, bey Gott! nicht einerley, ob sie das einmal bloß um des lieben Brots willen thun werden,

oder ob sie aus gemeinnütziger Menschenliebe, aus Liebe für ihren König und ihr Vaterland, und überhaupt aus höhern und edlern Bewegungsgründen handeln lernten? Und mehr noch, ob das alles bey ihnen auf reinen, deutlichen, früh erworbenen, von allen Seiten bearbeiteten, und eben daher festen und sichern Begriffen beruhet? — Wie sich das nun aber bey ihnen zu bilden und zu entwickeln arbeitet, ist auch Jünglingsversuchen anzusehen; und man hat Ursache, wenn man es bemerkt, sich darüber zu freuen. Denn, wer überhaupt vorausſehen kann, siehet dann gewiß im patriotischen Jünglinge, den patriotischen und durch Patriotismus thätigen und verdienten Mann voraus! — —

Unsere Jünglinge — sagt bey dieser Gelegenheit der verdienstvolle Herausgeber — (Hr. Rect. Fischer) — haben sich von je her durch ihre Anhänglichkeit, sowohl für ihr größeres Brandenburgisches, als kleineres Halberstädtisches Vaterland ausgezeichnet; wie wir glauben, aus keiner andern Ursache, als weil man sich bemühet hat, ihnen die Vorzüge ihres Vaterlandes anschaulich zu machen, ohne deswegen gelegentlich bemerkte Mängel zu verschweigen. Durch das Letzte verhindert man, daß der Unzufriedene, der Brausekopf, der Tadelsüchtige dem Jünglinge nichts Neues sagen kann,

wenn er ihm etwa seine gemachten Bemerkungen als Geheimnisse anvertrauen wollte. Er ist auf seine Einwürfe gefaßt, und weiß darauf zu antworten. — Die deutliche Kenntniß des Guten ist aber freylich der eigentliche Grund seiner unerschütterlichen Vaterlandesliebe. — —

Dennoch ist Vaterlandesliebe zugleich auch zu sehr Sache des Gefühls, als daß sie vollkommen werden könnte, wenn wir früher zu grübeln anfangen, als unsere Liebe dafür durch einige einleuchtende und fühlbare Hauptgründe entschieden war. Wir verlieren uns dann im Philosophiren, oder Sophistisiren über einzelne Unvollkommenheiten, ohne einen ariadneischen Faden zu haben, der uns aus dem Labyrinthe wieder herausführt. Einmalige Verstimmung macht, daß wir Alles schwarz ansehen, überall des Bösen mehr, als des Guten, wahrzunehmen glauben, und daß unser Herr Gott selbst uns nichts zu Danke machen kann. Gefühl unsers Glücks aber, das uns nun schon zur andern Natur geworden ist, giebt uns reinern Blick, das Gute zu sehen, macht uns williger, es aufzusuchen und uns zu unterrichten, und läßt sich, weil ihm die Hauptsache sicher ist, durch keine Nebenwege, oder einzelne Ausnahmen irren.

Diese glückliche Stimmung ist indessen ohne frühere Gewöhnung so wenig zu erreichen, als nachfolgender Unterricht allemal im Stande ist, die Lücken desjenigen, der über einen Gegenstand erst später zu denken angefangen hat, auszufüllen. — Die Jugend ist daher wohl unstreitig diejenige Zeit, wo Patriotismus, wenn er feste Wurzeln schlagen soll, gegründet werden muß; und diejenigen haben sehr Recht, die, auch vorzüglich in den letzten zwanzig Jahren, von Zedlitz bis Novalis, auf Erziehung zum Patriotismus gedrungen haben.

„Unserm Halberstadt hat es gewiß nie daran gefehlt; und wer Gelegenheit gehabt hat, unsere Schulen näher zu beobachten, kann wissen, wie nicht leicht ein patriotischer Festtag, oder sonstiger Anlaß, ungenützt gelassen worden, Liebe für König und Vaterland, Werthschätzung unsers einheimischen Guten und verdienter Männer, und Kenntniß und Beförderung gemeinnütziger Unternehmungen und Anstalten, auch unter unserer Jugend zu verbreiten.“

„Welcher Tag konnte uns nun aber auch in dieser Rücksicht schöner und feyerlicher seyn, als der Huldigungstag unsers geliebten Königs? Dieß veranlaßte unter andern für die Jünglinge der ersten Classe unserer Domschule, da sie selbst ihre Liebe für König

und Vaterland doch auf irgend eine Weise darzuthun wünschten, folgende einfache, aber zugleich auch, wenn wir nicht irren, zweckmäßige Feyer. Zu einer öffentlichen Redeübung war die Zeit zu kurz: aber nicht zu kurz, in Ausarbeitungen — (wobey ihnen die Wahl der Hauptidee übrigens völlig frey gelassen, und nur zur Bedingung gemacht wurde, „alles auf den Gegenstand des sechsten Julius zu beziehen, oder damit in Verbindung zu bringen“) — ihrem Patriotismus Raum und Feld, wo er sich zeigen könnte, zu verschaffen!“

Keinem Vaterlandesfreunde kann es anders, als höchst angenehm seyn, in diesen Arbeiten das kommende Geschlecht zu gleichen Gesinnungen emporwachsen zu sehen, und — „im patriotischen „Jünglinge den patriotischen Mann voraus „zu erblicken.“

Abschn. IV. Bürgerfeste: In Herrn Heinicke's zweckmäßiger Rede an die Mitbürger heißt es unter andern: „Ist wohl je ein König mit so allgemeiner Zufriedenheit, mit so hohen Erwartungen, mit solcher Wonne aufgenommen, als Er (Fr. Wilh. III.)? Wünschen nicht wir alle uns gegenseitig, wünschen nicht alle Nationen uns Glück! Selbst der Gesandte eines Volks, das, verblendet, allen Fürsten den Tod geschworen und diesen gräßlichen Schwur an seinem eigenen vollzo-

gen hat, bekannte, daß nichts ihrem Grundsatze und der Ausführung desselben gefährlicher seyn würde, als wenn mehrere solche Könige aufstünden; denn da würde Alles ihnen anhangen und huldigen. —

Mit sichtbarer Herzlichkeit ermunterte dieser Redner zuletzt seine Zuhörer: „als gute und „treue Unterthanen zu leben und zu „sterben, keinen Schwindelgeist unter „sich zu dulden, und Alles zu verflu„chen, was ihre Herzen von ihrer „Pflicht abwendig machen könnte, und „braven Brandenburgern, (die von je her „das Lob der Liebe und Aufopferung gegen ihre „Monarchen gehabt hätten) nicht gezieme.“

Abschn. V. Jugendfest. Dankbare Zöglinge pflegen in den hiesigen Niedersächsischen Gegenden um Johannis ihre Lehrer zu beschenken, die ihnen dann einen frohen Nachmittag machen. Bey der ersten Classe der Domschule ist es gebräuchlich, dieß „Johannisfest“ auf den Spiegelschen Bergen zu begehen. Ein solcher Nachmittag veranlaßte die nun schon zum vierzehnten male wiederholte Feyer des 22sten Mayes, dieses Sterbetags Spiegels, „des vielgelieb„ten, gemeinnützigen, menschenfreundlichen Man„nes.“ Viele seiner Verehrer und Freunde nahmen Antheil daran. So ist dieser Tag seitdem durch Dankbarkeit zum Volksfeste geworden,

und es läßt sich nicht absehen, warum er es nicht beständig bleiben sollte. Aber nicht an diesem Tage allein, auch an dem beschriebenen Jugendfeste, hat das Publicum immer den lebhaftesten Antheil genommen; vorzüglich dießmal, da seine Feyer ausdrücklich auf den Huldigungstag angesetzt worden war, um so beyde Tage, einen durch den andern, desto feyerlicher und angenehmer in der Erinnerung zu machen! „Selbst der ächte „Patriotismus hängt mehr, als man „oft glaubt, an solchen Erinnerun„gen!“

Der zur Huldigungsfeyer auf dem Spiegelsberge errichtete runde Tempel war zwar klein und dem Vermögen seiner Erbauer angemessen, aber doch gefällig und architektonisch. Er ruhete, wie Salomon's Weisheitstempel, auf sieben Säulen. Die Bestimmung des Ganzen verkündigte im Frontispiz die erleuchtete Inschrift: DEM. BESTEN. KÖNIGSPAARE — dem eine heilige Opferflamme unterhalten ward. In den Altarfeldern sah man unter andern das mit Epheu — dem Symbole der Anhänglichkeit und Treue — — umschlossene Familiengemählde des Königs und der Königinn mit den beyden Prinzen, von dem braven Halberstädter Henne. Um die hell erleuchtete Ueberschrift „HARMONIE“ her, standen am Fuße der Säulen die Tugenden; Treue —

Liebe — Vertrauen — Tugend — Dankbarkeit — Wahrheit — Beständigkeit. Während die heilige Flamme auf dem Altare des Vaterlandes loderte, durchhalleten Huldigungsgesänge, von Instrumental-Music begleitet, feyerlich die Abendluft des schönen Opfertages. Man hatte absichtlich Volksmelodien mit abwechselnden Solo's und Chören gewählt, als welche sich vorzüglich zu Feyerlichkeiten schicken, woran Viele unmittelbaren Antheil nehmen sollen. Es war rührend, die Menge des Volkes, so fern sie Texte hatte, recht herzlich in den Chorgesang mit einstimmen zu hören.

Die Abschn. VI. VII. und VIII. enthalten: die Dichterfeyer — die Streithorstische Huldigungspredigt — und die Huldigungen im übrigen Fürstenthum. Ungern sehen wir uns, um die Grenzen dieser Anzeige nicht zu überschreiten, genöthiget, hier abzubrechen, und auf das schöne Ganze selbst zu verweisen. Ueberall in denselben stößt man auf unverkennbare Spuren der Huldigungen freyer Liebe, denn überall war es selbst Bedürfniß des Herzens, einem Könige zu huldigen, der, (wie Hr. B. Mstr. Frauendienst in seiner Rede an die Gemeinen der Schneidlingischen Amtsdörfer bemerkt,) sich schon seit dem Antritte seiner Regierung als weisen Regenten, und so ganz als den Vater seines

Volkes gezeigt, und aller Herzen seiner Unterthanen sich schon so sehr zu eigen gemacht hat, daß, wenn er dem ihm angebornen Rechte zum Throne entsagt hätte, er einmüthig von ihnen zum Regenten würde gewählet worden seyn.

Den Schluß macht ein schöner Huldigungshymnus, auch noch im neunzehnten Jahrhunderte zu singen.

---

# V.

# Patriotiſche Gedichte.

## 5.

## Deutſchlands Genius an die ſchlafende Vaterlandsliebe!

Vaterlandsliebe! wach' auf! Du ſchläfſt, und zu ſchlafen
Iſt nicht die Zeit! Auf! auf! Erwache zu wachen,
Vaterlandshaß wirbt Freunde, hat ſchon geworben!
Vaterlandsliebe wach' auf! Das Vaterland könnte,
Während Du ſchläfſt, in manche Todesgefahren
Leicht gerathen; wach' auf! Und alle fünf Sinne
Seyen geſchärft, die größten und kleinſten Gefahren
Auszuſpähen! wach' auf! Du ſchläfſt ja ſo feſte!
Haben Schlaftrunk Dir Verräther gegeben? —

Vaterlandsliebe! wach' auf! die Feinde gewinnen
Stärke; wach' auf! und aufgewacht ſchlafe nicht
wieder!
Bis die Gefahren alle vorüber gegangen!
Aber, auch dann ſo tiefen Schlafes zu ſchlafen,
Kann ich nicht rathen! Gefahren, Du Gute, ſind
immer;
Darum ſollteſt Du, liebliche Vaterlandsliebe,
Nimmer nicht ſchlafen! oder die wachendſten
Wächter,
Dich zu wecken, beſtellen! Beſtelle, Du Gute,
Mich zum Wächter! Ich will nicht ſchlafen, und
wecken —
Bey den allergrößten Gefahren, und kleinſten —
Will ich Dich gleich; will Deines Erwachens
mich freuen!
Gute! Du wachſt, ich freue mich! Schlafe nicht
wieder!

Gleim.

## 6.

# Auf Garve's Tod.

### 1.

### Der Lehrer der Geduld *)

Dulden lehreteſt Du, und duldeteſt ſelber! die Weisheit
Gab zu Beydem Dir Geiſt! Endlich empfange den Lohn!

### 2.

### Der Patriot **).

Friedrich war Dein letzter Gedank' in dem kleineren Leben,
Seele, des hohen Gedankens werth!
Friedrich begrüße dich dann zuerſt auf dem größeren Schauplatz,
Seele, der hohen Begrüßung werth!

*) Seiner vortrefflichen Werke Eins iſt die Abhandlung über die Geduld.

**) Mit den Fragmenten zur Schilderung des Geiſtes Friedrichs des Zweyten. Breslau, Korn, 1798. beſchloß er hier unten ſeine ehrenvolle Laufbahn.

3.

## Der Pflichtenlehrer *).

Steh, Wandrer, still, lobpreisend, statt zu richten!
Ein ächter Weiser war, den dieses Denkmal ehrt!
Geübt hat er zuerst die Pflichten,
Die er gelehrt.

Klamer Schmidt.

---

7.

## Das Todtenhaus zu Halberstadt.

(Einleitung zu dem nächstfolgenden Gedichte.)

Wenn die Hinterbliebenen für den Geist der Abgeschiedenen sorgen und Mittel zu haben glauben, ihren Zustand in der unsichtbaren Welt zu verbessern: so mag das wohl gut gemeint seyn, ob es aber von Wirkung seyn kann? das ist eine Frage, die mit keinem haltbaren Grunde bejahet werden kann. Möchte man seine Fürsorge auf Das gerichtet haben, wofür man sorgen konnte! Aber so geht es in unzähligen Fällen, daß man Das nicht

*) Seine classische Uebersetzung des ciceronischen Buchs über die Pflichten ist in Deutschland gelesener, als die Urschrift selbst.

ſieht, was nahe liegt, und ſeine Aufmerkſamkeit auf Gegenſtände richtet, die man in der Entfernung zu erblicken glaubt. Für die Abgeſchiedenen kann allerdings noch manches geſchehen. Ihr letzter Wille iſt heiliges Geſetz für die Hinterbliebenen, ihr Andenken muß in Ehren gehalten werden, ihre Wohlthaten und Verdienſte verpflichten zu immerwährender Dankbarkeit, ihr guter Name muß der Vertheidigung der hinterlaſſenen Freunde empfohlen bleiben, ihren Angehörigen ſollen wir die Werthſchätzung thätig erweiſen, welche unſer Herz für ſie ſelbſt noch empfindet u. ſ. w. Die Hinterbliebenen ſorgen billig für ein ehrenvolles Begräbniß und für eine anſtändige Ruheſtäte der Entſchlafenen. Von dem allen, was bald nach dem Scheiden für die Todten geſchehen kann, iſt nichts wichtiger, als die Verhütung des ſchrecklichen Unglücks, daß ſie nicht als Scheintodte begraben werden und im Grabe wieder erwachen. Wie viele von denen, für welche man Seelmeſſen leſen ließ, um ihren Zuſtand in jener Welt erträglich zu machen, mögen durch das Wiedererwachen im Sarge oder Grabe zuletzt noch in dieſer Welt mehr als ein Fegefeuer gefunden haben! Die Sache iſt in unſern Zeiten ſehr zur Sprache gekommen, und man iſt nicht nur vorſichtiger mit dem Begraben der Todten geworden, ſondern es ſind auch ſchon nach Hufelands Anweiſung hin und wieder ſo-

genannte Todtenhäuser erbauet, um die Todten von den Lebendigen zu entfernen und sie dennoch vor dem zu frühen und unsichern Begrabenwerden zu sichern. Wir sind nunmehr so glücklich, auch in Halberstadt ein solches Todtenhaus zu haben. Das hiesige — den Namen mit der That führende — hochwürdige Domkapitul hat sich unter so vielen andern auch dieß Denkmal der Humanität und Menschenliebe gestiftet und auf dem Begräbnißplatze der Domgemeine, welcher nahe am Thor liegt, ein Todtenhaus erbauen lassen. Die Einrichtung ist gerade so, wie sie von Sachverständigen vorgeschlagen ist und schon an andern Orten Statt findet, daher es hier keiner umständlichen Beschreibung derselben bedarf. Der Domphysikus hat die Aufsicht darüber. Um die Wächter desto aufmerksamer zu machen, ist für diese, außer dem gewöhnlichen guten Wachgelde, eine beträchtliche Belohnung festgesetzt, wenn sie einen Scheintodten als wieder lebendig melden. Die Leichen dürfen nicht eher begraben werden, als bis der Domphysikus über den wirklichen Tod entschieden hat. Der Gebrauch des Hauses ist keinem Zwange unterworfen, steht aber jedem frey, und zwar den Minderbegüterten und Armen, unentgeldlich. Es ist ausdrücklich festgesetzt, daß nicht nur die Familien in der Domgemeine, sondern auch alle andern in der Stadt, ohne Unter-

schied der Religion und des Standes, daß selbst die Juden, wenn sie wollen, davon für ihre Todten Gebrauch machen können, um die Wohlthätigkeit dieser Anstalt so gemeinnützig, als möglich, zu machen. Wenn wir nun nicht mehr durch den schrecklichen Gedanken beunruhiget werden, daß wir vielleicht im Grabe wieder erwachen könnten, und in dieser Absicht völlig ruhig seyn dürfen; wenn wir unsere lieben Todten mit der völligen Gewißheit der Erde übergeben können, daß sie wirklich verschieden sind und sanft ruhen: so wollen wir die edlen Menschenfreunde segnen, welche uns diese Beruhigung verschafft haben. Solche Handlungen sind sich selbst der beste Lobspruch.

Streithorst.

7.

## Das Todtenhaus.

### An Herrn von Alvensleben *).

Der Todte kommt nicht wieder. Doch Klio warnt,
Sie warnt, daß Todtgeglaubte man nicht zu früh
Bestatte! Dumpfe Seufzerstimmen
Unter der Erd' und im Nachtgewölbe

Verlangten Leben. Leben empfingen sie,
Wenn Weisheit bey des Landes Lebendigen
Vorherrschte. Doch der Aberglaube
Träumte Gespenster, Vampyren träumt' er.

Er ließ die unterirdische Stimm' umsonst
Aufwimmern, ließ die grausen Erscheinungen
Besprechen — und, o Greu'l! den zweyten,
Furchtbaren Tod der Verzweiflung starben

Die nicht gehörten! starben, verwünschend, ihn!
Ein Vater dort, von darbenden Waisen lang',
O lange noch zurückgefordert!
Hier ein Erhabner, im Flor des Jünglings

*) Unter dessen Domdecanate das erste Todtenhaus zu Halberstadt erbauet ist.

Schon Welterfinder; oder die einzige,
Gefey'rte Tochter, bräutlicher Fackel schon
So nahe, nun den Todtenschleyer
Nagend umsonst! — Ihr Verlobter, weinend

Auf ihrer Gruft, entflohe dem Schreckphantom!
Ach! früher, als die Parzen es woben, stieg
Zur Unterwelt der bleiche Schatten,
Klagte vor Minos Gericht' die Erd' an,

Und daß sie härter weit, als der Orcus sey! —
Heil Dir, mein Alvensleben! verklagen wird
Dich Keiner! Deinen Todten weihst Du
Häusliche Götter. Des längern Schweigens

Vormund zu seyn, dünkt menschlicher Dir, weil Du
Das Aetherbild noch unter Ruinen ehrst!
Auf leiser Saite huldigt meine
Lyra dem Herzen, das eine Charis

Selbst unterwies! doch, wenn der Humanität *)
Geschloßne Fest' ein Herder für uns erneut:

*) Mit dem zehnten Bande beschloß Herder seine Humanitätsbriefe, viel zu früh für ein Jahrhundert, das, wider alle Gewohnheit der Sterbenden, desto inhumaner wird, je mehr es seinem Ende sich nähert.

Dann sey Dein Altar nicht vergessen!
Deinen und Hufelands *) Namen nenne

Der Göttinn Hoherpriester zugleich! Und kehrt
Ein Todtgeglaubter einst in das Leben um,
Dann geh' er Deinem Rettungshause
Feyernd vorüber, als sey's ein Tempel!

Klamer Schmidt.

---

8.

## Huldigungs-Hymnus,

## Friedrich Wilhelm dem Dritten

gesungen

von

allen Preußischen Patrioten, zunächst von den Halberstädtischen.

(Nach der Melodie: Freude schöner Götterfunken.)

Einer.

Huldigungen freyer Liebe,
Die das volle Herz gebar,
Opfern wir aus reinstem Triebe
Heut am Vaterlandsaltar!

*) Durch Hufelands Vermittelung entstand das Todtenhaus zu Weimar.

Andern ſchweb' auf loſen Zungen
Jeden Tag ein neuer Eid:
Freyer Liebe Huldigungen
Haben Kraft für Ewigkeit!

Chor.

Heil, o Brüder, Heil der Tugend,
Die zu ſolcher Kraft erhebt!
Mit dem Geiſt, dem Denker, lebt
Sie das Leben ew'ger Jugend.

Einer.

Sie, die Göttliche, verbindet
Völker durch ein ſichres Band,
Wird Geſetzeskraft, und gründet
Ihrer Lieb' ein Vaterland,
Wie des Schickſals Loos gefallen,
Siehe, tragen froh und frey
Alle zu dem Wohl von Allen,
Mit vereinten Kräften bey!

Chor.

Brüder! o es giebt durch Liebe
Menſchenglück und Völkerglück!
Sie erheitert unſern Blick,
Und veredelt alle Triebe!

Einer.

Blindheit nur und Laſter riſſen
Oft dieß ſchöne Band entzwey;

Hielten Trotz für hohes Wissen,
Und Gesetzlosseyn für frey.
Dann, o dann floh aus dem Lande
Lieb' und Liebenswürdigkeit;
Treu' und Ehre galt für Schande,
Und für Schwäche Menschlichkeit!

Chor.

Brüder kämpften gegen Brüder
Zornig dann als Feindesheer;
Fürst und Volk nicht waren mehr
Einer goldnen Kette Glieder!

Einer.

Aber, o mein Hymnus, schwinge
Du dich siegender empor;
Sing' im Jubeltone, singe
Mit dir aller Brennen Chor!
Singe: Hier ist gut zu wohnen,
Hier ist Friedrich Wilhelms Reich!
Ihm und uns, in allen Zonen,
Ist kein Volk, noch König gleich!

Chor.

Hier ist eine Welt voll Brüder!
Freyes Glaubens; und vom Thron
Dennoch bis zum Pflügerssohn
Einer goldnen Kette Glieder!

Einer.

Unſern Vater weckt am Morgen
Täglich ſeiner Kinder Glück;
Und oft ſcheuchen Königsſorgen
Spät ihm noch den Schlaf zurück!
O und wir? Wir ziehn mit Freuden
Um ihn her der Treue Wall;
Fühlen Brennenſtolz, und neiden
Keinen auf dem Erdenball.

Chor.

Macht des Mächtigen iſt wenig:
Liebe lehrt uns Recht und Pflicht;
Lohnend oder ſtrafend ſpricht
Liebe durch den beſten König!

Einer.

Lang' geliebt und lang' bewundert,
Friedrich Wilhelm! ſey der Held,
Der ſein glückliches Jahrhundert
Goldnen Zeiten zugeſellt! —
Friedrich Wilhelm und Luiſe!
Seyd, durch funfzig ſchöne Jahr'
Ihr in ſolchem Paradieſe
Das verehrte Muſterpaar! — —

Chor.

Und wer dein iſt, Volk der Brennen!
Freue ſeines Heiles ſich;

Segenwünschend nenne dich,
Wer ein Mustervolk will nennen!

Einer.

Eilt, mit uns euch Sein zu freuen
Völker! die durch blut'gen Zwist
Lang' schon Erd' und Meer entweihen!
Deren Freud' entflohen ist!
Reicht vertrauend ihm die Hände,
Völker! ehrt des Himmels Schluß:
Denn er bringt der Leiden Ende,
Er, des Friedens Genius!

Chor.

Fried' und Friedensweisheit werde,
Friedrich Wilhelm, bald durch Dich,
Preußens neuen Friederich,
Eigenthum der ganzen Erde!!!

# VI.

# Patriotiſche Stiftungen.

## I.

## Die Hartmannſche Stiftung zu Görlitz.

Zu Görlitz in der Oberlauſitz ſtarb im Auguſt 1790. der Syndikus Dr. Hartmann, ein wohlhabender Patriot, der ſein nützliches Leben durch ein Teſtament beſchloß, wodurch er zum beſtändigen Wohlthäter dieſer Stadt geworden iſt. Außer verſchiedenen Legaten für Anverwandte, Freunde und Arme, hat er zwanzig tauſend Rthlr. zu einer beſtändigen Stiftung bey der Stadt Görlitz, die er, wie es im Teſtamente heißt, mehr als ſeine Vaterſtadt ſchätzte, ausgeſetzt. Dieſe Summe ſteht jetzt meiſtens zu fünf für's Hundert aus, zu welchem Zinsfuße ſie, im Fall ſie zum Aerarium genommen würde, auch von dieſem verzinſet werden ſoll. Die Verwendung dieſer jährlichen Zinſen iſt folgendergeſtalt feſtgeſetzet worden:

a) 25 Rthlr. ſoll der jedesmalige Bürgermeiſter, als Director und Vollzieher der Stiftung, erhalten;

b) 200 Rthlr. fünf bedürftige Wittwer, jeder 40 Rthlr. — wobey der Selige vermuthlich den menschenfreundlichen Gedanken gehabt hat, ihnen die aus Mangel einer Gattinn, im Alter abgehende Pflege zu verschaffen,

c) 200 Rthlr. fünf in Görlitz wohnhafte Wittwen;

d) 60 Rthlr. ein in der Stadt, oder in den zu ihr gehörigen Dorfschaften, geborner Studirender, als ein Stipendium auf der Universität;

e) 100 Rthlr. zwey verlobte arme, und anerkannt tugendhafte Jungfrauen zur Einrichtung ihrer Wirthschaft; jede 50 Rthlr.

f) 175 Rthlr, sieben arme hiesige Waisen männlichen Geschlechts, die entweder studiren, oder eine Profession erlernen; jeder 25 Rthlr.

g) 100 Rthlr. zwey arme fleißige Bürger, zum bessern Betriebe ihrer Nahrung; jeder 50 Rthlr.

h) 50 Rthlr. ein armer Jüngling aus den vier deutschen Schulen, oder der Armenschule im Waisenhause, der das Lob eines gottesfürchtigen, gehorsamen und fleißigen Schülers hat.

i) 50 Rthlr. ein armes Mädchen aus benannten Schulen, von den nämlichen Eigenschaften.

k) 40 Rthlr. zur jährlichen Austheilung unter die Armen.

Gewiß jeder Freund der Menschheit wird dem Urheber dieser vortrefflichen Stiftung, vorzüglich wegen

wegen No. e. g. h. und i., in seinem Herzen ein Denkmal setzen, wenn auch die Görlitzer Bürgerschaft es nicht auf ihrem Marktplatze thun sollte. Denn diese Prämien des Fleißes und der Tugend werden (es verstehet sich durch eine unparteyische Austheilung) unendlich viel zur Verbesserung der Sitten und des Wohlstandes der ganzen Stadt beytragen. Im Fall die Zinsen des Capitals je einmal auf vier für's Hundert herabfallen sollten, hat er verordnet, daß den Theilnehmern ein verhältnißmäßiger Abzug gemacht werden, und No. a. ganz wegfallen soll; zugleich ein Beweis von der Klugheit des Menschenfreundes.

Uebrigens ist aus dieser in unsern Tagen seltenen Erscheinung eines solchen Vermächtnisses überhaupt zu schließen, daß der Magistrat zu Görlitz und andere dasige Verwalter milder Stiftungen in dem Rufe stehen, und durch die That beweisen müssen, daß solche in ihren Händen wohl aufgehoben sind, und daß sie sich durch Gewissenhaftigkeit in Erfüllung der Absichten der Stifter vor andern auszeichnen, (welches, beyläufig gesagt, leider nicht überall der Fall ist.) Denn erst im Jahr 1779 hinterließ daselbst die Gattinn des Hrn. Landesältesten von Gersdorf auf Kleindehsa — eine geborne von Hohberg — die Summe von zwey und dreyßig tausend fünf hundert Rthlrn. zu milden Stiftungen, von dessen Ver-

zinsungen das Gymnasium 4000 Rthlr. zu Besoldungszulagen erhält, und 3000 Rthlr. dem Magistrate zur Errichtung und Unterhaltung einer Frauenzimmerschule für die höheren Stände, überlassen bleiben.

---

## 2.

## Die Litterarische Gesellschaft zu Halberstadt.

(Auszug aus dem Briefe eines Reisenden.)

B . . . den 10ten Januar 1799.

Am 2ten dieses kam ich durch Halberstadt, den Wohnsitz eines Gleim, Fischer, Streithorst, Nachtigall, Schmidt, Lukanus, Stubenrauch, Hoche ꝛc. Als Freund der Musen konnte ich zu keiner andern Zeit glücklicher hier eintreffen und froher hier verweilen, als gerade an diesem Tage, wo die Litterarische Gesellschaft bey einander war, um den Jahrestag ihrer Stiftung festlich zu begehen. Ich eile, Ihnen von dieser patriotischen Verbindung mehrerer höchst achtungswürdigen Männer einige Nachricht zu geben; denn sie verdient unter die Seltenheiten einer Provinzialstadt gerechnet zu werden, und hat zuverlässig viel, sehr viel zu dem

Patriotismus, der wahren Aufklärung und dem Gemeingeiste beygetragen, der nicht allein unter Halberstadts Bürgern, sondern selbst unter den Landleuten in der Provinz, so ausgezeichnet sichtbar ist.

Seit vierzehn Jahren nämlich bestehet hier unter dem obigen Namen eine Verbindung von einigen und funfzig Männern aus allen Ständen, die es sich zum Zwecke machten, sich mit vereinten Kräften möglichst gemeinnützlich zu machen, und insbesondere zur Verbreitung der Künste und Wissenschaften, der Vaterlandesliebe und des Gemeingeistes, der guten Sitten und jeder bürgerlichen Tugend sowohl unter sich, als unter ihren Mitbürgern hinzuwirken. Wer in die Gesellschaft aufgenommen zu werden wünscht, muß zuvor durch eine der Versammlung zur Prüfung vorgelegte Abhandlung darthun, ob und wie er für sie beeigenschaftet sey, dagegen hat jeder Freund, sobald er von einem Mitgliede eingeführt wird, freyen Zutritt. Damen aber sind von der Gesellschaft ausgeschlossen. — —

Jeden Mittwoch Nachmittags um halb fünf Uhr versammlen sich die Mitglieder. Eine Stunde ist der Unterhaltung über Neuigkeiten der Litteratur — zwey andere sind den Vorlesungen gewidmet, welchen die Mitglieder der Gesellschaft über

Gegenstände aus dem Gebiete der Wissenschaften aufgesetzt haben und halten.

Wer eine Ausarbeitung vorlesen will, kündigt solches acht Tage vorher an. Gewöhnlich sind es drey oder vier, und oft mehrere, die so für die Unterhaltung der Gesellschaft gesorgt haben. Von diesen Abhandlungen werden einige in die deutsche Monathsschrift eingerückt, andere den Ruhestunden, und — den mit der Gesellschaft verbundenen Gemeinnützigen Blättern einverleibet. Diese letzten, die nun schon so lange bestehen, als die Gesellschaft selbst, sind bestimmt, unter den Bürgern und Landleuten den Patriotismus anzufachen und nützliche Kenntnisse zu verbreiten. — Es erscheint deshalb wöchentlich ein Bogen, und ungeachtet des guten Papiers und Drucks für den äußerst geringen Preis eines Thalers für den Jahrgang. Die Beyträge dazu liefern die Mitglieder der Gesellschaft ohne Ehrenlohn, und den Ertrag davon benutzen sie zum Besten der dortigen Armen und bedürftigen Kranken; diesen wird dafür Arzeney und Pflege, jenen Holz, Flachs und andere rohe Materialien zum Verarbeiten gereicht.

Die Geschäfte der Gesellschaft, wozu namentlich die Redaction der Gemeinnützigen Blätter und die Verwendung der davon gezogenen Gelder mit gehört, so wie überhaupt die Aufrecht-

haltung ihrer wesentlichen Einrichtung und Gesetze besorgen vier Vorsteher, (deren jeder das Jahr über drey Monathe die Regierung hat,) und ein Protokollführer. Sie werden mittelst des Ballotirens jedes Jahr neu gewählt; indessen ist man seit mehreren Jahren mit der Führung des Regiments so wohl zufrieden gewesen, daß es nur unter wenigen Mitgliedern gewechselt hat; namentlich unter dem Cammerdirector Eichholz, dem Nestor der Gesellschaft, dem Consistorialrathe Streithorst, dem Prorector Nachtigall, dem Assistenzrathe Lucanus und dem Rector Fischer.

Ein vorzügliches Verdienst hat sich Letzter um die Gesellschaft erworben, theils durch seine mancherley und viel umfassenden Kenntnisse, theils durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel, theils durch den unermüdeten Fleiß, womit er seit vierzehn Jahren der Redaction der Gemeinnützigen Blätter vorsteht, und seit zehn Jahren auch die der deutschen Monathsschrift besorgt.

Neulich hat der jetzt regierende König, dem er seine Huldigungen freyer Liebe übersandte, ihm mit einem sehr gnädigen Cabinetsschreiben die große goldene Huldigungs-Medaille überschickt. Die allgemeine Freude, die solches in Halberstadt erregt hat, scheint mir ein unverdächtiger Beweis zu seyn, daß diese Ehrenbezeugung

nach den öffentlichen Meinungen einen verdienten Mann getroffen hat. Das erwähnte Cabinetsschreiben ist folgenden Inhalts:

„Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc. haben „die von dem Rector Fischer unter dem 19ten „d. M. eingereichte interessante Sammlung, die „Höchstdieselben jederzeit als ein unzweydeutiges „Denkmal der Liebe und Treue der Halberstädter „betrachten werden, mit vielem Vergnügen aufgenommen, und wollen Demselben nicht allein dafür aufrichtig danken, sondern ihm auch zum „Beweise des Anerkenntnisses seines hierdurch bestätigten, und schon längst bewiesenen Patriotismus die große goldene Huldigungs-Medaille „hiedurch übersenden.

Berlin, den 25sten December 1798.

Friedrich Wilhelm.“

Doch zurück zu der Litterarischen Gesellschaft. —

Es ist zu verwundern, wie viel durch die Vereinigung so weniger Männer, unter denen noch weniger begüterte Personen sind, in der kurzen Zeit ihres Daseyns bereits gewirkt ist. Die Gesellschaft hat jetzt ihr eigenes Haus, eine Sammlung von einigen tausend Büchern, eine Anlage zu einem Naturalien-Cabinett ꝛc. Das Symbol derselben ist: die Wahrheit — und das Standbild dieser gehuldigten Göttinn steht in der

Mitte ihres Versammlungssaales zwischen den Büsten des einzigen Friedrichs und seiner Thronerben, und Gellerts, Wielands, Lessings.

Der letzt verstorbene König ertheilte der Gesellschaft im Jahre 1797. ein eigenes Privilegium, und es gereicht seinem Andenken zur Ehre, die Verbindung wahrer Patrioten dadurch aufgemuntert, und politisch begründet zu haben. Denn ungerechnet, daß ihre Thätigkeit so manche drückende Bürde der Armuth erleichterte — so manches geistige Bedürfniß befriedigte, indem sie durch ihr Volksblatt gemeinnützliche Ideen verbreitete, schädliche Begriffe berichtigte, verkannte Pflichten einschärfte, und überhaupt auf sittliche Güte und moralische Vervollkommnung hinarbeitete — verdient mit Recht noch in Erwägung gezogen zu werden, wie mancher Kopf, der vielleicht auf immer geschlummert hätte, durch die erleichterte Mittheilung seiner Gedanken in ihrer Mitte, geweckt worden ist. An dem Tage, wo ich der Versammlung beywohnte, waren zwey und funfzig ihrer Mitglieder versammlet, und wurden folgende acht Vorlesungen gehalten:

1) C. R. Streithorst: über die Verbindung der Wissenschaften mit den Geschäften.

2) D. Hoche: über die wissenschaftliche Cultur Westphalens, und einige dortige gelehrte Gesellschaften.

3) C. R. Heyer: über die Ausschließung der Facultäts-Wissenschaften von den Unterhaltungen der Litterarischen Gesellschaft.

4) C. R. Schäfer: über die Kunst das Künftige vorher zu sehen.

5) Hr. Körte: Entwurf zu einer Litteratur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

6) Buchdr. Mathias: über den volksverderblichen Handel mit schlechten Liedern und Büchern, welche auf dem Lande herumgetragen werden.

7) R. Fischer: Uebersicht und kurze Anzeige der sämmtlichen Vorlesungen und Wirkungen der Gesellschaft in dem Jahre 1798.

8) Hr. R. Michaelis: über die Luftarten; wobey der Versuch gemacht ward, eine Stahlfeder und Phosphorus in dephlogistisirter Luft zu schmelzen.

Der Domdechant Graf von Alvensleben wohnte als Ehrenmitglied der Gesellschaft der Versammlung bey. Die Vorlesungen dauerten bis gegen 8 Uhr. Um diesen Festtag als solchen auszuzeichnen, blieb man zu einem freundschaftlichen Mahle bey einander; in der Regel begnügt man sich indessen mit der geistigen Unterhaltung.

An den drey Salven, welche mittelst einer Büchse auf die Gesundheiten des Königs und der Königinn ausgebracht wurden, war das merkwür-

dig, daß man mit phlogistischer und dephlogistischer Luft geladen hatte.

Zuletzt wurden noch einige patriotische Lieder gesungen, von denen die Gesellschaft eine eigene Sammlung, durch Mitglieder der Gesellschaft gedichtet, besitzt. — Frohsinn und Laune belebte die ganze Versammlung, wozu der alte Barde Gleim das ermunternde Beyspiel gab.

Zuletzt ward auch noch der abwesenden Mitglieder der Gesellschaft gedacht, unter denen selbige einen Dohm, Rochow, Göckingk, Schwarz, Tiedge, und einige Herren vom Militair zählt.

Wie angenehm mir dieser Tag war, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; ich fand an ihm eine meiner Lieblingsideen realisirt, — eine nicht geheime, sondern jedem offen stehende Gesellschaft zu sehen, zu der ein jeder durch erworbene Kenntnisse und Fleiß, sich den Zutritt verschaffen kann, die vielleicht mehr für die Bildung des Menschengeschlechts wirkt, als manche andere, welche dieß prächtige Aushängeschild trägt; — eine Gesellschaft, die gewiß in ihrem wenig ausgedehnten Wirkungskreise, und ohne Unterstützung des Staates, in der Provinz den nämlichen Nutzen bringt, welchen manche, ihre Mitglieder wohl besoldende, Akademie der Wissenschaften für das ganze Land bringen soll.

## 3.

## Danziger Wittwen- und Waysencasse für die hinterlassenen Angehörigen der Schiffer.

Es gehört viel Muth dazu, daß sich der Seemann von denen, die ihm lieb sind, entfernt und den Gefahren des Meeres anvertrauet. Noch bedenklicher ist die Lage seiner Frau und Kinder; denn nicht genug, daß sie den Mann und den Vater, wenn sie anders Brot haben wollen, die wenigste Zeit des Jahres zu Hause haben: es ist auch, wenn er verunglückt, mit dem Leben desselben die Hoffnung und der Wohlstand der Seinigen fast ganz dahin. Wie gut und löblich ist es daher, daß man, zur Schadloshaltung und Beruhigung für diejenigen, welche dieses gefährliche Gewerbe treiben, menschenfreundlich darauf denkt, die Familie des Schiffers nach seinem Ableben nicht ganz hülflos zu lassen. Dieser wird nun bey dem Schrecken des Todes, den er in den schäumenden Wellen vor sich sieht, nicht ferner auch durch den Gedanken noch gequält werden, daß die Seinigen nun vielleicht mit Hunger und Mangel kämpfen müssen.

Diese Betrachtung veranlaßte die Danziger Seeleute, mit Hülfe der Kaufleute und Schiffsrheder ihrer Stadt, eine Wittwen- und Waysen-Casse für die Angehörigen der Seeschiffer zu errichten. In der Dankadresse der Danziger Schiffergilde an die patriotischen Beförderer dieser vortrefflichen Stiftung hieß es unter andern:

„Für den Edelmuth und die Menschenliebe, womit der größte Theil der hiesigen ꝛc. Rhederey und Kaufmannschaft, auch andere Menschenfreunde und Gönner, uns bey Errichtung unserer Wittwencasse so thätig unterstützet, und diese gute Stiftung in ihrer Grundlage durch reichliche Geschenke gesichert haben, sagen wir, die Brüderschaft der hiesigen Seeschiffer, im Namen unserer Frauen und Kinder, und selbst im Namen der Wittwen und Waysen unserer spätesten Nachkommen, hiemit den ungesuchten und ungeheuchelten Dank eines ehrlichen Herzens. Sie haben uns gezeigt, daß Ihnen unser Leben und Wohl auch da, wo dasselbe mit Ihren uns anvertrauten Gütern in keiner Verbindung steht, nicht gleichgültig ist; sondern daß Sie auch an unserer häuslichen Ruhe und an dem Schicksale der Unserigen einen bedeutenden Antheil nehmen. Diese herzerhebende Achtung unseres persönlichen Glücks, wird unsern gewohnten, behutsamen und doch

pünktlichen Fleiß bey allen Geschäften, die Sie uns anvertrauen, um so sicherer erhalten, und unser Muth wird sich in den schrecklichsten Gefahren eines Berufs, dem der Tod so nahe ist, wo möglich noch erhöhen: wenn wir bedenken, daß wir einen Theil des Vermögens unserer Wohlthäter zu retten haben, daß daheim unsere Gatten- und Vaterpflichten erfüllt sind, und daß, wenn uns das Grab in den Wellen beschieden ist, unsere guten Hausmütter und lieben Kinder nur um den verlornen Freund, nicht mehr um das verlorne letzte Brot weinen werden" u. s. w.

Der Bestand dieser Wittwencasse ist nämlich durch die Geschenke der erwähnten Menschenfreunde — (7627 Fl. Danz. Cour.) und durch den Beytrag von 57 Mitgliedern zur Casse à 30 Fl. (1710 Fl.) also zusammen mit 9337 Fl. Danz. Cour. gegründet worden. Die sämmtlichen Unkosten zur ersten Einrichtung dieser Casse betragen

328 Fl. 12 Gr.

| | | |
|---|---|---|
| Baarer Cassenbestand ist | 8 — 4 — | |
| Bestätigtes Capital à 5 P. C. | | |
| in der Stadtcasse — | 9000 — — | |
| Summa | 9337 Fl. — | |

# VII.

# Patriotiſche Rügen.

## I.

### Rüge einer öffentlich geduldeten Harlekinade zur Untergrabung des Glaubens an die Würde und Verbindlichkeit der Eide.

Ein Churhannöveriſcher, ohnweit Nienburg an der Weſer angeſtellter Prediger, erzählte mir im May d. J. von einem höchſt anſtößigen Unfug einiger zügelloſen gemeinen Militairperſonen; und äußerte als ruheliebender und patriotiſcher Staatsbürger die Frage: ob ich, zur Warnung für Andere, deſſelben nicht in dieſem Archive erwähnen wollte? — Da und ſofern dieß ohne perſönliche Nahmhaftmachungen und Bloßſtellungen (die nur erbittern) geſchehen kann, und das Archiv jeder Bekanntmachung, an welcher der reinpatriotiſche Zweck unverkennbar iſt, offen ſtehet: ſo hält ſich der Herausgeber verpflichtet, jener Aufforderung zur Minderung ähnlicher ſittenverderblicher Ereigniſſe, zu genügen. Ja, ſie hat ihn ſogar zu Betrachtungen eingeladen, die ihn bewogen haben,

seinem Archive künftig unter der Ueberschrift: Patriotische Rügen, eine neue Hauptabtheilung hinzu zu fügen. Das in Rede stehende Aergerniß ward auf folgende Art gegeben und genommen:

„Im Frühjahre 1798. wurden einige Regiments-Artilleristen mit einigen Unterofficieren in den hannöverischen Flecken Steuerberg bey Nienburg einquartirt. Ein Officier war entweder nicht mit detaschirt worden, oder hatte wenigstens in Steuerberg selbst nicht Quartier genommen. Einer von den muthwilligen Gemeinen, dem Vorgeben nach, einst der Mönchszelle entsprungen, war in Hinsicht auf Religionsangelegenheiten das, was man halb, oder falsch aufgeklärt nennet, d. h. einer von den gefährlichen Menschen, welche mit ihrem Mondenlichte die ganz finstern Köpfe so gern irre machen, und mit der Blendlaterne ihrer Afteraufklärung so gern Aufsehen erregen und blenden.

Ich weiß nicht, galt es irgend einer nicht anders zu verführenden Unschuld unter den Mädchen des Orts, oder wollte man bloß, um die Zeit zu tödten, eine christlich-religiöse Handlung zu einer belachenswerthen Posse herabwürdigen; genug jener entlaufene ehemalige Mönch unter den Kanonieren kleidete sich, so gut es sich thun ließ, als ein Geistlicher; zwey von seinen Kriegsgefährten maskirten sich als ein Brautpaar und die übrigen

machten die Trauführer und Hochzeitgäste, so ging nun der Zug mit seinem neugierigen müßigen Anhange durch das Städtchen nach einem freyen Platze hin. Hier ward ein Kreis geschlossen und die nachgeäffte Handlung der ehelichen Einsegnung mittelst des vorgeblichen Priesters begann. Zuerst stimmte man frevlerisch ein geistliches Lied an; wenigstens vernahmen Zuschauer, die, aus Scham und Scheu vor dem frechen Muthwillen, nur in der Entfernung beobachteten, ganz deutlich die Melodie eines gewöhnlichen Kirchengesanges. Dann ward die Pseudo-Trauung selbst förmlich vollzogen, bey der man es, nach der Erzählung einiger dabey gegenwärtigen jungen Leute des Städtchens, an skandalösen Witzeleyen und schmutzigen Anspielungen und Unflätereyen nicht fehlen ließ. Die ganze Farce endete — auf eine ihrer würdige Art, deren weiteres Detail ich aus Achtung für meine Leser übergehe.

Der übrige Tag und die Nacht ward nun der Lust und schrankenlosen Freude zu Schlußopfer dargebracht.

Daß die Steuerberger, ein guter noch ziemlich unverdorbener Schlag Leute, gewaltig die Köpfe schüttelten, bittere Bemerkungen machten, und den Schaden, der daraus für ihre Jugend entstehen mußte, wenn auch nicht klar und bestimmt dachten, doch dunkel ahneten, läßt sich leicht er-

warten. Auch lehrte die Erfahrung bald, welche Folgen Zügellosigkeiten dieser Art zu haben pflegen. Die Unterofficiere, die ihre Schuldigkeit entweder nicht kannten, oder aus mißverstandener Güte und Nachgiebigkeit nicht kennen wollten, als eine religiöse Feyerlichkeit durch jenes Possenspiel derer, die ihnen untergeordnet waren, entehret und lächerlich gemacht werden sollte, hatten durch eine gewisse Theilnahme daran ihrer eigenen Würde viel vergeben, und daher auch nicht Autorität genug, als bald nachher die nämlichen Artilleristen durch ihre Händel mit einer andern Militairperson und mit einigen Einwohnern von Steuernberg das größeste Unglück hätten anrichten können. Denn es kam bald zu blutigen Thätigkeiten, indem einer von den Artilleristen das Seitengewehr zog, und den einheimischen Soldaten verwundete, sich auch durch niemand in die Schranken der Ordnung verweisen lassen wollte. Die Steuerberger Bürgerschaft, höchst aufgebracht über diese unverantwortlichen Stöhrungen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, wußte sich nicht anders zu helfen, als durch Anziehung der Sturmglocke. — — Es war bloß der Mäßigung der Bürgerschaft, so wie der Geistesgegenwart und den Zuredungen ihres Vorstehers zuzuschreiben, daß nicht das größeste Unglück jetzt erst begann, und daß man sich im Gegentheil damit begnügte, die Ruhe und den Frie-

den

den bis auf weitere Untersuchungen wieder hergestellt zu haben. Aber wird man bey ähnlichen Ereignissen überall und zu allen Zeiten, auf so viel Vernunft und Mäßigung rechnen können? — —

Ich breche hier die Erzählung des fernern Herganges ab, weil meine Absicht keinesweges ist, Personen, die ich verehre, auch nur entfernt zu compromittiren; aber drey Fragen noch erlaube man mir:

1) Wenn nach den in christlichen Staaten allgemein geltenden Grundsätzen, so wie nach den Aussprüchen der Vernunft und Religion, die ehelichen Verhältnisse heilig und ehrwürdig seyn sollen, und mit dem Wohle der Gesellschaft in der engsten Verbindung stehen: müßten dann nicht die Obrigkeiten in einem solchen Staate jede Harlekinade, die dieser Ehrwürdigkeit und Heiligkeit doch wahrhaftig nicht günstig seyn kann, unaufgefordert hindern und rügen? —

2) Wenn ohne Ehrfurcht für den Eid überhaupt in der Länge kein Staat bestehen und glücklich seyn kann, werden wir dann folgerecht handeln, wenn wir frech irgend eine Art der feyerlichen Ablegung einer besondern Zusage öffentlich mit Leichtsinn behandeln, oder behandeln lassen? —

3) Wenn endlich der Staat — ich will nicht einmal sagen, die Würde irgend einer Religion anerkennet, sondern nur — nach den Gesetzen der bürgerlichen Duldung jeder Meinung und jedes Cultus, seine Religionsgesellschaft schützen will und soll, darf es denn den öffentlichen und policeylichen Beamten eines Ortes ungeahndet hingehen, wenn sie auch nur eine religiöse Feyerlichkeit dieser Religionsgesellschaft ungestraft lächerlich machen lassen? —

Spielet mit der Ehe — mit dem Eide — mit der Religion, oder lasset — lasset die rohen und fühllosen Spötter des Ehrwürdigsten mit der Ehe, mit dem Eide, mit der Religion spielen: und — — es eröffnen sich Scenen, von denen das Auge des Patrioten mit Entsetzen sich wegwendet!

Der Herausgeber.

2.

## Zweifel und Frage eines churmärkischen Landesstandes *).

Man erlaube einem Patrioten, der kein Pommer ist, die Frage:

„Hat der in den öffentlichen Blättern angezeigte „Patriotismus der Pommern einen größeren „Werth, als der Patriotismus der andern „Provinzen der preußischen Monarchie, wel„che — vom Gefühle und der Ueberzeugung „angetrieben — den Willen ihres Herrn und „Königs schweigend und ohne Geräusch erfül„len?“

Die Tugend, dünkt mich, haßt jeden eiteln Schmuck und ist dem prahlenden Wortgepränge

*) Auf Verlangen eingerückt. Den Namen des edeln Einsenders dieses kleinen Beytrages für das patriot. Archiv öffentlich zu nennen, ist mir nicht erlaubt worden. Indessen bin ich meinem Herzen die Erleichterung schuldig, den Lesern die Versicherung zu geben, daß Er, einer der ersten königlichen Vasallen, als erklärter Vaterlandsfreund und anerkannt verdienstvoller Staatsbürger, die ungetheilte Achtung seiner Mitstände und die dankbare Liebe aller Volksclassen genießt.

Der Herausgeber.

seind. Und wenn Gehorsam ihre Pflicht ist: so erwartet sie, indem sie ihr genüget, mit Bescheidenheit die Zufriedenheit des Gesetzgebers und den Beyfall der Welt, und sucht durch Thaten der Beharrlichkeit und Treue Andere zur Nachahmung zu reizen.

---

## 3.

## Weisung für einige vorlaute Juristen.

Man ermuntert bey jeder Gelegenheit zur unerbittlichen Strenge gegen alle unwürdigen Glieder des geistlichen Standes; und zwar von Rechts wegen. Aber warum empfehlen wir nicht die nämliche unerbittliche Strenge gegen ungerechte Richter, gegen treulose Anwälde, gegen gewinnsüchtige Advocaten, die, ungeachtet ihrer täglichen Schurkereyen, Chikanen und Geldschneidereyen, das Von Rechts Wegen immerfort im Munde führen, und gewiß nicht weniger Unheil anrichten, als irgend ein anderer treuloser Staatsbeamte?? —

Indessen wird freylich das ungebührliche Sporkulieren und die Geldschneiderey mancher Juristen wahrscheinlich erst dann ein Ende gewinnen, wenn unsere Regenten durch langen Frieden und weise

Sparsamkeit in den Stand gesetzt seyn werden, ihren Beamten eine vollkommen hinlängliche Besoldung zu geben, so, daß diese mit den Ihrigen nicht nur ohne Nahrungssorgen, sondern auch ihrem Stande gemäß leben und ihrem Landesherrn Ehre machen können, auch ferner nicht mehr genöthiget sind, sich auf Nebenwegen und durch das Sportulieren zu helfen. Beym Kampfe mit häuslichem Kummer ist es unmöglich, daß Einer sein Amt freudig und gut verwalte; und Noth tritt nur zu häufig der Heiligkeit des Gewissens zu nahe.

# VIII.

# Abgebrochene patriotische Aeußerungen.

## 16.

## Beytrag zur Milderung harter Urtheile über Deutschlands Regenten.

Jeder thätige Patriot, der auf Consequenz in seiner Wirksamkeit Ansprüche macht, möge es sich angelegen seyn lassen, das beglückende Band zwischen Deutschlands Regenten und Unterthanen unter andern auch dadurch wieder fester zu knüpfen, daß er, es sey im Umgange, oder als Schriftsteller, jeden verkannten, jeden schief und hart beurtheilten Staatsbeamten (die Höchsten, wie die Untergeordneten) da in das verdiente Licht stelle, wo Andere schwarz zeichnen; da liebreich entschuldige, wo Andere vorschnell verdammen.

Wagener.

„Könige und Fürsten sehen die Menschen viel öfter von ihrer schlechten, als guten, von ihrer verächtlichen, als hochachtungswürdigen Seite. Sie sind daher gewissermaßen zu entschuldigen, wenn sich Geringschätzung, oder gar Haß der Menschheit, bey ihnen festsetzt.

Sind sie von Natur zur Milde geneigt, so wird dieser Haß sich mehr in Betrachtungen, als in Handlungen ergießen; sind sie mit geringerer Empfindsamkeit geboren, so wird er sie hart und grausam, und dadurch, außer ihrem Volke, auch sie selbst elend machen; denn Menschenhaß duldet keine Zufriedenheit in der Seele.

Das Verwahrungsmittel gegen dieses Uebel muß die Betrachtung geben: daß zum richtigen Urtheil über die Menschheit die Lage eines Regenten die am wenigsten vortheilhafteste ist. Wenn dieser sich fragt: was sehe ich, das nicht böse und verächtlich wäre? so muß er zugleich sich fragen: was kann ich viel weiteres sehen?

Der Regent ist zuerst Ausspender von Aemtern, Ehrenstellen, Reichthümern, Gnadenzeichen. Wie natürlich, daß ihm hier Habsucht und Hochmuth, mit den sie begleitenden Lastern des Neides, der Verläumdung, der Schmeicheley, jeden Augenblick sichtbar werden, indessen die sanften ruhigen Tugenden der Genügsamkeit und Bescheidenheit sich seinen Blicken entziehen.

Der Regent ist ferner nicht bloß Gesetzgeber; er ist auch oberster Richter. Wie selten kann er da Friedfertigkeit, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Großmuth, die alle keiner richterlichen Erkenntnisse bedürfen — und wie oft muß er

Streitsucht, Unterdrückung, Raubluſt, Bosheit erblicken!

Der Regent führt endlich über alle untergeordneten Diener und Verwalter des Staats die Aufsicht. Wie leicht übersiehet er hier Treue, Pflichtmäßigkeit, Ordnungsliebe, die, weil sie der Regel gemäß sind und nicht anders erwartet werden, immer nur schwachen Eindruck machen; aber wie nothwendig müssen Untreue, Versäumniß, Verrath, als wider die Regel und dem öffentlichen Wohle gefährlich, seine ganze Aufmerksamkeit fesseln!

Sind denn aber jene liebens- und hochachtungswürdigen Tugenden darum, weil sie weniger, als die entgegenstehenden Laster sichtbar sind, in der Menschheit nicht da? — Man mache doch nur die einzige Betrachtung: daß ohne Genügsamkeit und Bescheidenheit das Gewühl um den Thron unabsehlich, ohne Friedfertigkeit und Gerechtigkeit die Zahl der Gerichtshöfe unendlich, ohne Wohlthätigkeit und Großmuth das Elend viel verbreiteter und schrecklicher, ohne Treue und Pflichtliebe die ganze Verwaltung des Staats unmöglich seyn müßte."

17.

## Das Band der Liebe.

Ein weiser Fürst, der das Glück der Völker macht, und das seinige in der Tugend findet, fesselt die Menschen mit einem hundertmal stärkern Bande, als das ist, welches die Furcht knüpft; — es ist das Band der Liebe! Man gehorcht ihm nicht nur, sondern man gehorcht ihm auch gern; er regiert in aller Herzen.

Fenelon.

---

18.

## Nachruhm.

Fürsten! lernet jeden Elenden verachten, der in seinem verkehrten Sinn, und in seines Herzens Härtigkeit Euch saget: der mit Blut besudelte Eroberer sey größer, als der weise, gerechte, menschliche Mann! Der Kranz, geflochten mit blutiger Hand auf dem Schlachtfelde des Eroberers — er welket bald; er kühlet die Schläfe nicht, wenn das rauchende Blut der Erschlagenen um die Stirne dampft, und die glühende Thräne der Verwaiseten brennend auf die Seele fällt; aber

dauernd ist der immer grüne Kranz, den ächte Weisheit ihren Verehrern windet: deckt auch einst Marmor oder Staub sein moderndes Gebein, dieser Kranz wird aufbewahrt im Tempel des schönern Nachruhms; und wenn auch ein stürmischer Hauch dem Kranze ein Blümchen raubte, der dankbare Enkel hebt es auf, bethaut es mit Thränen des Dankes, windet es wieder ein, und unverweslicher grünet der Kranz! —

---

## 19.

## Politische Widersprüche.

Die Revolution, die durch französische Waffen in der Schweiz bewirkt worden ist, hat eine Seite, deren häßliche Gestalt sich durch keine Kunst verschönern läßt. Es kann hierüber in Europa nur Eine Stimme seyn, die Meinung nämlich: daß die französische Nation an der Schweiz, wo nicht unrecht, doch ganz offenbar unedel handelte. Dieses Gefühl liegt so tief in den Herzen aller entfernten Zuschauer des traurigen Schauspiels, das in der Schweiz aufgeführt wurde, daß es vergebliche Mühe seyn wird, die Eindrücke des Mißwillens zu vernichten, die dasselbe zurückgelassen hat. Was hätte Frankreich thun können, um sich

den Dank und die Bewunderung von Europa zu verdienen! Und was hat es hingegen nicht alles gethan, um die Verwünschungen ganzer Nationen auf sich zu laden! Um fernere Revolutionen mittelst der Franzosen, zu verhindern, bedurfte es in der That weiter nichts, als einer solchen, wie sie die Schweiz erfahren hat.

Ueberall scheinen die Franzosen sich in Widerspruch mit sich selbst verwickelt zu haben. Ihren Manifesten zu Folge führten sie nur mit den Oligarchen den Krieg, und gleichwohl plünderten sie nur die Nation. Die Schätze, die man wegschleppte, waren nie das Eigenthum der Regierungen, sie waren nur das Eigenthum der Nation; durch ihre Hinwegschleppung raubt man der Nation ein Gut, zu dessen Schützung sich die französische Regierung auf die feyerlichste Weise angeboten hatte. Wenn die Nation, als sie Krieg führte, wirklich nur der verblendete Theil, nur das blinde Werkzeug in den Händen der Oligarchen war, ist es denn auch gerecht, diese Nation, und nur diese allein, ihrer Verblendung wegen, zu strafen? — Und hatte denn auch Frankreich ein Recht, selbst die Oligarchen zu strafen? — Kam dieses Recht nicht vielmehr den Schweizern zu, gegen die allein sie sich vergingen? — Wenn es gegen den Willen der Schweiz war, daß die Oligarchie feindselig gegen Frankreich verfuhr, so war

durch ein solches Verfahren vielmehr die Schweiz, als Frankreich beleidiget, und nur allein dem beleidigten Theile kömmt das Recht zu, den Beleidiger zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Wenn Frankreich ein Recht hatte, sich gegen die Glieder der schweizerischen Coalition zu beschweren: so hatte es doch darum noch kein Recht, die Völker zu plündern, die das Glück oder Unglück hatten, unter der Regierung dieser Glieder zu stehen, und es hat ein solches Recht noch um so weniger dann, wenn es vorgiebt, nur mit Königen und Fürsten, und nicht mit Völkern Krieg führen zu wollen. Seit Frankreich angefangen hat, die Freyheit um so hohen Preis zu verkaufen, können die Gegner der Republiken unbesorgt seyn. Man wird nämlich in keinem Lande mehr auf solchen Wegen und durch solche Führer, zur angepriesenen Freyheit zu gelangen wünschen.

---

## 20.

## D. M. Luther an die Stürmer seiner Zeit.

Könnet Ihr nicht denken, oder rechnen, lieben Freunde? Wenn euer Fürnehmen sollt' recht seyn, so würde ein jeglicher wider den andern Richter werden, und keine Gewalt, noch Obrigkeit, Ordnung, noch Recht bleiben in der Welt, sondern

eitel Mord und Blutvergießen. Denn sobald er sähe, daß ihm Jemand Unrecht thäte, würde er zufahren, und selbst ihn richten und strafen. Ist nun das unbillig und nicht zu leiden von einer einzelnen Person, so ist's auch von keiner Rotten noch Haufen zu leiden. Ist's aber von einer Rotten oder Haufen zu leiden, so kann man's mit keinem Fug noch Recht, der einzelnen Person wehren. Denn es ist auf beyden Theilen gleiche Ursache; nämlich — das Unrecht. Und wie wollt Ihr thun? wenn in Eurer Rotte sich anfinge solcher Frevel, daß sich ein jeglicher wider den andern setzet, sich selbst rächet an seinem Beleidiger? Wollt Ihr's auch leiden? Würdet Ihr nicht sagen, er sollte Andere lassen richten und rächen, die von Euch gesetzt wären? Wie wollt Ihr denn für Gott und die Welt bestehen, daß Ihr Euch selbst richtet und rächet, ja wider Eure Obrigkeit von Gott verordnet?

---

## 21.

## Der kranke Staat.

Längst hatte der Staat die Lungensucht; längst hatte er in seinen Gliedern Schwere gefühlet, und keine Arzney wollte helfen.

Das Concilium der Aerzte war, wie gewöhnlich, unter sich uneins; alle aber kamen darin überein, daß der Kranke schwer zu curiren sey: denn sein Auge scheue und ekele sich an der Medicin, sein Mund schließe sich ihr, Hände und Füße erstarrten und der Magen gebe sie von sich. Ein einziger möge ihn etwa noch curiren, durch Kunst oder durch Zufall, und zwar ein altes Weib, die Armuth.

Die Armuth ward herbey gerufen; weit that sie ihren Mund auf, und sprach — die unverschämte Schwätzerinn sprach also:

„Närrischer Kranker, warum bist Du krank? Nur dadurch, daß Du der Natur undankbar, ein Feind Deiner eigenen Glieder, der jetzigen Zeit zur Schande, der künftigen zum Spott bist. Auf! nimm die Arzney, die Dir die bittere Wahrheit, die genaue Oekonomie, die arbeitsame Gerechtigkeit reicht, und Du wirst genesen!“

Der beschämte Kranke nahm sie und genas. Zur Verwunderung aller Schlucker, Seiltänzer, Schmeichler und Buben genas er wirklich.

## 22.

## Deutscher National-Charakter.

So wie es Deutsche giebt, welche an keinen deutschen Patriotismus glauben, und ihn kaum für möglich halten: so giebt es andere, die eben darum auch das Daseyn eines allgemeinen deutschen National-Charakters bezweifeln. Aber wie ist es möglich, nicht zu wissen, oder nicht zugeben zu wollen, daß das, was man bey uns Treu und Glaube nennt, daß des Deutschen gerader und offener Sinn; seine Bedachtsamkeit im Handeln; seine Tapferkeit; seine Neigung zur Industrie und Arbeitsamkeit; sein gründlicher, nicht glänzender Erfindungsgeist; seine Richtigkeit im Urtheilen; seine Neigung zum Denken; die glückliche Mischung seines Temparaments aus französischer Lebhaftigkeit und niederländischem Pflegma; seine richtige Schätzung der Verdienste fremder Nationen — und seine eben hieraus entspringende vernünftige, nicht aufbrausende, Freyheitsliebe — unverkennbare Züge des deutschen National-Charakters sind? — Wer kann es leugnen, daß des Deutschen bescheidene Schätzung seiner selbst, und eine gerechte Würdigung des Werths anderer Nationen; eine ganz vorzüg-

liche Empfänglichkeit, von Andern dankbar zu nehmen, und eine eben so hervorstehende Bereitwilligkeit ihnen wiederzugeben, was sie bedürfen; eine gerade dadurch ausgezeichnete Brauchbarkeit für andere Völker — Charakterzüge sind, die jeder wirklich Deutsche Mann durch Wort und That beweiset? — Dagegen liegt freylich seine Nachahmungssucht nicht in seinem Original-Charakter; nein! diese gehört zu den verderblichen Moden, welche die Reichen und Vornehmen aus Frankreich, dieser Quelle vielen Uebels, über den Rhein gebracht haben.

---

## 23.

## Geschäftszwang.

Ohne ungerecht gegen das viele Gute der verbesserten Erziehungsgrundsätze zu seyn, hat man doch nie gerechter, nie allgemeiner über den Mangel an ganz brauchbaren Männern in allen Ständen, über die täglich mehr einreißende Unwissenheit, über das baldige Ermüden in mühsamen und langweiligen Geschäften, und über die Menge gelehrter Pfuscher geklaget, als seitdem der Erziehungsschwindel die Deutschen befiel, und nun die Zöglinge aus dem Zeitalter des pädagogischen Unwesens im Dienste des Staats angestellt sind. Nur spielend, ohne

alle

alle Anstrengung der Geisteskräfte, und ohne frühe Gewöhnung an Ausdauer in der Thätigkeit, wollten unsere menschenfreundlichen Erzieher den tändelnden Knaben zum künftigen Gelehrten und Geschäftsmanne bilden, und verwarfen Alles als überflüßigen, altmodischen Kram, was ihm nicht mit der größesten Leichtigkeit beygebracht werden konnte. Allein welche unübersteigliche Hindernisse, welche unerträgliche Beschwerden muß nicht ein auf die Weise erzogener Jüngling finden, wenn er in die wirkliche Welt eintritt, und ein Amt, oder überhaupt ein Geschäft erhält, welches Anstrengung der Geisteskräfte und Emsigkeit erfordert? — Und wenn sie den Kampf dagegen scheuen; wie traurig stehet es dann um die Dienste, die sie dem Staate leisten sollen, und für die sie, aller Leichtigkeit und Leichtsinnigkeit ungeachtet, mit der sie dieselben leisten, des Lohnes so selten genug zu haben glauben. Es ist eine eigene, aber sehr wahre Erfahrung, daß die Lohnsucht im Verhältniß der Arbeitsscheu steigt, so wie das stille, thätige Verdienst immer an der Hand der Genügsamkeit einhergehet.

---

## 24.

## Schul- und Kirchenlehrer.

Ein Schulmeister, der seinen Schulknaben gründlich einschärft, und lebendig anschaulich macht, daß das Sittenverderbniß und die Geringschätzung der Obrigkeit eine Gott höchst mißfällige Sache sey, und daß Aufruhr und Zügellosigkeit unaussprechliches Unglück über ein Volk bringe, ist ein größerer Mann und ein verehrungswertherer Staatsbürger, als eine Excellenz, die das Wort Vaterlandsliebe zwar im Munde führt, aber durch ihre Handlungsweise keine zu Tage legt.

Ein weiser, geschickter, seiner Bestimmung gemäß handelnder Pfarrer und Schulmeister, kann auf dem Lande unglaublich viel Gutes thun, und zur Aufklärung seiner Gemeinde beytragen, nur muß man freylich in einem solchen Lande noch Achtung für Religion und ihre Lehrer haben. Der Pfarrer ist das Orakel der Alten. Der Schulmeister das Orakel der Jungen, oft auch der Alten. Ein Landvolk, worauf ein rechtschaffener Pfarrer und Schulmeister keinen Einfluß mehr hat, ist schon ein sehr verdorbenes Volk.

Ein irrgläubiger Prediger, der durch Lehr' und Beyspiel darauf hinarbeitet, aus seinen Gemeine-Gliedern gute Bürger, nicht nur jener, sondern auch dieser Welt zu bilden, und ihnen anschaulich zu machen, daß auch die bürgerlichen Pflichten in unzertrennlicher Verbindung mit den Pflichten der Religion stehen: ist vor Gott und Menschen mehr werth, als der rechtgläubigste Theolog, der mit unfruchtbaren Streitigkeiten über Glaubenslehren die Zeit tödtet, und darüber vergißt, seinen Zuhörern auch die Verpflichtungen einzuschärfen, die ihnen gegen Regenten und Obrigkeiten obliegen.

Bey karger Nahrung, bey täglichem Verdrusse, bey anhaltender Arbeit, bey Herabsetzung seiner selbst und seines Verdienstes (leider das Schicksal der meisten Schullehrer!) dennoch ein guter, redlicher Schulmann zu seyn, und seine Pflichten mit Freudigkeit (wie es seyn soll) zu erfüllen: das ist mehr, als viele Große begreifen, viel weniger thun können. Dergleichen äußerst brave Menschen giebt es daher auch nur wenige auf dieser Welt? — Weß ist die Schuld? —

---

# Anhang.

## Antwort auf Herrn Hennings Herausforderung im Genius der Zeit, das patriotische Archiv betreffend.

Herr Kammerherr Hennings tadelt im Genius der Zeit, und zwar im Juniusstücke d. J., einige Ausdrücke der Ankündigung meines patriotischen Archivs in einem Tone, der eine mir ungünstige vorgefaßte Meinung zu verrathen scheint und hier und da stark nach Bitterkeit schmeckt. Ohne Vorurtheil gegen einen Mann, der mir, so unerwartet früh, als ungereizt, den Fehdehandschuh hinwirft — ohne alle gegenseitige Bitterkeit im Herzen — und mit innigem Abscheu vor allen Kriegen, (sie mögen mit der Feder, oder mit dem Mordgewehre geführt werden,) antworte ich hierauf, was ich kalten Blutes zu antworten, meinen Lesern und mir selbst schuldig zu seyn glaube.

Ich bin auf meine, in jener Ankündigung dem Publicum vorgelegte, patriotische Idee, oder auf

die Art ihrer Bekanntmachung nicht so stolz, daß ich glauben sollte, die überstrenge Kritik werde an den darin enthaltenen, vielleicht nicht sorgfältig genug gewählten Ausdrücken nichts, gar nichts zu tadeln finden. Ich zweifelte auch nie, und zweifle seit dieser Henningschen Herausforderung weniger, als je, daß der Inhalt des Archivs selbst (ungeachtet aller angewandten Vorsicht, jede Gelegenheit zu Zank und Streit möglichst zu vermeiden) Gegner genug finden werde: aber wer konnte erwarten, daß Herr Hennings sogleich bey der Ankündigung des Archivs diesem streitsüchtig werde in den Weg treten und — schaden wollen? Und doch unterzieht er wirklich in seinem Junius-stücke eine längst zwecklos gewordene, vergessene Ankündigung seinem bittern Tadel, und mißdeutet sie hier und da, ohne auch nur mit einer Silbe des zu Ostern d. J. erschienenen ersten Archivstückes selbst zu erwähnen, dessen Inhalt doch seine harten Urtheile, wo nicht durchaus, doch größesten Theils, unterdrückt haben würde.

Mit Rücksicht auf meine Erklärung, daß das patriotische Archiv, seinem vorgelegten Plane gemäß, Wahrheit und Gerechtigkeit sich über alles theuer seyn lassen werde, ohne in der großen Angelegenheit des Tages auf der einen, oder der andern Seite (leidenschaftlich) Partey zu

nehmen, sagt Herr Hennings zuvörderst: „es sey weit empfehlungswürdiger, bescheiden und „stille Wahrheit zu suchen, und ohne sein Werk „laut der Gottheit, den Fürsten und dem Vater„lande zu weihen, in ruhiger Erwartung die Gott„heit alles lenken und die Menschen urtheilen zu „lassen.“ —

Nur etwas weniges über die einzelnen Punkte dieser Zurechtweisung:

1.

„ohne sein Werk der Gottheit — zu weihen.“

Wenn die bildliche Redensart: eine Schrift der Gottheit weihen, irgend einen vernünftigen Sinn haben soll, so kann der Schriftsteller natürlich nichts anders damit sagen wollen, als daß er bey seiner Arbeit die Gottheit unverrückter, als dieß in unsern Tagen des Schriftstellerleichtsinns sonst wohl zu geschehen pflegt, im Auge behalten, und der Gottesverehrung im Geiste und in der Wahrheit, d. h. der thätigen Ausübung der Religion, ernstlich das Wort reden wolle. Verdient es Tadel, wenn man eine Willensmeinung, von dieser heilsamen Tendenz, bey der Erscheinung einer Schrift, deren vorzüglichster Mitzweck ist, dem Verfalle, der Lauigkeit und Kälte in der Religion, besonders des Halb- und Falschaufgeklärten, entgegen zu wirken, unrecht erklärt und daran mit-

telst eines kurzen und kraftvollen Motto's bey jedem einzelnen Stücke erinnert?

2.

„ohne sein Werk den Fürsten zu weihen.“

Eben so wenig begreife ich, warum es in Hrn. Hennings Augen thöricht scheinen mag, eine Schrift auch den guten Fürsten Deutschlands zu widmen. Ich hatte mich in der angegriffenen Ankündigung deutlich genug hierüber erklärt und gesagt, daß ich nicht auf die etwanigen Fürstenblößen (denn die werden von hundert Zungen und durch nicht viel weniger Federn zur allgemeinen Notiz gebracht) sondern lieber auf ihre nicht selten verkannten liebenswürdigen Seiten aufmerksam machen, und dabey, gleich entfernt von Schmeicheley und Verläumdung, nur der Wahrheit huldigen wolle; indem ich hoffen müßte, daß eine Sammlung (unter andern auch) von Fürstentugenden ꝛc. dem Herzen guter Deutschen unbeschreiblich wohlbehagen — so manches vorschnelle, harte Urtheil über die Großen unterdrücken, und auch in dieser Hinsicht den Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit neu beleben werde. Aber freylich mag dieß leider nicht nach dem Sinne mancher Schriftsteller und Leser, vielleicht nicht einmal ein der egoistischen Klugheit angemessener Plan seyn, da man allerdings auf mehr Leser und auf lauteren

Beyfall rechnen darf, wenn man über jede von oben herab gegebene Blöße unbarmherzig herfällt, und vor überströmender Tadelsucht selbst das gerechte Lob veralsäumet.

3.

„ohne sein Werk dem Vaterlande zu weihen.“

Auch dieß sollte Tadel verdienen? Es wäre wirklich unnütz, und sogar verwerflich, wenn patriotische Schriftsteller, nach Maßgabe ihrer Kräfte, sich bemühen, zur Wiederbelebung des entschlummerten Gemeingeistes und des ächten Patriotismus (so, wie er unter Deutschen möglich und beglückend ist) ihr Schärflein beyzutragen — den leidenschaftlichen Revolutionsfreunden und den Reformationssüchtigen die Ueberzeugungen der kühlen Vernunft — nicht intolerant und verfolgend aufzudringen, sondern — freundlich und wohlmeinend zur Prüfung vorzulegen — dem innern Frieden in Deutschland das Wort zu reden, und auf diese Art ihre etwanigen Schriftstellertalente dem geliebten Vaterlande im eigentlichsten Sinne zu widmen? —

4.

„ohne sein Werk laut — zu weihen?

Seit wann ist es denn unschicklich und ungewöhnlich, daß eine Zeitschrift, die es kühn versucht,

sich an die dichten Reihen ihrer gleichzeitigen Schwestern anzuschließen, ihre Tendenz laut (und das kann hier doch wohl nur heißen öffentlich) bekannt macht, und sich ihrem Publicum vorläufig empfiehlt? — Seinen Zweck muß billig jeder Schriftsteller, der verstanden und richtig beurtheilt seyn will, ankündigen und erklären, und — stille Ankündigungen, oder heimliche Erklärungen mögten wahrscheinlich in der Gelehrtenrepublik kein Glück machen. Und — wäre denn alles, was laut gesagt und öffentlich gedruckt wird, darum, weil es lautbar und öffentlich gemacht wird — unbescheiden?

§.

## „in ruhiger Erwartung die Gottheit alles lenken zu lassen."

Ich begreife nicht, warum es der Herr Kammerherr nöthig findet, diese treffliche Lehre mir zu empfehlen, der ich bey jeder schicklichen Gelegenheit Allen, welche die Reformationssucht, oder gar der Revolutionsschwindel ergriffen hat, zuzurufen pflege: „Lernt die Frucht der Natur dem „Treibhaus-Erzeugnisse vorziehen; übereilet nichts, „vielmehr überlasset ruhig der Zeit, was sie allein „am besten zur Reife bringt; gehet überall nicht „stürmend zu Werke, weil Ihr viel leichter nieder„reißet, als wieder aufbauet; überzeuget Euch,

„daß jeder gewaltsamen Umschaf-
„fung der Dinge Schreckensscenen al-
„ler Art auf den Fuß. nachzufolgen
„pflegen; daß das Ziel solcher Refor-
„men fast immer verfehlet, oder doch
„um einen viel zu theuern Preis errun-
„gen wird; und daß der ruhige Gang
„der Zeit, den die Vorsehung selbst
„vorzeichnet, und den sie selbst
„in allen ihren Veränderungen
„nimmt, der sicherste, und für Alle
„insgesammt — für die Geschlechter der
„gegenwärtigen und künftigen Zeit —
„der wohlthätigste ist.“ *)

6.

„und die Menschen urtheilen zu
lassen.“

Wo habe ich je dem gerechten Urtheile meiner billigen und competenten Richter vorgreifen wollen, oder dasselbe unbenützt gelassen? — Und wie könnte ich es je hindern, daß selbst unbillige und unbefugte Richter über meine und meiner Mitarbeiter Worte rechten und richten?

7.

Herr Hennings sagt ferner in einem, vielleicht jeden andern, nur mich nicht, erbitternden

*) Worte der angegriffenen Ankündigung.

ironischen Tone: „Der Herausgeber (des Archivs) „hat die Bearbeitung eines Gegenstandes übernom„men, von dem man nicht einsieht, wie er seiner „Lage angemessen ist. So erhaben auch sein „Haupt in der Region parteyloser Wahrheit seyn „mag, so müßte er doch in der niedern Gegend „leben, in der er die Gegenstände überschauen „kann, die er beschreiben will, und wie dieß der „Fall eines Feldpredigers in dem großen Gebiete „der Politik seyn könne, läßt sich nicht einsehen.“

Ein schwergebaueter und — mir wenigstens nicht verständlicher Periodus. Lassen sich von oben herab die Gegenstände freyer überschauen und bestimmter unterscheiden, so begreife ich nicht, warum man in einer niedern Gegend leben müsse, um die Gegenstände zu überschauen, die man beschreiben wolle? Und — die Region der parteylosen Wahrheit den Gegenden, wo nichts als Parteyen herrschen, entgegen zu setzen, also von dem, der Gegenstände beschreiben will, zu fordern, daß er Partey nehmen soll, oder vorauszusetzen, daß er Partey nehmen müsse — diese Meinung kann ich Herrn Hennings nicht aufbürden. Wo ist nun der Faden in diesem Labyrinthe? So viel scheint zu erhellen, daß Herr Hennings von falschen Voraussetzungen ausgeht und bald den Feldprediger mit dem Schriftsteller, bald patriotische mit politischen Schriften verwechselt.

Das patriotische Archiv soll nicht politischen Inhalts seyn, und man kann allerdings ein thätiger Patriot seyn, und doch weder etwas von der höheren Politik verstehen, noch sich damit befassen wollen. In einem solchen Falle glaube ich mich zu befinden, der ich alles politische Kannengießern, so fern es leidenschaftlich getrieben wird, sogar als unpatriotisch verwerfe. Nach Maßgabe des eröffneten und auch bereits durch zwey Archivsstücke realisirten Planes *) beschränke ich mich vielmehr einzig darauf, meine Zeitgenossen in verschiedenen Formen zu ermuntern, „vor allen Dingen nur erst selbst zu ihrem Theile gute Menschen, redliche Familienglieder, zufriedene, folgsame Unterthanen und für ihr Vaterland erwärmte Staatsbürger zu seyn, übrigens aber die Regierungssorgen und Staatsreformen in Deutschland ruhig Denen zu überlassen, welche die gütige und gerechte Vorsehung zu unserer Obrigkeit auserseh en und, als solche, verantwortlich gemacht hat.“

Sollte es übrigens größerer Talente hierzu be-

*) In meiner Anrede an Schriftsteller und Leser jedes Standes vor dem ersten Stücke des patr. Archivs, die ich in mehr als einer Hinsicht zu lesen, Herrn Kammerherrn Hennings recht sehr bitte, heißt es unter andern auch: „Hier ist nicht der Ort, noch die Absicht, Regierungsformen gegen Regierungsformen zu halten, sich in „Entwickelungen politischer Systeme einzulassen, politische Räthsel zu lösen, politische Träume zu träumen.“ ꝛc.

dürfen, als mir zu Theil geworden sind, so ist es doch gewiß völlig gleichgültig, ob ich als patriotischer Schriftsteller, Feldprediger und nur Feldprediger, oder etwas ganz anders bin — eine Wahrheit, so allbekannt und so unbezweifelt, daß ich mich wundere, den Herrn Kammerherrn, der schon so lange schriftstellert, erst noch darauf aufmerksam machen zu müssen.

8.

Wenn Herr Hennings der Meinung ist: „es sey für und wider die Verfassung der Völker „eigentlich sehr wenig geschrieben:“ — so will ich ihm den gewiß nicht leichten Beweis eines solchen nur beyläufig geäußerten Urtheils zwar gern erlassen; indessen muß ich doch bey dieser Gelegenheit, also ebenfalls nur beyläufig, bemerken, daß, nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten, unserer Staatenverfassung oder dem innern Frieden, d. h. der Ruhe und Ordnung in Deutschland, auch diejenigen Schriften nicht günstig sind, welche — wie im Vorbeygehen, und oft da, wo man es am wenigsten erwartete — das gegenseitige Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern, zwischen den adelichen und den bürgerlichen Ständen, allgemach untergraben — das unersetzliche Kleinod der staatsbürgerlichen Zufriedenheit immer mehr hinweg raisoniren — und selbst dem gutmüthigen, aber durch romanhafte Ideen verstimmten

Deutschen die Sehnsucht nach einer politischen Vollkommenheit beybringen, welche so wenig in Westen, als in Norden, ja überall nirgends in dieser sublunarischen Welt zu finden ist —

Aber freylich wird dies Herrn Hennings nicht befriedigen; denn er erklärt:

9.

„Er könne der Meinung, daß die parteyische„sten Schriften für und wider die Verfassungen der „Völker einen nicht zu berechnenden Nachtheil her„vorbrächten, nicht beypflichten; Er müsse viel„mehr die Verfolger und Intoleranten „für die einzig schädlichen Menschen halten; man „neige sich aber zu diesen, wenn man Schriften „einen unsäglichen Nachtheil beylege.“

Was diese letzte Bemerkung betrifft, so wird Herr Hennings schwerlich das Kränkende verantworten können, welches sie für mich enthalten soll — für mich, der ich der Intoleranz in Meinungen und dem daraus herfließenden Verfolgungseifer von Herzen gram bin, und mich hierüber gleich in der ersten Abhandlung des Archivsstückes Seite 30 ausführlich und bestimmt erklärt habe *).

*) Es heißt daselbst unter andern: „Ich rechne viertens zu „den Ruhestöhrern Deutschlands auch die Verketzerer „Ihre Zahl ist Legion; und wehe dem Denker, der, im „warmen Gefühle für Wahrheit und Recht, nicht jeden „seiner Schritte gehörig abmißt. Wie leicht ist es,

10.

Ich habe übrigens da, wo von dem leidenschaftlichen Partheyergreifen mancher Schriftsteller in der Angelegenheit des Tages, die Rede ist, mich — im Hinblik auf die gewöhnlich in der Mitte liegende Wahrheit — des ungemessenen Ausdrucks bedient: „Sie alle verletzen (mehr oder weniger) das in medio veritas; ich gehöre zu keiner Partey, nur die Wahrheit ist mir theuer.“ — Herr Hennings findet diese meine Behauptung hart und ungerecht; und ich — weit entfernt von eitler Rechthaberey — finde jetzt das nämliche. Ich hätte allerdings nicht: „sie alle“, sondern: „fast alle“ sagen sollen; und bitte deshalb diejenigen Schriftsteller aufrichtig um Verzeihung, welche sich mit Herrn Hennings, wegen jenes nicht auf die Goldwage

„von ihnen gewissenlos auf immer gebrand-
„markt zu werden! — — Die politisch-litterari-
„schen Großinquisitoren bewirken von dem, was sie mit
„ihren Verketzerungen erzielen, nicht selten gerade das
„Gegentheil. Sie wollen dadurch die Ruhe Deutschlands
„sichern; aber — welch ein verächtliches Mittel
„zur Erreichung eines so edlen Zweckes! — Oder
„müßte man im Ernste Leser und Schriftsteller, Vorge-
„setzte und Untergebene, Fürsten und Unterthanen ent-
„zweyen, gegen einander hetzen und miß-
„trauisch machen, um so den Landfrieden zu
„sichern?“ —

gelegten Ausdrucks der Ankündigung, durch mich beleidiget halten mögten.

Noch viel dringender aber, und bey der Wahrheit und Gerechtigkeit, welche jedem ehrlichen Schriftsteller über alles theuer ist, bitte ich Herrn Hennings, meinen Bemühungen, als patriotischer Schriftsteller der Menschheit zu nützen, um einzelner, übereilter Worte und Ausdrücke willen, keine Hindernisse mehr in den Weg zu legen, und den gewiß wohlthätigen, gemeinnützigen Zweck meines Archivs nicht ferner in einer vorgefaßten Meinung, oder leidenschaftlich, zu übersehen.

Sam. Chr. Wagener.

---

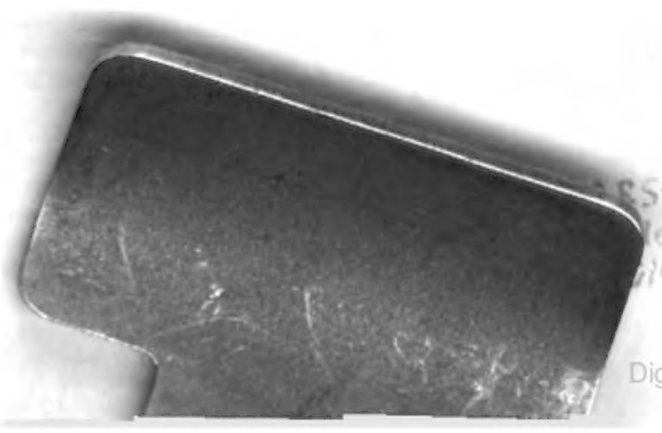
Digitized by Google

Digitized by Google

1,1.2 + 2,1.2 = 1500.–

Okt. 84

Aug. 85



Digitized by Google

Digitized by Google